~~Zc III 56. i.~~

L. arab. o 12/9

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Aus dem
Persischen, Türkischen
und
Arabischen
nach
Petis de la Croix, Galland, Cardonne,
Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus
und Anderen,
übersetzt
von
F. H. von der Hagen.

Neunter Band.

Prenzlau,
Druck und Verlag der Ragoczyschen Buchhandlung.

1828.

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Neunter Band.

Inhalt des neunten Bandes.

	Seite
Geschichte Abdal Motallabs des Weisen.	
Fünfhundert und neunzehnter Tag	1
520ster Tag	5
521ster Tag	8
Geschichte Yarabs, des Richters.	
522ster Tag	13
523ster Tag	17
524ster Tag	21
Geschichte Temim Dari's, des Soldaten	25
525ster Tag	26
526ster Tag	30
527ster Tag	34
Geschichte Abutalabs, des Schriftgelehrten	38
528ster Tag	40
529ster Tag	43
530ster Tag	48
Beschluß der Geschichte von Mahomeds Geburt.	
531ster Tag	52
Geschichte Naûrs Königs von Kaschemir	55
532ster Tag	57
533ster Tag	63

Seite
Geschichte Naerdans und Güsülbeks : : : : 64
534ster Tag : : : : : : : : : : : : : 66
535ster Tag : : : : : : : : : : : : : 70
536ster Tag : : : : : : : : : : : : : 73
537ster Tag : : : : : : : : : : : : : 77
Fortsetzung der Geschichte König Naûrs von Kaschemir.
538ster Tag : : : : : : : : : : : : : 82
Geschichte des Derwisches Abunadar : : : : 84
539ster Tag : : : : : : : : : : : : : 86
540ster Tag : : : : : : : : : : : : : 91
Fortsetzung der Geschichte König Naûrs von Kaschemir.
541ster Tag : : : : : : : : : : : : : 97
Geschichte des Greifen : : : : : : : : : 100
542ster Tag : : : : : : : : : : : : : 102
543ster Tag : : : : : : : : : : : : : 106
Beschluß der Geschichte König Naûrs von Kaschemir : : : : : : : : : : : : : 111
544ster Tag : : : : : : : : : : : : : 112
545ster Tag : : : : : : : : : : : : : 115
Geschichte Nurdschehans und Damaké's, oder die vier Talismane : : : : : : : : : : 125
546ster Tag : : : : : : : : : : : : : 126
Imadil Döle und der Schneider : : : : : 128
547ster Tag : : : : : : : : : : : : : 130
Der Töpfer und der Vesyr : : : : : : : 131

	Seite
548ster Tag	134
Der Lama und das Tatarenmädchen.	136
549ster Tag	138
550ster Tag	144
551ster Tag	149
552ster Tag	152
553ster Tag	156
Der goldene Fisch.	
554ster Tag	159
555ster Tag	163
Der Zauberdolch	165
556ster Tag	166
557ster Tag	170
558ster Tag	173
Dschahia und Meimuné	177
559ster Tag	178
560ster Tag	182
561ster Tag	186
562ster Tag	191
Geschichte von einem Derwisch	194
563ster Tag	195
Geschichte des Kaufmanns von Bagdad	199
564ster Tag	200
Beschluß der Geschichte Dschahia's und Meimuné's	203
565ster Tag	205
566ster Tag	208
567ster Tag	212

Seite
568ster Tag : : : : : : : : : : : 215
569ster Tag : : : : : : : : : : : 219
570ster Tag : : : : : : : : : : : 222
571ster Tag : : : : : : : : : : : 227
Geschichte von dem Korbe : : : : : : : : 232
572ster Tag : : : : : : : : : : : 234
573ster Tag : : : : : : : : : : : 239
574ster Tag : : : : : : : : : : : 242
575ster Tag : : : : : : : : : : : 246
576ster Tag : : : : : : : : : : : 250
577ster Tag : : : : : : : : : : : 254
578ster Tag : : : : : : : : : : : 257
579ster Tag : : : : : : : : : : : 261
580ster Tag : : : : : : : : : : : 267
581ster Tag : : : : : : : : : : : 271
582ster Tag : : : : : : : : : : : 275
583ster Tag : : : : : : : : : : : 278
584ter Tag : : : : : : : : : : : 282
585ter Tag : : : : : : : : : : : 286
586ter Tag : : : : : : : : : : : 291
Geschichte Gülsums und des Königs der Geister. 295
587ster Tag : : : : : : : : : : : 297
Beschluß der Geschichte von dem Korbe : : : 301
588ster Tag : : : : : : : : : : : 303
589ster Tag : : : : : : : : : : : 308
590ster Tag : : : : : : : : : : : 312
591ster Tag : : : : : : : : : : : 316

Tausend und Ein Tag.

Morgenländische Erzählungen.

Geschichte Abdal Motallabs, des Weisen.

Fünfhundert und neunzehnter Tag.

„Ueberzeugt von allem, was die schöne Sesbet mir gesagt hatte, und in dem Glauben, daß der weise Mann sich gänzlich der Vorsehung unterwerfen muß, reiste ich ab: Wer auf Gott vertraut, der nicht rückwärts schaut. Zwar hatte ich kein bestimmtes Ziel meiner Reise: aber weil Gott überall ist, und Mahomed, — der immerdar lebe! im Schooße der Herrlichkeit ruhet, so waren alle Wege mir gleich. Ich dachte nur, daß Gott sich seltener in dem Gewühle der Städte

offenbart, und daß ich sie also vermeiden und die Einöden aufsuchen müßte. Ich durchwanderte diese lange mit unglaublicher Mühseligkeit, ohne mich von der Anstrengung, der Langenweile und der elenden Nahrung abschrecken zu laßen.

Endlich, nach Verlauf einer gewissen Zeit, begegnete ich einem Engel, ich verneigte mich tief vor ihm, und fragte ihn nach Kunde von Mahomed. Er antwortete mir:

„Es ist noch nicht Zeit, die Menschen davon zu unterrichten; es genüge dir, daß du Gnade vor Gott gefunden, der dir erlaubt hat bis hieher zu gelangen, und mache dich darauf gefaßt, große Wunder zu schauen: wandere fürder auf deinem Wege."

Bevor ich seiner Weisung folgte, stand ich voll Verwunderung über seine Gebärde: er hielt einen Arm gen Aufgang und den andern gen Niedergang ausgestreckt. Ich bat ihn, mir zu sagen, wer er wäre. Seine Antwort war:

„Ich heiße Muhail; der Tag und die Nacht sind mir untergeben. Ich halte," fuhr er fort, „den Tag in der Rechten, und die Nacht in der Linken; ich setze beide ins Gleichgewicht, und ich muß all meine Gewalt anwenden, um sie darin zu erhalten; denn wenn eins oder das andere überwöge, so würde das Weltall entweder durch die Glut der Sonne in

Flammen, oder durch die Erstarrung der Kälte in der Finsternis zerstört werden."

Ich bemerkte, während der Engel also zu mir sprach, daß er eine Tafel vor Augen hatte, auf welcher zwei Zeilen eingegraben standen, eine weiße und eine schwarze. Ich befragte ihn, wozu ihm dieselbe diente, und er hatte noch die Güte, mir zu antworten:

„Ich betrachte unablässig diese Tafel, und die beiden Zeilen lehren mich, wann ich den Tag oder die Nacht verlängern oder verkürzen soll; auch belehren sie mich über die Abwechselung, welche ich dem einen oder der andern ertheilen soll."

Ich dankte ihm für seine Belehrung, und verließ ihn. Kaum hatte ich ihn aus dem Gesichte verloren, als ich einen andern Engel antraf, der da stand, die eine Hand zum Himmel emporgestreckt und die andere ins Wasser hernieder gesenkt. Er sagte mir seinen Namen Semkail.

„Aber," fragte ich ihn, „warum stehst du in dieser Stellung?"

„Ich halte," antwortete er mir, „mit der in die Luft gestreckten Hand die Winde in Schranken, und vor allen verhindere ich den Wind Häddsché vom Himmel herab zu stürmen: wenn ich ihm Freiheit ließe, so würde er das Weltall in Staub verwandeln. Mit der Hand, welche ich ins Wasser senke, verhindere ich

das Meer seine Ufer zu übersteigen: ohne diese Vorsicht würde es die ganze Oberfläche der Erde bedecken."

Mit diesen Worten gab er mir einen Wink, meinen Weg fortzusetzen.

Ich schritt rastlos vorwärts, und gelangte an das Gebirge Kaf, welches rings die Welt umgibt und nur aus einem einzigen Stücke grünen Saphirs besteht: dort traf ich wieder einen Engel, der mich fragte, was ich wollte. Ich antwortete ihm:

„Ich suche den Propheten Mahomed; ich habe mein Vaterland verlaßen, ich habe Länder und Meere durchstrichen, und kann ihn nicht finden; ich weiß nicht mehr, wo ich ihn suchen soll, und doch läßt der Gedanke an Sesbet mich nicht ruhen und rasten.

Der Engel antwortete mir: „Hoffe, und beharre im Glauben."

„Würdige mich wenigstens, mich zu belehren, wer du bist," erwiederte ich bittend.

Er antwortete mir mit derselben Freundlichkeit, welche ich bisher angetroffen hatte:

„Der große Gott hat mir die Aufsicht dieses wichtigen Gebirges anvertrauet?"

„Wozu dient dir," fragte ich weiter, „dieß flammende Schwert, womit dein Arm bewaffnet ist?"

„Wenn Gott," antwortete er, „gegen ein Volk erzürnt ist, und dasselbe das Gewicht seiner Rache will fühlen laßen, so schwinge ich die Flammen dieses

Schwertes, und alsbald verwüsten Hungersnoth oder Pest das Land; zuweilen bewirke ich sogar Erdbeben, deren Ursachen dir bisher unbekannt geblieben sind. Aber wenn Gott die Menschen belohnen will, alsdann lege ich dieses furchtbare Schwert ab, und sogleich herrscht Friede auf Erden und überall ist Ueberfluß; die Erde wird fruchtbar und kommt den Wünschen der Menschen zuvor."

Fünfhundert und zwanzigster Tag.

Erfreuet, diese Wunder zu vernehmen, war ich noch so neugierig zu fragen, was denn jenseits des Gebirges wäre.

„Dort findet man," sagte er mir, „noch vierzig andere Welten, alle von dieser hier verschieden; jede hat viermal hunderttausend Städte, und jede Stadt hat viermal hunderttausend Thore; die Einwohner sind frei von allen Leiden der Menschen dieser Welt hier; stäts ist es dort Tag; der Erdboden ist ganz von Gold, und die Enden aller dieser Welten sind durch große Vorhänge verhüllt; die Städte sind nur von Engeln bewohnt, welche unaufhörlich das Lob Gottes und seines Propheten Mahomed singen."

Die Freundlichkeit des Engels machte mich noch dreister in meinen Fragen; ich wollte wissen, was hin=

ter jenen Vorhängen wäre, von welchen er mir gesagt hatte; und er antwortete mir:

„Du frägst mich, was uns unerforschlich ist, und wir beobachten über das, was wir nicht wissen können, ein ehrerbietiges Stillschweigen. Alles was ich davon entschleiern kann, besteht darin, daß das Volk Gottes an jenem Orte versammelt ist, und daß die göttliche Allmacht sich daselbst mehr, als anderswo, offenbart."

Ich bewunderte mit ihm die Größe Gottes; aber bevor ich ihn verließ, bat ich ihn noch, mir zu sagen, worauf das Gebirge Kaf ruhe.

„Es ruhet zwischen den Hörnern eines weißen Stiers, Kirnit genannt; sein Kopf berührt den Aufgang und sein Schwanz den Niedergang; der Raum zwischen seinen beiden Hörnern ist gleich dem Wege, welchen man im Verlaufe von tausend Jahren zurücklegen könnte."

Meine Wißbegierde zu befriedigen, that ich ihm noch die letzte Frage, wie viel Erden und Meere es gäbe, und wo die Hölle wäre.

„Es gibt sieben Erden," antwortete er mir, „und eben so viel Meere; die Hölle befindet sich eben so wohl über jenen, als unter diesen."

Nach dieser Antwort verließ ich ihn, und gelangte bis an den Vorhang, welcher die Welt begränzt; über diesem Vorhange sah ich den Himmel, und unter ihm das Meer; in der Mitte desselben bemerkte ich eine

verschlossene Thür, deren Schloß versiegelt war; die beiden Engel, welche sie bewachten, erlaubten mir den Durchgang; und indem ich immer auf dem Meere fort wanderte, gelangte ich an einen Ort, desgleichen ich auf meiner Reise noch keinen angetroffen hatte. Der erste Bewohner, welchem ich daselbst begegnete, war ein Mann, schön wie der Vollmond; ich fragte ihn, wer er wäre. Er antwortete mir ohne Zaudern:

„Der hinter mir kömmt, wird es dir sagen."

Nachdem ich einen Tag und eine Nacht fortgewandert war, traf ich den Mann, an welchen der erste mich verwiesen hatte; er war schön wie der Halbmond; ich that ihm dieselbe Frage, und er gab mir dieselbe Antwort, wie der erste.

Endlich gelangte ich zu dem dritten, welcher dem Monde im ersten Viertel glich; ich beschwur ihn, zu verweilen; er that es, und fragte mich, was ich von ihm verlangte. Ich antwortete ihm, daß seine beiden Vorgänger mich an ihn verwiesen, um zu erfahren, wer sie wären, und er sprach hierauf zu mir:

„Der erste heißt Israphil, und gebietet über die Menschen; der zweite heißt Michael und gebietet über Reichthum und über die Jahreszeiten; ich selber heiße Gabriel, und bin ein Diener des allmächtigen Gottes. Folge meinem Rathe," fuhr er fort, „und kehre um, du kannst nicht weiter kommen."

„Ich soll also Mahomed nicht sehen," rief ich schmerzvoll aus, „und bin für immer von Sesbet geschieden?"

„Du weißt nicht, was du gesehen hast," antwortete er mir, „die Absichten Gottes sind undurchdringlich; du wirst auf Erden Trost finden," fügte er hinzu.

Ich bat ihn aber, mir den Weg zu zeigen, um meine Nachforschung fort zu setzen. Er zeigte ihn mir, indem er sich von mir entfernte.

Fünfhundert und ein und zwanzigster Tag.

Nachdem ich ungeheuer lange fort geschritten war, befand ich mich auf einer Wiese von unabsehlichem Umfange, bedeckt mit Safranblumen und Anemonen, und von Bächen bewässert, deren Ufer zahllose Löwen vertheidigten; meine Blicke hefteten sich auf einen Greis, der inmitten der Wiese auf einem Throne saß; er gab mir einen Wink, näher zu kommen; die Löwen, an die ich kam, demüthigten sich vor mir und ließen mich hinüber. Ich trat vor den Thron hin; der Greis empfing mich freundlich; er verlangte meine Abenteuer zu wissen, und ich erzählte sie ihm. Darauf sagte er zu mir:

„Du siehst, welcher Herrlichkeit ich mich durch die Güte des großen Gottes erfreue; ich bin der Fürst Daniel. Auch dich hat der Allerhöchste mit Gnaden überhäuft; fahr fort, sie zu verdienen, du bist nicht fern vom Ziele, laß den Muth nicht sinken."

„Aber, mein Fürst," sprach ich zu ihm, „der du mich so großer Theilnahme würdigst, sage mir, wie lange bin ich schon unterweges? die Zeiten sind in den himmlischen Räumen, welche ich durchwandert habe, so verflogen, daß ich fürchte, die schöne Sesbet ist nicht mehr an mich gebunden."

„Es sind vier Jahre, weniger einige Tage, daß du von Mekka abwesend bist," antwortete mir der Greis.

„Vier Jahre!" rief ich schmerzvoll aus.

„Das Maaß der Zeit," hub er freundlich wieder an, „ist nicht festzuhalten, wenn man mit mystischen Dingen beschäftigt ist; und die Weisen, die einen guten Gebrauch von ihr machen, sind unbekümmert um sie, wenn sie beschäftigt sind, sich Kenntnisse zu erwerben. — Fahr wohl," fügte er hinzu, „hoffe, nimm diesen Weg hier, und tröste dich durch die großen Dinge, welche dir aufbehalten sind."

Diese Worte waren meinem Herzen nöthig, um mich zu stärken, daß die Furcht, Sesbet zu verlieren, mich nicht zu Boden drückte; diese Sesbet, für welche ich stäts die zärtlichste und die reinste Liebe gefühlt

hatte, und die nicht das grausame Schicksal verdient, welches sie jetzt erfährt. Erfüllt von diesen Vorstellungen, wanderte ich noch einige Tage fürder, und erblickte einen sehr großen Vogel auf einem Baume; sein Kopf war golden, seine Augen Saphire, sein Schnabel von Perlen, sein Leib von Rubinen, und seine Füße von Topasen; oben auf diesem Baume stand eine wohlbesetzte Tafel, besonders mit Fischen. Ich näherte mich, stieg mit großer Leichtigkeit auf den Baum, grüßte den Vogel, und sagte zu ihm:

„Du bist der schönste Vogel, welchen ich jemals gesehen habe." Hierauf fragte ich ihn, wer er wäre.

Er antwortete mir, er wäre einer von den Vögeln des Paradieses, welchen Gott mit diesem Tische auf die Erde entsandt, um Adam Gesellschaft zu leisten und mit ihm zu essen, nachdem er aus dem Paradiese vertrieben worden: „seitdem Adam todt ist," fuhr er fort, „bin ich, auf Gottes Befehl, hier geblieben um die heiligen Wallfahrer in ihrer Vorbestimmung zu fördern; ich werde hier wohnen, bis zum Tage des jüngsten Gerichts."

„Aber," sagte ich zu ihm, „verderben die Speisen auf dieser Tafel nicht? Wie ersetzest du sie, wenn sie verdorben oder verzehrt sind?"

„Kann denn, was aus dem Paradiese kömmt, sich verändern?" antwortete er mir.

Ich bat ihn um die Erlaubnis, mich an den Tisch zu setzen, und nachdem ich sie erhalten, aß ich von den Speisen, welche ich köstlich befand. Darnach wollte ich wissen, ob er stäts allein wäre. Er antwortete mir, Abuxlabas, einer der größten Propheten Gottes, käme manchmal, ihn zu besuchen.

Kaum hatte er dieß ausgesprochen, als ich diesen heiligen Propheten wirklich ankommen sah; er war weiß gekleidet, sein Bart von großer Länge und hoher Schönheit; der weichste Rasen sproß unter seinen Tritten. Er näherte sich mir, und wollte von mir wissen, wie ich hieher gekommen wäre. Er vernahm aus meiner Erzählung, wie sehr mein Herz schwankte zwischen dem Wunsche, wieder in Mekka bei meiner geliebten Sesbet zu sein, und dem Verlangen, den heiligen Propheten zu sehen. Ich war in Verzweiflung, als er mich belehrte, daß ich hundert und funfzig Jahre zu wandern hätte, um wieder hieher zu kommen; indessen erbot er sich, mich heim zu geleiten.

„Ich kann nicht heimkehren," sagte ich zu ihm, „ohne den Propheten gesehen zu haben."

„Wohlan," sagte er darauf, „ich will sehen, was ich thun kann, dir zu dienen."

In der That, nachdem er einige Zeit in einem kleinen Buche gelesen, welches er aus seinem Busen zog, sprach er zu mir:

„O du von der Vorbestimmung ausersehener Mensch, du mußt nach Mekka heim kehren: ich kann dich in hundert und funfzig Monaten dahin bringen.“

„Und ich,“ sprach der Vogel, „ich will dich den Weg dahin in hundert und funfzig Tagen zurücklegen laßen.“

Der Prophet versetzte: „Und ich mache mich anheischig, dich in weniger als sechs Tagen dahin zu versetzen.“

Der Vogel, der nicht hinter ihm zurückbleiben wollte, sagte endlich, er wolle mich binnen einer Stunde heim bringen. Ich nahm sein Erbieten an; er trug dem Propheten Abuxlaba auf, in seiner Abwesenheit den Wirth an der Tafel zu machen, und hieß mich die Augen verbinden. Aber kaum war ich auf seinen Rücken gestiegen, als er mich die Binde schon wieder ablegen hieß, und mit der äußersten Ueberraschung sah ich mich daheim auf meinem Hofe. Diese Freude war jedoch nicht von langer Dauer, indem ich hier Männer erblickte, welche eben so viel Recht an Sesbet behaupteten, als der Himmel mir verliehen hatte.

Theile uns jetzt auch deine Abenteuer mit, „beschloß er seine Erzählung, indem er sich zu Yarab wandte; und dieser begann hierauf also:

Geschichte Yarabs, des Richters.

Fünfhundert und zwei und zwanzigster Tag.

„Voll Verzweiflung, die schöne Sesbet verlaßen zu müßen, und nur darauf bedacht, den großen Propheten anzutreffen, schied ich von dir, du schöne Rose des Paradieses! So ungewiß ich war, welchen Weg ich einschlagen sollte, vertraute ich jedoch auf die Weisheit des berühmten Uscha, daß er nicht etwas Unmögliches vorgeschrieben hätte, und sprach bei mir selber: „man muß Mahomed sehen können, weil Uscha dieß zur Bedingung der Verheirathung seiner Tochter macht.“ Es währte nicht lange, so kam ich in die Wüste; ich hatte viel von der Hitze, der Ermüdung und der schlechten Nahrung zu leiden. Dennoch schlief ich eines Ta-

ges bis Sonnenaufgang, und mit neuem Vertrauen machte ich mich auf den Weg. Kaum hatte ich etliche Schritte gethan, als ich ein Thier erblickte, welches eine Zusammensetzung aller vierfüßigen Thiere darstellte, sich mir näherte, und zu mir sagte:

„Mann von Medina, sei willkommen! Gott hat mir befohlen, hieher zu kommen, um dir den Weg zu zeigen."

Das Thier duftete von Moschus und Ambra; ich bezeugte ihm meinen Dank, und zugleich mein Erstaunen.

„Du willst wissen, wer ich bin," hub es wieder an. Ich gestand meine Neugierde, und es fuhr fort:

„Ich heiße Abetûl, und muß hier verbleiben bis zum Tage des Gerichts; der große Gott hat mich geschaffen um die Verirrten zurecht zu weisen, und ich habe keine andre Beschäftigung."

Hierauf zeigte er mir den Weg, welchen ich verfolgen sollte, und verließ mich.

Ich wanderte vier Tage und vier Nächte, ohne alle andere Nahrung, als Wurzeln, welche ich noch mit Mühe auffand. Endlich erblickte ich die Hütte eines Einsiedlers auf dem Gipfel eines Felsens, von welchem der Blick das Meer beherrschte; ich verdoppelte meine Schritte, um dahin zu gelangen. Als ich an die Thüre kam, bat ich um Herberge, und sah einen ehrwürdigen Greis hervor treten. Er fragte mich,

wer ich wäre, wo ich her käme, und was ich in dieser Einöde suchte, wo er noch niemand von der Landseite her kommen gesehen. Ich erzählte ihm die Beweggründe und Ursachen meiner Reise, und als er daraus ersah, wie grosses Verlangen ich hatte, den heiligen Propheten zu sehen, sagte er zu mir:

„Wollte Gott, es könnte dir gelingen: sechzig Jahre in Gebet und Andacht haben mir noch nicht eine solche Gunst erwerben können; indessen hast du über alles zu gebieten, was ich vermag."

Ich fragte ihn, wie er in der Wüste Lebensmittel fände. „Diese Frage," antwortete er mir, „verräth mir, daß du Hunger hast. Steig in dieß Thal hinab," fuhr er fort, „da wirst du Vorrath finden, dein Bedürfnis zu stillen; darnach komm wieder zu mir."

Ich stieg in das bezeichnete Thal hinab, und fand dort einen Garten voll der schönsten Früchte aller Art; und von mehreren lebendigen und klaren Bächen bewässert: ich aß von diesem Obst, trank von diesem Wasser, und kam zu dem Greise zurück, dem ich meine Erkenntlichkeit bezeugte. Ich fragte ihn noch, wie er in dieser Einöde die übrigen ihm nöthigen Dinge fände. Er antwortete mir, die Schiffe, welche zuweilen an dieser Küste vorbei kämen, verschafften ihm überflüssig alles Nöthige. Wir erblickten in demselben Augenblicke ein Fahrzeug, dem der Einsiedler Zeichen gab; alsbald

hielt das Schiff an, und das Boot kam ans Land, den Greis zu fragen, was er zu befehlen hätte.

„Ich verlange, daß ihr diesen jungen Mann einnehmet," sagte er zu ihnen, indem er mich ihnen vorstellte; „erweiset ihm alle Achtung, denn er ist ein Liebling Gottes."

„Wir werden stäts vollbringen, was du befiehlst," antworteten sie ihm. Wir nahmen hierauf Abschied von dem Einsiedler, und schifften uns ein.

In der nächsten Nacht ging das Schiff in einem fürchterlichen Sturm unter, und ich war der einzige, der dem Tode entrann, mit Hülfe eines Brettes, welches ich ergriffen hatte. Ich kämpfte sieben Tage lang mit den Wellen, und am achten war ich endlich so glücklich an einer Insel zu landen. Indem ich hier am Gestade des Meeres hin ging, sah ich mitten aus dem Wasser ein Thier hervor steigen, welches einen Schrei ausstieß, der mich so erschreckte, daß ich auf den laubigsten Baum stieg, mich zu verstecken. Ich hörte während der Nacht dreimal eine Stimme, welche wie ein Donner erscholl und in Arabischer Sprache den Preis Gottes und seines Propheten verkündigte. Der Tag erschien, und ich sah eine ungeheure Schlange hervor steigen und an den Fuß des Baumes kommen, auf welchem ich saß; sie hub das Haupt empor, grüßte mich, und fragte mich, wen ich anbetete.

„Ich bete den großen Gott an,“ antwortete ich ihr. Es schien, als wenn diese Antwort sie besänftigte, und so war ich, in meiner Wißbegierde beherzt genug, sie zu befragen, was das für Stimmen gewesen, welche ich während der Nacht gehört hatte.

„Du hast,“ antwortete sie mir, „die Fürsten des Meeres gehört, welche jede Nacht so empor steigen und das Lob Gottes verkündigen. — Es ist dein Glück,“ fügte sie hinzu, „daß du ein Gläubiger bist, sonst würde ich dich vertilgt haben.“

Indem sie diese Worte aussprach, schwang sie sich in das Meer und verschwand.

Fünfhundert und drei und zwanzigster Tag.

Ich stieg von dem Baume herab, der mir als Zuflucht gedient hatte; ich pflückte mir Früchte, und wanderte fürder, bis es Nacht ward. Da erblickte ich in der Ferne ein Licht, dem ich mich nähern wollte: aber es entfernte sich eben so von mir, wie ich auf dasselbe zuschritt. Endlich, nach unglaublicher Anstrengung, näherte ich mich, und sah einen so prächtigen Palast vor mir, daß meine Augen seinen Glanz nicht auszuhalten vermochten. Jedoch verdoppelte ich meine Anstrengungen, und stand beinahe schon im Begriff

hinein zu treten, als ich in demselben Augenblick einen Drachen erblickte, der mich anzischte und auf mich los stürzen wollte. Ich hatte keine andre Zuflucht, als schleunigst den erhabenen Namen Gottes auszusprechen. Alsbald kam eine Stimme aus dem prächtigen Palast, welche zu mir sagte:

„O Mann von Medina, vernimm, daß dieser Palast das für die Gläubigen bestimmte Paradies ist; wir preisen darin unaufhörlich Gott, und befinden uns hier seit der Zeit des Propheten Noah. Verdiene durch deine guten Werke, eines Tages bei uns zu wohnen, und erfreue dich des Glücks, daß du bei deinen Lebzeiten die Pforten des Paradieses wenigstens hast sehen dürfen."

Ich verließ, obwohl ungern, einen so schönen Ort, wo ich Mahomed eher als irgendwo anders, finden durfte, und ich wanderte vier Tage und vier Nächte, ohne daß mir etwas begegnete. Am fünften Tage erschien ein Jüngling, der sich freundlich mir nahte und mich fragte, wer ich wäre. Während ich ihm meine Geschichte erzählte, setzte er mir zu essen vor, und lud mich ein, drei Tage und drei Nächte bei ihm zu bleiben. Ich willigte ein, denn seine Gesellschaft bedünkte mich lieblich und süß wie Honigseim. Am vierten Tage sprach er zu mir:

„Wenn ich dich wieder in deine Heimat brächte, was würdest du für mich thun?"

„Es gibt nichts, was ich nicht im Stande wäre zu thun, um noch einmal die schöne Sesbet zu sehen," antwortete ich: „aber zuvor will ich den großen Propheten suchen."

„Wir wollen sehen," unterbrach er mich, „ob ich dir diesen Vorsatz nicht ausreden kann; fasse Vertrauen zu mir." Alsbald schüttelte er sich und verwandelte sich in einen Adler.

„Halt dich fest an meinen Füßen," sagte er zu mir.

Ich gehorchte ihm, er öffnete die Flügel und schwang sich in die Luft; er durchflog weite Räume mit mir, und setzte mich auf einem Berge nieder. „Man muß sich ein wenig ausruhen," sagte er zu mir, indem er sich abermals schüttelte und seine erste Gestalt wieder annahm; darauf bat er mich, einige Augenblicke auf ihn zu warten. Ich hatte ihn, so lange ich bei ihm war, nicht beten sehen; seine Verwandlung und seine Reden zu mir wurden mir verdächtig; und um mich zu beruhigen, erinnerte ich mich eines Gebets, welches ich vormals von dem Weisen gelernt, der mich erzogen hatte, und welches gegen alle böse Anschläge abtrünniger Geister verwahrte. Als nun der Jüngling wieder zu mir kam, sprach ich dasselbe, auf alle Fälle, aus. Er hatte es nicht so bald vernommen, als er einen entsetzlichen Schrei ausstieß und verschwand. Ich dankte Gott, daß ich dem Unglück

entgangen war, worin die Gesellschaft der Bösen nothwendig stürzet.

Ich setzte hierauf meinen Weg allein fort, und es währte nicht lange, so erblickte ich eine Höhle, welche immer schöner ward, je mehr ich mich ihr näherte, und welche mir endlich als ein großes mit Gold und Edelsteinen geschmücktes Schloß erschien. Die Neugier trieb mich, das Innere desselben zu besehen: alles darin athmete Freude und Wollust; alle Bewohner desselben, Sklaven, wie Herren, empfingen mich freundlich, alle waren zuvorkommend; endlich sah ich mitten in einem großen Saale ein Sopha, auf welchem ein schönes Fräulein saß; sie hatte hundert Sklavinnen um sich, welche überall anderswo den Preis der Schönheit davon getragen hätten, aber neben ihrer Herrinn nur als die Sterne neben dem Vollmond erschienen. Von ihrer Schönheit betroffen, blieb ich stehen; sie winkte mir, näher zu treten; und ich that es mit großer Ehrerbietung. Sie befahl mir, mich an ihre Seite zu setzen; dann gab sie ihren Sklavinnen einen Wink, ihre Instrumente zu nehmen, und alsbald hörte ich eine Musik in den für Liebeslieder bestimmten Weisen Oschak und Ossül, welche mein Herz entzückten. Zugleich bot eine schöne Sklavinn mir eine Schale voll des köstlichsten Weines dar. Kurz, ich überließ mich allmählich allen Freuden, als ich mich plötzlich Sesbets erinnerte und alles dessen, was ich für sie gethan hatte.

Durchdrungen von der Gnade, welche der Allmächtige mir erwiesen hatte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm für seine Güte zu danken. Das schöne Fräulein hatte mich bei dieser Handlung belauscht, und sagte zu mir:

„Du wirst auf Erden nie glücklich werden, und bist auch nicht geeignet, bei uns zu wohnen: demnach rathe ich dir, hier nicht länger zu verweilen. Aber," fügte sie hinzu, „wenn du mir wenigstens einen Gefallen thun willst, so erzähle mir alles, was dir begegnet ist."

„Ich war bereit dazu, und bemerkte, daß mehrere Stellen meiner Erzählung sie gerührt hatten. Ich wollte dieß benutzen, um sie zur Anbetung des wahren Gottes zurück zu führen. Sie räumte alles ein, was ich ihr sagte: aber sie konnte sich von den Lüsten nicht losreißen. Ich bat sie nun, ihrerseits mir etwas von ihrer Geschichte mitzutheilen; und sie hatte die Gefälligkeit mir Folgendes zu erzählen:

Fünfhundert und vier und zwanzigster Tag.

„Ich bin die Tochter eines großen Königs von Indien; seit einem Jahre bin ich von seinem Hof entführt worden, durch einen Geist, der, allem Anscheine nach, derselbe ist, welcher sich in einen Adler verwan-

delt hat, und welchen du durch dein Gebet gezwungen hast, die Flucht zu ergreifen. Dieser Geist entführte gewöhnlich alle Mädchen, welche ihm gefielen, und brachte sie hieher. Ich war anfangs betrübt, mich hier zu befinden; aber er liebte mich mehr, als alle die anderen, welche er hier zu seiner Lust zusammen gebracht hatte, und machte mich zu ihrer Gebieterinn. Dieser Sieg meiner Reize schmeichelte meiner Eitelkeit. Er ist jung, liebenswürdig und aufmerksam; ich liebte ihn bald ebenso, wie er mich, und betäubte mich leicht über die Lebensweise, welche ich hier führte, und welche den Eindrücken, die ich von Kindheit an empfangen hatte, sehr widersprechend war. Zwar mache ich mir oft im Innern Vorwürfe über dieses Leben: aber wer vermag sich von der Freude loszureißen? Wer kann der Liebe entsagen? Was würde aus mir werden, wenn ich deinem Rathe folgte? Was würde mir diese Freuden ersetzen? Folge mir, und verlaß mich; du kannst mir nur Gewissensbisse erwecken. Indessen, um deinen Eifer und dein Vertrauen zu belohnen, welches du mir bezeigt hast, will ich dir einen Dienst leisten. Alles was ich thun kann, ist, dich schleunigst wieder nach deiner Heimat zu bringen. Ich fürchte, daß der Geist dich hier betreffen und sich an dir rächen möchte."

„Wer auf Gott vertrauet," erwiederte ich ihr, „fürchtet nichts. Indessen, wie sehr würde

ich dir verpflichtet sein, wenn du mir dazu verhülfest, den Propheten zu sehen! Dieß ist das einzige Mittel, mir den Besitz Sesbets zu verschaffen."

„Ueberlaß dich der Vorsehung," sagte sie hierauf; „ich vermag nichts anderes für dich zu thun; und weil dir kein andres Mittel übrig bleibt, so muß man glauben, nach allem was dir begegnet ist, daß du dieses ergreifen mußt."

Ich dankte ihr für ihre Güte, und bequemte mich nach ihrer Einsicht.

„Wenn du an den Ort gekommen bist," hob sie wieder an, „wo man dich hin bringen wird, so gib diesen Ring" (und damit gab sie mir den ihrigen,) „dem Drachen, der dich in meinem Wagen dort hin führen wird; er ist ein Geist, dem ich sogleich diesen Auftrag geben will. So bin ich gewiß, daß er dich in Sicherheit bringt."

Ich dankte ihr tausendmal, und die schöne Prinzessinn ließ alsbald den Drachen rufen, der ein untergeordneter Geist war, und gab ihm sehr gemessene Befehle für meine Sicherheit, mit dem Zusatze, daß sie sich deshalb auf seine Einsicht verließe.

Diesen Morgen bestieg ich den Wagen, und der Drache flog mit einer so reißenden Geschwindigkeit, daß ich keinen Gegenstand wahrnehmen konnte, und mich ganz betäubt hier auf meinem Hofe wiederfand; ich habe sogar nicht einmal bemerkt, daß der Drache

mir den Ring des schönen Fräuleins abgezogen, und doch trage ich ihn nicht mehr am Finger. Aber je lebhafter ich das Vergnügen empfinde, Sesbet wieder zu sehen, je stärker fühle ich auch die abscheuliche Lage, in welcher ich mich befinde, indem ich ihr Herz getheilt und sie anderweitig verlobt sehe."

„Jetzt ist die Reihe zu erzählen an dir, Temim Dari," sagte Sesbet zu ihm, als Yarab geendigt hatte, und Temim Dari hub also an:

Geschichte
Temim Dari's, des Soldaten.

„Es sind heute gerade zwei Jahre, schöne Sesbet, daß ich dich heirathete. Du kannst überzeugt sein, daß ich damals gar keine Lust zu reisen hatte, und wirst dich erinnern, daß ich, nach einer nur zu häufigen Gewohnheit der Genossen des Waffenhandwerks, aus Eitelkeit den Beherzten spielte, indem ich mich gegen die Weissagungen des weisen Uscha auflehnte, ohne mich um die Ankunft des großen Propheten zu kümmern, der immerdar gesegnet sei, und den die Himmel preisen! Aber die Grundlehren der Erziehung entschwinden nie gänzlich aus unserm Herzen. Ich wollte mich gegen mich selber betäuben: eine dumpfe Stimme, der ich nicht widerstehen konnte, sprach in meinem Innern. Ich trat einen Augenblick in eben diesen Hof; der Regen, der Sturm, der Donner und die Blitze erfüllten

mich, ich gestehe es, mit Furcht Gottes, und machten mir Vorwürfe über die Reden, welche ich geführt hatte. Ich konnte also nur mit Mühe und indem ich mir sogar Gewalt anthat, ein leichtsinniges und beherztes Wesen annehmen und zu dir sagen: „Rede nur immerfort, Sesbet, und sprich mir Muth ein.“ Sehr überrascht ward ich, als ich dich darauf sagen hörte:

„Auf, ihr Geister, und führet ihn von hinnen!“ Noch waren diese Worte nicht ganz ausgesprochen, als ich die Mauer zusammen stürzen sah; ich erblickte hinter derselben ein großes Feuer, in dessen Mitte eine Menschengestalt saß, mit schwarzem Antlitz und rothen feurigen Augen; sie war so groß, als der höchste Thurm, und von mehreren kleinern Geistern begleitet. Dieß Ungeheuer ergriff mich, und trug mich nach einer Insel, dem Wohnort abtrünniger Geister, welche nicht an die Einheit Gottes glauben.

Fünfhundert und fünf und zwanzigster Tag.

Ich blieb nicht lange bei ihnen, denn es kam ein Heer gläubiger Geister und griff sie an. Der Riese, der mich her gebracht hatte, wurde in dem Kampfe erschlagen, und die Sieger führten mich mit den Gefangenen als Sklaven hinweg. Jetzo, mit Ketten be-

lastet und gezwungen unter so boshaften Geistern zu leben, bereute ich tausendmal, daß ich die weisen Lehren meines Pflegevaters, und noch mehr, daß ich die Warnungen der schönen Sesbet so in den Wind geschlagen hatte. Ich hielt noch standhaft genug das Jahr aus, während dessen Sesbet mir treu bleiben sollte; als ich dieses aber ablaufen sah, bemächtigte Verzweiflung sich meines Herzens, und ich wünschte täglich das Ende meines so unglückseligen Lebens herbei. Endlich, nach achtzehn Monaten eines so fürchterlichen Zustandes, wollte der Geisterkönig, dessen Sklaven wir waren, eine Musterung der Gefangenen vornehmen. Sobald er mich erblickte, sprach er zu mir:

„Du bist ein Mensch: was machst du unter den abtrünnigen Geistern?“

Ich erzählte ihm, auf welche Weise ich hinweg geführt und wie ich zum Sklaven gemacht worden war. Aber Sesbet schwebte mir stäts in Gedanken, und ich wollte mein Unglück wenigstens in dieser Hinsicht benutzen; ich fragte also nach Kunde von Mahomed. Folgendes war seine Antwort:

„Es ist sehr schwer, ihn zu sehen; ich selber habe ihn niemals gesehen,“ fügte er hinzu, „er ruhet in dem Schooße Gottes! Wir leben nach dem Gesetze, welches er verkündigen wird; das ist alles, was ich dir davon sagen kann.“

„Ich bin der unglückseligste der Menschen," rief ich aus, mit einem Schmerze, welcher ihn zu rühren schien; „wenn ich den Propheten nicht sehe, muß ich auf die vollkommenste der Frauen Verzicht leisten."

„Wo bist du her?" fragte er mich.

„Herr, ich bin aus Mekka," antwortete ich ihm.

„Weißt du, daß deine Heimat siebenzig Jahre Weges von hier entfernt ist?"

Bei dieser Nachricht vergingen mir die Sinne. Als ich mich wieder erholt hatte entströmten die Thränen so übermäßig meinen Augen, daß der König zu mir sagte:

„Betrübe dich nicht, sondern fasse Muth, Temim Dari; ich werde dich diese Nacht zu einem Weisen führen laßen, der dich besser unterrichten kann, als ich, was du zu thun hast."

Hierauf faßte er mich bei der Hand und führte mich in einen Garten, auf welchen das Gefängnis der vornehmsten zu Sklaven gemachten Geister die Aussicht hatte. Der Kerkermeister öffnete auf Befehl die Thüre, und ließ einen der Gefangenen heraus, welchen der König ihm bezeichnet hatte. Er war fürchterlich; sein Antlitz war schwarz wie Pech, seine rauhe Stimme erklang wie Donner. Er warf sich vor dem Könige nieder, und dieser sagte zu ihm:

„Ich verspreche dir die Freiheit, wenn du diesen Menschen zu dem weisen Tulukia bringst. Wie

viel Zeit gebrauchst du, um ihn in dessen Wohnung zu bringen?"

Der Geist antwortete: „Ich kenne sie; ich bin oft dort gewesen, in der Absicht, ihn zu versuchen: ich mache mich anheischig," fuhr er fort, „ihn binnen drei Stunden dahin zu bringen."

Diese Antwort machte mir große Freude. Hierauf sah der König mich freundlich an, und sagte zu mir:

„Temim Dari, ich hätte sehr gewünscht, dich bei mir zu behalten: aber deine Sehnsucht ist gegründet; geh und suche dir Mittel, wieder zu derjenigen zu gelangen, welche du so sehr wieder zu sehen wünschest; ich kann dir nur noch empfehlen, wohl auf deiner Hut zu sein. Dieser hier ist ein abtrünniger Geist; ich will dich ein Gebet lehren, welches ihn dir unterwirft und ihn zwingt, dich ohne alle Gefahr fort zu tragen. Merke dir wohl, wenn du einen Augenblick abläßest, es zu wiederholen, so läßt er dich fallen, und entflieht."

Ich lernte das Gebet leicht; es war nicht lang. Der König empfahl mich nochmals dem Geiste; dieser nahm mich auf die Schulter und schwang sich mit mir in die Lüfte. Er flog über Meere, Berge und Thäler dahin, und ich wiederholte beständig mein Gebet. Endlich schwang er sich so hoch empor, daß die Erde mir nicht größer als ein Apfel vorkam, die Sterne aber erschienen vor meinen Augen so groß als Berge. Der Geist wollte mehr als einmal mich fallen laßen,

aber die Kraft des Gebets bewahrte mich stäts vor seiner Tücke. Unterdessen ermüdete mich die Stellung, worin ich war, und entkräftete mich sehr, als ich in der Luft eine so große Menge von Engeln erblickte, daß Gott allein ihre Zahl wissen kann. Sie trugen alle eine feurige Lanze in der Hand und sangen das Lob Gottes. Ihr Anblick machte mir so große Freude, daß ich mein Gebet unterbrach und das Lob Gottes mit ihnen zu singen begann. Der Geist gewahrte, daß ich die Worte nicht mehr wiederholte, welche seinen bösen Willen bändigten, schüttelte mich ab, und flog davon. Ich fiel, mich überstürzend, so, daß bald der Kopf, bald die Füße oben waren, sieben Tage lang, an deren Ende Gott einen Wind aufstehen ließ, der mich auffing und mich sanft am Ufer des Meeres niederließ. Es war Nacht. Ich wollte weiter gehen, aber ich fühlte mich so betäubt, daß ich mich auf den Boden niederlegte.

Fünfhundert und sechs und zwanzigster Tag.

Ich schlief bis Sonnenaufgang; bei meinem Erwachen fühlte ich mich ganz hergestellt; und nachdem ich Gott gedankt hatte, ging ich längs dem Gestade des Meeres hin, und erblickte ein Kameel, welches sich mir näherte und zu mir sprach:

„Mann von Mekka, sei willkommen!“

Ich erwiederte seinen Gruß mit Verwunderung. Aber ich erstaunte noch mehr, als es hinzufügte:

„Gott hat mir befohlen, hieher zu kommen, um dich über das Meer zu bringen. Mache dich darauf gefaßt, wundervolle Dinge zu sehen.“

„Ach! gutes Kameel,“ rief ich aus, „laß mich Mahomed sehen, und verschaffe mir Mittel und Wege, baldigst meine geliebte Sesbet wieder zu sehen.“

„Ich dringe nicht in die Absichten Gottes,“ antwortete mir einfältig das Kameel; „unterwirf dich, so wie ich, seinem Willen.“

Diese Worte bewogen mich, es mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten: sein Bauch war roth und schwarz, und seine Augen vom schönsten Gelb; es verbreitete einen wundersamen Wohlgeruch. Ich konnte mich nicht enthalten ihm meine Verwunderung zu bezeugen, welche sein Anblick mir erregte. Es schien sehr wenig auf meine Lobeserhebungen zu achten, und nahm mich auf seinen Rücken. Nachdem es mich mit unglaublicher Schnelligkeit über das Meer gebracht hatte, sagte es mir Lebewohl, und verließ mich.

Ich wanderte nun vier Tage und vier Nächte, ohne andere Nahrung, als Muscheln, welche das Meer mir sehr kärglich gewährte. Endlich erblickte ich eine Höhle, welche siebenzig Thüren hatte. Ich stieß leise eine derselben auf; da sah ich, daß die Höhle von un-

geheurem Umfange, und voll zahlloser Geister von mannigfaltiger Gestalt war, welche alle gefesselt und mit den stärksten Ketten belastet waren. Vermuthlich hätten sie, ohne diese Vorsicht, sich unter einander zerrissen; denn sie lästerten und überhäuften sich mit Verwünschungen. Ich näherte mich einem Greise, dessen Gesichtszüge einen höchst verwegenen Ausdruck hatten; er lag auf der Seite, und hatte nur ein Auge; aber dieses Auge funkelte. Er fragte mich, wo ich her käme, und aus welchem Lande ich wäre! Als er vernahm, daß Mekka mein Geburtsort, wollte er wissen, ob Mahomed schon erschienen wäre. Ich sagte ihm, ich wüßte es nicht.

„Du lügst," sprach er darauf; indessen hieß er mich näher kommen, und fragte, ob die Welt noch immer lasterhaft wäre. Ich versicherte ihn, daß sie mehr, als jemals, mit Lastern befleckt wäre. Sogleich machte er eine Bewegung, um sich aufzurichten, indem er sagte:

„Weil dem so ist, so ist meine Stunde kommen."

Aber in demselben Augenblick sah ich einen Engel erscheinen, mit einer feurigen Keule in der Hand, womit er ihm mehrere Schläge auf den Kopf gab, und dabei diese Worte aussprach:

„Du Verfluchter, deine Stunde ist noch nicht kommen: ich habe dich noch lange in Banden zu halten."

Ich fragte den Engel sehr demüthig, wer dieser Geist wäre, und an welchem Ort ich mich befände. Er antwortete mir:

„Dieser da ist der Antichrist, und du bist am Eingange der Hölle.

„Mahomed, den ich suche," sagte ich beim Hinausgehen, „kann hier nicht sein: wo werde ich ihn finden?" fragte ich.

„Gott ist groß," antwortete mir der Engel, „laß den Muth nicht sinken, sondern setze deinen Weg fort."

Ich befolgte seinen Rath, und kam in eine Wüste, welche so dürr war, daß ich meine Thränen nicht zurück halten konnte. Indessen wanderte ich rüstig weiter, und erblickte ein viereckiges Schloß, welches von jeder Seite einen hellen Glanz ausstrahlte. Die Hoffnung, Bewohner darin zu finden, verlieh mir neue Kräfte; und ich entdeckte, als ich näher kam, daß die Werkstücke, aus denen es erbauet war, abwechselnd von Gold und Silber waren. Sodann sah ich folgende Worte über der Thüre geschrieben stehen:

„Es gibt nur Einen Gott; Mahomed ist sein hoher Freund; Adam ist das reine und wahrhafte Geschöpf Gottes."

Diese Worte flößten mir großes Vertrauen ein, und ich trat ohne Anstand in den Palast, wo ein mir bisher noch ganz unbekannter Wohlgeruch mich um-

strömte. Ich sah drinnen viele große Sopha's, mit den reichsten in Gold und Silber gewirkten Teppichen bedeckt. Ich hub einen eben so prächtigen Vorhang empor, vor welchen diese Sopha's standen, und erblickte eine große Menge sehr schöner Jünglinge mit bloßen Säbeln an der Seite; einige standen, andere saßen, aber das Blut entströmte mächtig den Wunden, womit sie bedeckt waren. Weiterhin fand ich einen ähnlichen Vorhang, welchen ich ebenfalls aufhub, und da sah ich einen Bach rieseln, dessen Wasser süßer als Honig, frischer als Schnee, und weißer als Milch war. Am Gestade dieses Stromes standen mehrere wohlbesetzte Tafeln, welche ich mir zu Nutze machte. Ich hatte gar keine Lust einen so wonnevollen Ort wieder zu verlaßen; aber ein großer grüner Löwe, auf dessen Seiten das Lob Gottes und Mahomeds geschrieben stand, stürzte auf mich los, und die Furcht, welche er mir einjagte, zwang mich zu fliehen und das Schloß zu verlaßen.

Fünfhundert und sieben und zwanzigster Tag.

Nachdem ich etliche Schritte gethan hatte, erblickte ich einen Jüngling, der zu Gott betete, und ganz grün gekleidet war; er hielt vor sich eine große Rolle von derselben Farbe. Aus Ehrfurcht wagte ich nicht

hin zu sehen, was darauf geschrieben stand. Ich näherte mich ihm, und fragte ihn nach dem Namen des Schlosses, aus welchem ich kam. Seine Antwort lautete also:

„Mahomed hat, zur Belohnung der Mühe, welche du dir gibst, ihn zu suchen, von Gott die Erlaubniß erlangt, dich ein Bild des Paradieses schauen zu laßen, welches er denjenigen bestimmt hat, welche im Kampfe für ihren Glauben umkommen. Danke Gott dafür," fügte er hinzu, „daß dir eine solche Gnade zu Theil geworden ist." Ich gehorchte ihm.

„Nimm diese Granate," fuhr er fort, „und iß sie. Ich nahm sie, und niemals habe ich eine Frucht so köstlich befunden. Wir waren nahe bei einer Quelle, aus welcher ich meinen Durst stillte, und deren Wasser mir himmlisch schmeckte. Er wollte meine Geschichte wissen, ich erzählte sie ihm, und als er mir nun sagte, er wäre Enoch, welchen Gott von der Erde entrückt hatte, verdoppelte sich meine Ehrfurcht und Bewunderung. Aber ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu bezeugen, wie großes Verlangen ich hätte, Mahomed zu sehen: „Alles was ich erduldet habe," sagte ich zu ihm, „dieses Verlangen zu befriedigen, scheint, anstatt es zu ersticken, es vielmehr verdoppelt zu haben."

„Fasse Muth, von Gott begnadigter Mensch," sprach er zu mir, „du wirst bald dort sein, wo du hin wünschest, und wirst diejenige wiedersehen, nach

welcher dein Herz verlangt; man findet Gott, und erfährt seine Güte, wenn man es sich am wenigsten versieht."

Während er so zu mir sprach, sah ich eine schwarze Wolke über unseren Köpfen erscheinen; sie wurde von Engeln empor gehalten. Der Jüngling hub die Augen auf, grüßte die Engel, und fragte sie, wohin sie zögen. Sie antworteten ihm, sie wären abgesandt, das Land der Götzendiener zu verwüsten. Enoch sprach zu ihnen:

„Erfüllet die Befehle Gottes, und setzet euren Weg fort."

Dieser Wolke folgte eine andre von der glänzendsten Weiße. Enoch grüßte auch die Engel, welche sie führten, und that ihnen dieselbe Frage. Die Engel antworteten ihm:

„Wir gehen hin, Freude über das Land zu bringen, welches dem hohen Freunde Gottes das Leben geben soll."

Da zeigte Enoch auf mich und sagte zu ihnen: „Betrachtet diesen jungen Mann, und bringet ihn nach dem Orte seiner Bestimmung; ihr habt selber Einsicht genug, um zu wissen, was ihm gebührt, und was ihr mit ihm machen sollt."

Sogleich ließen die Engel sich mit der Wolke nieder, um mich aufzunehmen. Ich dankte dem Propheten Enoch abermals, und fast in einem Augenblicke

hatte die Wolke mich in den Hof meines Hauses gebracht. Meine Ungeduld, es wieder zu sehen, und alles was ich ausgestanden, verdiente nicht dasjenige, was ich hier gefunden habe."

„Nunmehr ist es an dir, Abutaleb," sagte Sesbet zu ihm, „uns zu erzählen, was du gesehen hast."

Alsbald begann er folgendermaßen:

Geschichte

Abutalebs, des Schriftgelehrten.

„Verwundert über alles, was die schöne Sesbet mir gesagt hatte, und begierig, alles zu erforschen, was man von Mahomed wissen könnte, der einst zum Heil der Menschen sollte geboren werden, reiste ich heute vor einem Jahre von hier ab. Vergeblich durchstrich ich einen großen Theil von Indien. Die Weisen, welche ich während mehr als sechs Monate befragte, lehrten mich nur, was ich schon wußte. Endlich begab ich mich auf das große Meer; und da ich keine bestimmte Richtung hatte, so erwählte ich das erste beßte Schiff, welches zum Absegeln bereit war. Nach einer ziemlich glücklichen Fahrt von etlichen Monaten, litt ich Schiffbruch und entrann allein der Wuth der

Wellen, indem ich mich auf einem Brette rettete, welches mich an das Gestade eines Eilandes trug, das ganz voll Schlangen war. Ich betrachtete diese Schlangen aufmerksam, und erblickte mitten unter ihnen eine kleine gelbe Schlange von bewunderungswürdigem Farbenglanz, welche von einer der größern Schlangen auf dem Rücken getragen wurde. Aber was mich am meisten erstaunte, war, daß alle die anderen Schlangen aus der weitesten Ferne, so bald sie die gelbe Schlange erblickten, herbei liefen und sich um diese versammelten, als wenn sie ihr zur Wache dienen wollten. Sie zischte, und alle die anderen Schlangen verschlüpften, von Furcht ergriffen, unter die Erde. Ich betrachtete diese Wunder, als die kleine Schlange mich fragte, wer ich wäre. Ich befriedigte ihre Neugierde, und bat sie dann, auch die meinige zu befriedigen.

„Ich heiße Temlicha," antwortete sie mir, „und meine Macht über alle Schlangen ist so unumschränkt, daß ich sie mit einem Worte in die Gewässer unter der Erde verscheuche; das ist der Wille des großen Gottes; hielte ich sie nicht so im Zaume, sie würden längst schon die Kinder Adams vertilgt haben."

Ich fragte sie nach Kunde von Mahomed. Sie sagte mir, er wäre bestimmt, den Menschen das wahre Wort Gottes zu verkündigen, aber sie hätte ihn noch nicht gesehen. Darauf bat ich sie, mir zu sagen, wie

ich von der ihr unterworfenen Insel kommen könnte. Alsbald rief sie eine ihrer größten Schlangen, und befahl ihr, mich schleunigst und ohne mir irgend Leides zu thun, ans Gestade des Festlands zu bringen, welches nicht weit entfernt war.

Fünfhundert und acht und zwanzigster Tag.

Ihr Befehl wurde vollzogen; und als ich am Lande war, wollte ich der Schlange Dank sagen; aber ohne mich anzuhören, entfernte sie sich schleunig von mir. Ich dankte Gott für alle seine Güte; und im Herzen stäts mit der schönen Sesbet beschäftigt, und mit den Mitteln, den großen Propheten zu sehen, um sie zu besitzen, kam ich wieder nach Assyrien und begab mich nach Babylon, um dort einen der berühmtesten Weisen, Namens Uffan zu besuchen. Ich war kaum in seine Wohnung getreten, als er zu mir sprach:

„Abutaleb, du suchst vergeblich den großen Propheten; ich weiß indessen ein Mittel, welches dich befriedigen könnte, ungeachtet noch viele Jahre bis zu Mahomeds Geburt verfließen werden; ich glaube nicht, daß du dich jemals des Besitzes der schönen Sesbet erfreuen wirst, wenn du meinen Vorschlag nicht annimmst. Ich weiß aus meinen Büchern, daß du die

Schlangeninsel kennest, wo die Königinn Temlicha herrscht. Willst du mich dahin führen, so weiß ich Mittel zu finden, uns beide reich und berühmt in der Welt zu machen, und uns ein so hohes Alter zu verschaffen, daß wir Mahomed noch lange sehen, seine ersten Schüler und die getreusten Beobachter seines Gesetzes werden."

Ich war hocherfreut über die Vorschläge des weisen **Uffan**, nahm sie willig an, und versprach, ihn nach der Insel der gelben Schlange zu führen. Von Stund' an waren wir mit den Vorkehrungen für unsere Reise beschäftigt, und waren bald damit fertig. Uffan nahm Bogen und Pfeile; er füllte zwei kleine silberne Gefäße, eins mit Wein, das andre mit Milch, und that sie alle in ein eisernes Kästchen, welches er mit nahm. Wir kamen ohne Hindernis an das Gestade, wohin die große Schlange mich auf Temlicha's Befehl gebracht hatte. Wir kauften eine kleine Barke mit einigen Lebensmitteln, setzten uns beide ans Ruder, und langten in kurzer Zeit auf der Schlangeninsel an.

Uffans erste Sorge war, die kleine eiserne Kiste ans Land zu bringen und sie zu öffnen. Hierauf versteckten wir uns in einem Winkel, dergestalt, daß wir, ungesehen, alles beobachten konnten was vorging. Die von dem Weine und der Milch angelockte kleine Schlange kam eilig herbei, und schlürfte beides mit

Gierigkeit ein; aber der Wein hatte sie betäubt, und sie fiel in die Kiste. Sie sank aus der Trunkenheit bald in Schlaf: sogleich lief Uffan leise herbei, schlug die Kiste zu, und trug sie weg. Wir durchstrichen hierauf die ganze Insel, um ein Kraut zu finden, welches der weise Uffan eifrig suchte. Als wir an dieses Kraut kamen, sprach dasselbe, vermöge der Allmacht Gottes, also zu dem weisen Uffan:

„Schneid und quetsche etliche von meinen Zweigen, sie werden ein so wunderkräftiges Oehl geben, daß, wenn man sich die Fußsohlen damit einreibt, man ohne alle Gefahr über das Wasser dahin gehen kann.“

„Dich gerade suche ich,“ sagte Uffan darauf, „und du sollst mir den Erfolg meines Unternehmens sichern.“

Er that auf der Stelle, was das Kraut ihm geheißen, und sammelte das Oehl in einer Flasche, welche er vorsorglich mit genommen hatte. Da die kleine Schlange ihm nur dazu gedient hatte, ihn das Kraut, welches Féars hieß, finden zu laßen, öffnete er das Kästchen, und setzte sie wieder in Freiheit.

Alsbald erhub sie sich in die Lüfte, indem sie ausrief: „der große Gott weiß die Frevler zu strafen!“ und damit verschwand sie.

„Du darfst dich darüber nicht beunruhigen,“ sagte hierauf Uffan zu mir; „wir haben das wesentlichste

Mittel in Händen, um uns das zu verschaffen, was ich dir verheißen habe. Laß uns nun schleunigst ans Gestade des Meeres gehen," fügte er hinzu.

Wir waren alsbald dort angelangt; wir salbten uns nun die Füße mit dem Féars-Oehle, und wurden leicht von seiner wunderbaren Wirkung überzeugt; denn wir gingen über das Meer dahin, ohne einmal unsere Füße zu benetzen.

Fünfhundert und neun und zwanzigster Tag.

Nachdem wir einen ziemlich langen Weg gemacht hatten, erblickten wir einen Felsen, der jedoch keiner von den höchsten, und dessen Gipfel mit einer weißen Wolke bedeckt war. Als wir bei demselben ankamen, ging Uffan gerades Weges nach einer Höhle, deren Thüre mit einem goldenen Schlosse verwahrt war; er schoß einen Pfeil auf diese Thüre ab, und sie that sich auf; er trat hinein, ich folgte ihm. Da kamen zwei grimmige Löwen zum Vorschein, auf welche Uffan wieder zwei Pfeile abdrückte, worauf sie verschwanden. Wir kamen hierauf an eine andere verschlossene Thüre; ein Pfeilschuß öffnete sie ebenfalls. Da stürzten zwei Drachen hervor, welche vor Uffans Pfeilen eben so wie die beiden Löwen verschwanden, und nichts hinderte uns nunmehr, an die Stufen eines prächtigen

Thrones zu gelangen, der mit bunten Farben verziert, und mit einem reichen seidenen, goldgestickten Teppich bedeckt war: auf diesem Throne lag ein Mann von ehrwürdiger Gestalt auf dem Rücken hingestreckt; am kleinen Finger der rechten Hand trug er einen Ring, welcher den ganzen Saal erleuchtete. Auf diesem Ringe las man deutlich die Worte:

„Es gibt nur einen alleinigen Gott, und Salomon ist sein Prophet."

Eine goldene Lampe hing über dem Haupte dieses Fürsten; zwei Drachen saßen zu seinen Füßen und zwei zu seinen Häupten; Uffan zwang sie vermittelst seiner Pfeile, gleichfalls zu verschwinden. Darnach wandte er sich zu mir, und sprach:

„Jetzo, Abutaleb, mein theurer Bruder, bedarf ich deiner Dienste; gelingt mir meine Unternehmung, so erreichen wir alles, was ich dir verheißen habe, und du wirst Sesbet glücklich machen. — Ich werde mich diesem Fürsten nähern," fuhr er fort, „um ihm den Ring von dem Finger zu ziehen: aber ich weiß, daß in demselben Augenblick eine Schlange auf mich los schießen und mich tödten wird; drum nimm meinen Bogen und diese drei Pfeile," sagte er, indem er sie mir übergab, „und wenn du mich todt hingestreckt siehst, so drücke einen dieser Pfeile auf mich ab, und ich werde wieder auferstehen."

Ich versprach ihm, genau alles zu thun, was er mir empfahl; unterdessen bat ich ihn, mir den Namen desjenigen zu sagen, den wir auf dem Throne liegen sahen.

„Es ist,“ antwortete er mir, „der Prophet Salomon selber; sein Ring ist allmächtig; vermittelst desselben hat er sich die Menschen, die Geister und alle Thiere unterworfen, und sich zum Herrn der ganzen Welt gemacht, indem er sich die Kenntnis aller Geheimnisse der Natur erworben: und wenn ich diesen Ring an meinen Finger zu stecken vermag, so bin ich ein zweiter Salomon.“

Mit diesen Worten setzte er den Fuß auf den Thron, und machte alle Anstrengungen, sich des Ringes zu bemächtigen. Alsbald kam unter dem Thron eine Schlange hervor, welche durch das bloße Gift ihres Hauchs den Uffan todt nieder streckte.

Als ich ihn in diesem Zustande sah, schoß ich einen Pfeil auf ihn ab, der ihn sogleich ins Leben rief. Uffan wiederholte nun seine Anstrengungen, sie hatten aber nicht mehr Erfolg, als die ersten; der giftige Hauch der Schlange tödtete ihn abermals. Ich bediente mich mit Erfolg desselben Mittels.

„Wenn du mich noch einmal wieder erweckst,“ sagte Uffan zu mir, „so habe ich nichts mehr zu fürchten, und bin der glücklichste der Menschen.“

Er wollte nun nochmals den Ring ergreifen, die Schlange tödtete ihn wiederum, und in demselben Augenblick, da ich den dritten Pfeil abschießen wollte, verfinsterte sich der Himmel, fürchterlich rollte der Donner, der ganze Felsen erbebte; ich stürzte mit dem Gesicht auf den Boden, und als ich wieder zur Besinnung kam, blickte die Schlange mich mit Unwillen an und sprach zu mir:

„Bist du denn ein Abtrünniger? Was bewegt dich, diesem Ruchlosen Dienste zu leisten? Ständest du nicht unter dem Schutze des großen Freundes Gottes, so solltest du sein Schicksal mit ihm theilen."

Ich warf schleunig meinen Bogen mit meinem dritten Pfeile weg; diese Unterwerfung bewog die Schlange, sich zu entfernen; die Luft ward wieder heiter, und ich war nur darauf bedacht, diesen schrecklichen Ort zu verlaßen. Ich salbte mir die Füße mit dem wunderbaren Oehle, welches mir Uffan glücklicherweise übergeben hatte, und ging von dannen über das Meer hin.

Ich durchwanderte so sechs Meere, ohne daß mir etwas aufstieß. Erst als ich auf das siebente Meer kam, erblickte ich eine Insel, welche von Gold schien. Als ich dieselbe erreichte, sah ich, daß sie mit Saffran, Palmen und Granaten bedeckt war. Beim Anblick dieser Früchte glaubte ich in den Garten Eden gekommen zu sein. Ich pflückte mir von den Früchten,

welche meine erschöpften Kräfte wieder herstellten: aber ich erschrak sehr, als ich mich auf der Insel umsah, und Menschen von seltsamer Gestalt erblickte, welche von allen Seiten mit dem Säbel in der Faust herbei liefen, mich anzugreifen. Ich sprach den Namen Gottes aus, und sie standen augenblicklich still, steckten ihren Säbel in die Scheide, und wiederholten selber den Namen Gottes.

„Was suchest du auf dieser Insel?“ fragten sie mich.

„Ich suche Mahomed,“ antwortete ich ihnen.

Bei diesem geheiligten Namen verdoppelten sie ihre Aufmerksamkeit für mich, und sagten mir, sie wären Geister, welche vormals bei den Engeln des Allmächtigen gewohnt, nun aber auf die Erde gesandt worden und hier bleiben müßten, bis zum Tage des jüngsten Gerichts, um die Götzendiener und alle diejenigen zu vertilgen, welche in der Folge nicht an das Gesetz des großen Propheten glauben würden. Sie fügten hinzu, daß es mir nicht verstattet wäre, bei ihnen zu bleiben, sondern daß ich mich baldmöglichst entfernen möchte. Ihr Oberhaupt nahm hierauf das Wort und sagte zu mir, weil Gott erlaubt hätte, daß ich auf ihre Insel gekommen, so müßten sie alles anwenden, weiter für mich Sorge zu tragen, er würde mir demnach Mittel verschaffen, die Insel zu verlaßen. Ich bezeugte ihm meine Erkenntlichkeit, und bat ihn,

mich so bald als möglich nach dem Orte zu bringen, wo er glaubte, daß ich den Propheten begrüßen könnte.

„Ich kann dir," erwiederte er mir, „über diesen Punkt nichts versprechen; ich will aber das einzige für dich thun, was in meiner Macht steht."

Alsbald befahl er, eins von ihren Pferden zu satteln, und ihm die Augen zu verhüllen; denn ohne diese Vorsicht wäre es keinem Sterblichen möglich gewesen, dasselbe zu besteigen. Er empfahl mir, mein Vertrauen auf Gott zu setzen, und versicherte mich, ich würde glücklich nach einem Hafen des Rothen Meeres gelangen, und dort einen Greis und einen Jüngling antreffen, denen ich das mir anvertraute Pferd übergeben sollte. „Sie werden dir," fuhr er fort, „alle Dienste leisten, welche in ihrer Macht stehen, und dich vielleicht über das belehren, was du suchst, und was mir selber verborgen ist."

Fünfhundert und dreißigster Tag.

Nachdem ich ihnen alle Beweise meiner Erkenntlichkeit gegeben, reiste ich ab. Meine Reise ging sehr glücklich; aber das Pferd erhub sich so hoch in die Lüfte, daß ich keinen Gegenstand unterscheiden konnte: es ließ sich endlich an einem Seehafen nieder, wo ich

die beiden mir angekündigten Männer antraf, und ihnen das Pferd übergab.

Der Greis fragte mich, ob es schon lange her wäre, daß ich die Geisterinsel verlaßen. Ich antwortete ihm, ich wäre um Mittag von dort abgereiset.

„Wie viel Meilen wähnst du seitdem gemacht zu haben?" hub der Greis wieder an.

„Fünf oder sechs," antwortete ich ihm.

„Du hast mehr, als achttausend Meilen zurückgelegt," sagte er darauf.

Ich konnte nicht müde werden, alle die Wunder anzustaunen, welche mir nach einander begegnet waren. Ich stimmte mit dem Greise ein, daß bei Gott kein Ding unmöglich wäre: aber stäts mit dem Verlangen beschäftigt, Mahomed zu sehen, schien ich ihn zu rühren: „Man muß für einen so guten Zweck alles thun," sagte er zu mir, und fügte sodann hinzu: „Obgleich unser Pferd sehr ermüdet und nicht gewohnt ist, eine so große Last zu tragen, als die deinige, so ist jedoch der Ort, wohin du, nach den Beschlüssen der Vorsehung, dich begeben sollst, in so geringer Entfernung von hier, daß ich ihm befehlen will, dich dorthin zu bringen; in der That sind funfzig Meilen, welche uns davon trennen, eine Kleinigkeit, um so mehr, als die Zeit uns drängt."

Ich bezeugte ihm meine Erkenntlichkeit durch meine Thränen; ich wollte seine Knie umarmen; er verhinderte mich aber daran, und als das Pferd vorgeführt war, raunte er ihm ein Wort ins Ohr. Ich bestieg es mit derselben Vorsicht, wie das erstemal; und in einem Augenblick brachte es mich hieher, warf mich im Hofe ab, und entschwand meinen Blicken.

Wenn ich nun auch Mahomed nicht gesehen habe," beschloß Abutaleb seine Geschichte, „so mußt du jedoch eingestehen, schöne Sesbet, daß es nicht meine Schuld ist; daß ich nichts gespart habe, um dahin zu gelangen; daß die drei Nebenbuhler, welche mein Unglück mir zugezogen hat, und die den Vortheil gehabt, früher abzureisen, als ich, in Betreff des vornehmsten Gegenstandes ihrer Reise nicht glücklicher gewesen sind; und daß sie nicht die Güte und Begünstigung des Allmächtigen erfahren haben, deren ich mich rühme."

Hierauf nahm Sesbet das Wort, und sprach zu ihren vier Männern:

„Ihr seid Zeuge meiner Unterwerfung unter die Befehle meines Vaters, ihr sehet sie hier von seiner Hand geschrieben, das Wunder ist überzeugend, und die Güte Gottes offenbart sich an euch: ich schwöre euch nun, daß ich euch alle viere gleich gern nehme; indessen kann ich nur denjenigen heirathen, der Mahomed gesehen hat. Keiner von euch ist also mein Mann."

Diese Demuth und diese Gleichheit der Gesinnung gegen alle Viere diente nur dazu, anstatt die Nebenbuhler zu beschwichtigen, jedem von ihnen die Gewißheit zu geben, daß der Gegenstand seiner Wünsche ihn annehmen würde, wenn er die übrigen entfernen könnte, die seinem Glücke in dem Wege ständen, und vermehrte also noch ihre Erbitterung gegen einander.

Sesbet bemerkte dieß, mit einer Beängstigung, welche sie nicht verbergen konnte, als plötzlich ein Donnerschlag, der sich bei ganz heiterem Himmel vernehmen ließ, ihre ganze Aufmerksamkeit anzog. Zugleich erschien ein Greis, würdevoll durch die Schönheit seiner Gesichtszüge und durch die Länge seines Bartes, dessen Weiße sich mit der Weiße seines Gewandes ver-

schmolz. Er stützte sich auf einen bloßen Säbel, in welchen er sein Vertrauen setzte; eine weiße Wolke trug ihn, und ihn begleitete ein Strahl der Herrlichlichkeit Gottes, der sich in die Unermeßlichkeit des Himmels verlor. Bei dieser Erscheinung warfen sich Alle auf den Boden nieder, und keiner wagte, zu demjenigen empor zu blicken, der in einem solchen Glanze erschien.

Fünfhundert und ein und dreißigster Tag.

„Stehet auf," sprach er zu ihnen. Sie gehorchten, und standen in der tiefsten Ehrfurcht vor ihm, während er also fortfuhr:

„Abdal Motallab, Yarab, Abutaleb, Temim Dari, ihr habt Gnade vor dem Allmächtigen funden; alles was ihr durch seine Zulaßung gesehen habt, ist Belohnung dafür, daß ihr mich gesucht habt. Betrachtet mich: ich bin Mahomed, ich bin der große Freund Gottes; derjenige, der mit seiner Erlaubnis einst das Licht über die Erde verbreiten soll; und erfreuet euch eines Glücks, welches gegenwärtig kein andrer außer euch auf der Welt zu kennen vermag, und welches euch alle folgende Zeitalter beneiden werden.

Die Verheißungen des weisen Uscha werden durch dich in Erfüllung gehen, Sesbet; deine Tugenden und

deine Schönheit haben mich bewogen, dich allen Jungfrauen Mekka's vorzuziehen; du sollst fortan Amina genannt sein."

Hierauf wandte er sich zu ihren Männern, und fuhr fort: „Ihr habt mich nun gesehen, und sie ist euer, arbeitet mit heiligem Eifer daran, daß ich das Tageslicht erblicke, um das Weltall zu erleuchten. Alle die dem Gesetze folgen werden, welches ich verkündigen soll, können vier Frauen nehmen: Sesbet aber ist die einzige Frau, welche gesetzmäßig vier Männer zugleich haben darf; das ist das wenigste, was derjenigen gebührt, von der ich will gebohren werden."

Mit diesen Worten verschwand Mahomed wieder; Alle folgten ihm mit den Augen, so lange sie konnten, und sahen ihn in die Herrlichkeit Gottes aufgehen.

Sesbet unterwarf sich mit Ergebung den Geboten des Himmels, und überließ sich den vier Ehemännern, welche die Vorsehung ihr bestimmt hatte. Das Loos entschied über die besondere Einrichtung dieser Ehe; sie lebten alle fünfe in der vollkommensten Eintracht, im Schooße des Ueberflusses, welchen die Schätze des berühmten Uscha ihnen gewährten, die sich nun ihren Augen entdeckten: und so wurde der große Prophet gebohren.

Nachdem Moradbak ihre Erzählungen beendigt hatte, sah sie aufmerksam hin, ob der König nicht eingeschlafen wäre. Und da sie ihn wach sah, fragte sie ihn, was er von diesen wunderbaren Abenteuern und diesem großen Wunder urtheilte.

„Ich glaube," sagte der große König zu ihr, „daß diese Geschichte für mich nicht minder heilsam gewesen wäre, als die vorige, wenn ich mir nicht vorgesetzt hätte, aufmerksam zu sein, um über den Vorzug der einen oder andern zu urtheilen. Aber mein Kopf ist dermaßen angefüllt von Geistern und Wundern, daß ich nicht im Stande bin zu entscheiden. Anstatt von mir zu verlangen, über diese ausschweifenden Geschichten zu urtheilen, hättest du lieber bemerken sollen, daß ich fast immer geschlummert habe, und daß nur das Ende mich wieder etwas erweckt hat. Immerhin erzähle mir nur deine Geschichten und bekümmere dich um weiter nichts. Aber für heute ist es genug, geh zur Ruhe, morgen erwarte ich dich wieder."

Sie gehorchte, und am nächsten Tage begann sie folgendermaßen:

Geschichte
Naûrs Königs von Kaschemir.

„Naûr, König von Kaschemir, beherrschte seit seinem funfzehnten Jahre dieses glückliche Land mit Gerechtigkeit, aber mit Strenge; er wollte seine Unterthanen glücklich machen und sie sollten es verdienen glücklich zu sein. Der Müßiggang fand nimmer Gnade vor seinen Augen; er ließ die Verminderung der Abgaben durch fleißige Arbeit erkaufen, welche auf solche Weise eine doppelte Quelle des Wohlstandes für seine Unterthanen ward. Er forderte den pünktlichsten Gehorsam, befahl aber nichts ohne guten Grund; und nothwendigerweise mußten diejenigen, denen er Beweise seiner Großmuth gab, die strengste Prüfung ihres Ver-

dienstes bestehen. Das Glück seiner Waffen hatte ihn zum Eroberer gemacht. Sein stolzer Sinn bewährte sich überall, bei seinen Eroberungen und in seiner Staatskunst; seine Nachbarn fürchteten ihn, und seine Völker bewunderten ihn mit Furcht: das ist das Schicksal der allzu strengen Tugend. Auf solche Weise herrschte Naûr schon zwanzig Jahre, und seine Macht schien so fest gegründet, daß man sich nimmer eingebildet hätte, sie könnte einen Umschwung des Glückes erfahren.

Diesem Könige waren bisher die Wirkungen der Liebe ganz unbekannt geblieben, er hatte diese Leidenschaft stäts als eine Schwäche der menschlichen Natur betrachtet; die zahllosen Schönheiten, welche seinen Harem, den heimlichen Sitz seiner süßesten Vergnügungen, füllten, hatten ihn niemals ahnden laßen, daß man dem Willen derjenigen unterworfen sein könnte, welche man dem seinigen unterwarf, daß man der Sklave seiner Sklavinn werden könnte. Er war mehr als jemals in diesem Irrthume befangen, als der Aufseher seines Harems ihm die unvergleichliche Fatmé vorstellte; sie erschien vor ihm, stolzer auf die Vorzüge, womit die Natur sie überhäuft hatte, als Naûr es auf die Vorzüge des Thrones war. Die Geistesstärke dieses Fürsten, der alle Gegenstände so strenge beurtheilte, die Standhaftigkeit seines Herzens, welches nur für übernatürliche Verdienste empfindlich war, alle diese ihm angeborenen und durch

die Gewohnheit und die Eitelkeit ihrer Anwendung verstärkten Gesinnungen, waren in Einem Augenblicke vor seiner reizenden Sklavinn gedemüthigt. Gleichwohl zeigte sie nicht einen Stolz, der ihn hätte empören können; alles in ihrer ganzen Erscheinung war Anmuth und Schönheit; der Stolz war vielmehr nothwendig zu der Hoheit ihrer Gestalt und zu dem Adel ihrer Gesichtszüge.

Fünfhundert und zwei und dreißigster Tag.

Naûr fühlte seine Niederlage, er war darüber unwillig, und wollte sie sich verbergen, und in der Hoffnung, ihr zu entgehen, wollte er einen so gefährlichen Gegenstand von sich entfernen: aber die Liebe führte ihn bald wieder zu ihr zurück. Fatmé stellte sich, als gewahrte sie die Bewegungen nicht, welche sie in einem so stolzen Herzen hervorbrachte; sie frohlockte darüber, es schmeichelte ihrer Eigenliebe, und sie ergab sich nicht eher dem stürmischen Verlangen ihres Herrn, als nachdem sie über ihn triumphirt hatte.

Der König von Kaschemir war nur zu sehr zu entschuldigen, daß er einer so vollkommenen Schönheit huldigte: ihre langen schwarzen Haare wetteiferten mit der dunkelsten Nacht, und ihr strahlendes Antlitz sprach zu dem Monde, an seinem vierzehnten Tage: „schein!

oder ich scheine." Wenn ein Derwisch, der die Nacht im andächtigen Gebete zubringt, auch nur im Traum ihr Ebenbild gesehen hätte, würde er den Verstand davon verloren haben. Ihre Zähne standen noch schöner an einander gereihet, als die schönste Perlenschnur; das Grübchen ihres Kinnes war die Fallgrube der Herzen; der Wohlgeruch, welchen ihre ganze Person von Natur rings um sich verbreitete, überduftete den köstlichsten Moschus; und das schwarze kleine Mal, welches neben ihrem linken Auge stand, war einer der verführerischsten Reize, welche die Liebe über ihre ganze Gestalt ausgegossen hatte.

Naûr, der stolze Naûr, war binnen kurzer Zeit leidenschaftlich entbrannt für die schöne Fatmè, selbst noch mitten in dem innigsten Genusse, so daß er nicht mehr leben konnte, ohne ihre Schönheiten zu betrachten, ohne ihre langen Haarflechten zu bewundern. Er war erstaunt über alle diese Gefühle, deren Neuheit sie seinem Herzen noch angenehmer machte; er gab sich unabläßig der zärtlichsten Liebe hin, und berauschte sich in den Reizen seiner schönen Sklavinn, welche er täglich mit neuer Lust anschaute. Das schwarze Mal, welches ihn noch mehr als alle ihre übrigen Reize angezogen hatte, war ein in sein Herz gesäetes Korn, welches darin eine unendliche Liebe hervor trieb. In dem Entzücken seiner Leidenschaft dichtete der Fürst

dieses zärtliche Lied, welches in Persien heute noch gesungen wird.

„Es wäre vergeblich, wollte ich ihr nicht folgen: ihre schönen Haare haben mich umstrickt, und ziehen mich wieder meinen Willen dahin."

Naûr, zum erstenmale verliebt, kannte noch nicht das Mistrauen, noch die Eifersucht; seine Sinnesart hatte ihn bisher die Frauen nur mit einer Art von Verachtung ansehen laßen, und in seiner Liebe überließ er sich alsbald dem vollsten Vertrauen. Selbst was ihm bei der Geliebten noch von Stolz übrig blieb, ließ ihn nicht an ihrer Erkenntlichkeit und Zärtlichkeit zweifeln. „Weil ich nun endlich liebe," sprach er bei sich selber, „so werde ich auch geliebt."

Als die schöne Sklavinn der Wirkung ihrer Reize wohl versichert war, und sie ihre Gewalt über den Geist ihres Herrn hinlänglich befestigt, und sein Herz unterjocht glaubte; als sie über ihre Eroberung nicht mehr in Unruhe war, da genügte ihr diese Eroberung ihres Gebieters nicht mehr; sie war derselben gewiß; sie bedurfte nun einer andern zu ihrem eigenen Glücke, und wenig geschmeichelt durch einen Liebenden, in welchem sie stäts einen Herrn erkannte, wollte sie ein Herz erobern, welches nur seinem eigenen Verdienste das Geschenk des ihrigen verdankte.

In diesen Zeiten, da Kaschemir einen eigenen König hatte, wurden die Harems nicht mit großer Strenge

bewacht; es gab darin sogar mehrere Beamte zum Dienste des Fürsten, die keine Verschnittene waren, und in den innersten Palast freien Zutritt hatten. Naûr hatte einen Günstling, namens Abukasir, der stäts um ihn sein mußte: er war groß, wohlgebauet, und von hinreißender Schönheit. Seine Worte waren süß wie Honig, und sein Antlitz war mit einem so weichen Flaum bezogen, daß es dem Rasen an den Ufern der Milchbäche zu vergleichen war, welche im Paradiese rieseln. Er bediente stäts den König, wenn er im Harem bei Fatmé war, und niemals kam ein andrer Beamter an seine Seite, wenn er mit der schönen Sklavinn zu Nacht aß. Auf diesen Abukasir nun warf Fatmé ihr Auge: sie spähte tausendmal in seinen Blicken, um den Knoten seiner Gedanken zu entwickeln; manchmal glaubte sie einen Strahl von Hoffnung darin zu ersehen; aber dann sah sie alsbald wieder in seinem ganzen Benehmen nur den Ausdruck einer Ehrfurcht, welche sie in Verzweiflung setzte. Diese Quaalen ihres Herzens verscheuchten endlich alle Ruhe von ihr, ihre Schönheit sogar wurde davon angegriffen. Naûr gerieth darüber auch in lebhafte Besorgnis: aber bald bedauerte sie selber nicht mehr die Verminderung ihrer Reize, die zärtlichen und theilnehmenden Blicke, mit welchen Abukasir sich nicht erwehren konnte, sie anzusehen, belebten sie bald wieder, gleich den wohlthätigen Strahlen der Sonne, welche eine zarte Blume wieder

aufrichten, die ein Unwetter niedergebeugt hat. Zwar waren diese Aeußerungen so bescheiden und so gemäßigt, daß Fatmé nur eine leichte Hoffnung daraus ziehen konnte: gleichwohl überließ sie sich derselben mit Entzücken.

Fünfhundert und drei und dreißigster Tag.

Diese ersten Schritte gewöhnten bald die beiden Liebenden sich ihrer Augen und der Blicke zu bedienen, um einander zu fragen und zu antworten, in Erwartung einer günstigen Gelegenheit, sich noch anders diese zärtlichen Vorwürfe, diese süßen Fragen und diese lieblichen Zusicherungen auszudrücken, welche der Reiz aller Liebe, und zum voraus der beginnenden Liebe sind.

Die günstigste Zeit für sie war die des Abendessens, weil sie sich dann am längsten und am nähesten sahen. Fatmé, die nicht mehr ohne die Gegenwart ihres Geliebten leben zu können glaubte, war nur darauf bedacht, diese Abendgesellschaft so oft als möglich zu veranstalten; und ihre Einladungen, welche der König ihrem Verlangen zuschrieb, ihn so oft als möglich zu sehen, dienten nur dazu, ihn noch mehr für sie zu entzünden.

Eines Tages als der Fürst und die schöne Sklavinn zu Tische einander gegenüber saßen, ließ Fatmé ihre Blicke, so oft sie es ohne Gefahr thun konnte, auf Abukasir hinübergleiten. Dieser bediente seinen Herrn, und freier mit seinen Blicken, weil er hinter ihm stand und von ihm nicht gesehen werden konnte, verschlang er die Schöne fast mit den Augen, während Naûr selber sie mit solcher Leidenschaft betrachtete, daß er nur sie in der ganzen Natur sah und auf ihren Rosenwangen die Stelle des göttlichen Korans zu lesen wähnte: „das Weib ist das schönste Werk des Schöpfers." Blicke genügten aber bald nicht mehr dem Herzen Fatmé's zur Nahrung, und diese Schönste der Schönen wollte sich nun nicht nur das Vergnügen verlängern, ihren neuen Geliebten zu sehen und von ihm gesehen zu werden, sondern sie sann zugleich auf Mittel, ihm die Stärke ihrer Liebe zu erkennen zu geben und die seine dreister zu machen; sie schlug also dem Könige vor, ihm eine Geschichte zu erzählen.

„Ich bin es zufrieden," erwiederte er, „wenn wir von Tische aufgestanden sind; mit Vergnügen will ich auch die Zauber deines Geistes kennen lernen; ich bin sicher, daß sie denen gleichen werden, welche deine ganze Erscheinung meinen Augen darbietet."

„Wenn ich es wagte, meinem Gebieter, diesen Vorschlag zu machen," erwiederte die Schöne, „so geschah es, weil eine Erzählung bei Tische um so an-

nehmlicher ist; wo sie minder anziehend wird, da nimmt man eine Frucht, oder fordert Scherbet oder einige Schalen Schiras-Wein; das erhöhet die Lebhaftigkeit des Erzählers, und entschädigt den Zuhörer bei den langweiligen Stellen; und ich fühle, daß mir diese Hülfsmittel durchaus nothwendig sind."

Diese verstellte Bescheidenheit zog ihr die dafür erwarteten Lobeserhebungen zu, und erregte nur noch mehr die Lust, sie anzuhören; die Blicke Abukasirs und die Reden des Königs bezeugten ihr, wie sehr sie sich darauf freuten. Die Heiterkeit und Anmuth, womit sie diesen Vorschlag begleitete, bestrickte die Geister der beiden mit ihrem mächtigsten Zauber. Da nun Fatmé durch nichts mehr gehindert wurde, zu erzählen, so hub sie also an:

Geschichte
Naerdans und Güsülbeks.

„Hüssendschar, ein reicher Juwelenhändler in Ersserum *), war schon in bejahrtem Alter, und hatte von allen seinen Sklavinnen und Frauen nur eine einzige Tochter. Konnte diese auch nicht seinen Hoffnungen in Betreff seines Handels entsprechen, so beglückte sie ihn jedoch durch die Anmuth, womit die Natur ihre Gestalt geschmückt und zugleich ihren Geist für jede Ausbildung empfänglich gemacht hatte. Sie war erst sechs Jahr alt, als Ali, mit dem Beinamen Timur, der stäts einer von Hüssendschars Freunden gewesen, starb, ohne seinem einzigen Sohn ein Erbe zu hinterlaßen, ungeachtet er immer im Rufe des Reichthums gestanden hatte. Indem Ali in Hüssendschars Armen seinen

*) Bekannte Stadt in Klein-Asien an der Persischen Gränze.

Geist aufgab, empfahl er ihm diesen Sohn, als den einzigen Gegenstand seiner Kümmernis. Dieser wahre Freund übernahm es mit Vergnügen; er verwandte anfangs lediglich um der Freundschaft ihr Recht anzuthun, alle Sorgfalt auf dieses Kind: aber Naerdan, — so hieß der Sohn Timur Ali's — wußte sich dieselbe bald zu verdienen. Er war von sanfter Gemüthsart, und seine Einsicht war seinem Alter zuvor geeilt; Erkenntlichkeit war das erste Gefühl seines Herzens. Hüssendschar wünschte sich Glück über dieß Vermächtnis seines Freundes, und theilte seine Zärtlichkeit zwischen Naerdan und Gûsûlbek, seiner einzigen Tochter. Beide wurden zusammen aufgezogen; ihre Kindheit, welche sie durch gemeinsame Spiele vereinigte, die Freiheit stäts bei einander zu sein, oder vielmehr die aufblühenden Reize Gûsûlbeks und die Bildung Naerdans befestigte in ihren Herzen eine gegenseitige Zuneigung, welche durch nichts zerstört werden konnte. Hüssendschar gewahrte dies wohl; aber weit entfernt, ihrer Neigung irgend ein Hindernis in den Weg zu legen, schien er sie vielmehr zu billigen. Der Himmel, der ihm einen Nachfolger versagt hatte, schenkte ihm hier einen in dem Sohne seines Freundes, der sich dessen täglich würdiger machte, und Hüssendschar hatte das Vergnügen, einen Zögling ganz nach seinen Wünschen zu bilden.

Fünfhundert und vier und dreißigster Tag.

Als Naerdan, der wenige Jahre älter war, als Güsülbek, das zwölfte Jahr erreicht hatte, erlaubte man ihm nicht mehr, sie zu sehen; sie wurde in dem Frauen-Zimmer versperrt, und Naerdan wurde denjenigen anvertrauet, welche ihm eine Erziehung geben sollten, wie sie den Absichten Hüssendschars in Betreff seiner künftigen Bestimmung angemessen war. Diese Trennung war ihm sehr schmerzlich, aber sie war es nicht minder für Güsülbek, die weniger durch die Umgebung zerstreut, als er, sich nur mit einer Liebe beschäftigte, welche jetzo durch die Entziehung des geliebten Gegenstandes ihre ganze Gewalt offenbarte. Sie wuchs in der Einsamkeit immer mehr, und da Güsülbek es nicht wagte, an ihren Geliebten zu schreiben, so blieb ihr kein andres Mittel, ihn in ihrem Herzen lesen zu laßen, als die Salam's, *) welche sie ihm durch eine Sklavinn schickte, die das Geheimnis derselben nicht kannte. Der erste Brief dieser Art war ein Päckchen Ingwer. **) Das war allerdings ein starkes Entgegenkommen: aber eine so innige Leidenschaft, wie die ihrige, achtete nicht mehr auf Zurückhaltung. Mit Zittern erwartete sie die Antwort;

*) Vergl. die zu Ende der Geschichte des Königs von Kaschemir (pag. 545) stehende Anmerkung.

**) Bedeutet: „Mein Herz brennet nur für dich."

sie fürchtete nicht mehr geliebt zu werden. Wie groß war ihre Freude, als man ihr von Naerdan ein Stückchen blaues Tuch brachte! *) Dieses Zeichen drückte zwar kein so zärtliches Gefühl aus, wie sie gewünscht hätte; aber sie ward doch nicht vergessen, man liebte sie noch. Der Reiz dieser Vorstellung dauerte jedoch nicht lange; ihre Stelle nahm Sehnsucht und Verlangen ein, welche um so lebhafter waren, als sie nicht zweifelte, daß Naerdan sie theilte." —

Indem Fatmé diese letzten Worte aussprach, richtete sie dieselben an Abukasir, und begleitete sie mit den zärtlichsten Blicken.

„Man muß gestehen," sagte sie dann, indem sie selber ihre Erzählung unterbrach, und ihre schönen Augen auf den König von Kaschemir richtete, welche sie unmerklich wieder zu dem aufmerksamen Abukasir hinüber gleiten ließ, — man muß gestehen," fuhr sie fort, „daß die unglückliche Güsülbek zu beklagen war; eingesperrt in einem von ihrem Geliebten zu gewissenhaft gemiedenen Frauen-Zimmer, zählte sie die Augenblicke ihrer Jugend und ihrer Schönheit: „Welche fruchtlos verschwendeten Gaben und Schätze!" sprach sie bei sich selber: „Mit welcher Erwiederung sollte meine Zärtlichkeit nicht belohnt werden! Ach! wie viel Zweige würde der von mir gepflegte Keim der Liebe

*) Bedeutet: „Ich liebe dich immerdar."

getrieben, und wie würden diese sich unter der Last der köstlichsten Früchte gebogen haben! Aber nein, er, den ich anbete, er liebt mich nicht, weil eine übertriebene Ehrfurcht...." —

„Ich will dir nicht wiederholen, Herr," fuhr Fatmé fort, „welcher Verdacht auf diese Klagen der betrübten Güsülbek folgte; ich habe dir ihre Geschichte versprochen, und nehme sie wieder auf.

Als Naerdan funfzehn Jahr alt war, verstand er schon die Vortheile des Handels so vollkommen, und benutzte den empfangenen Unterricht so gut, daß er, vermöge seiner Dankbarkeit gegen Hüssendschar, verbunden mit seiner natürlichen Einsicht, sich dessen Geschäfte besonders angelegen sein ließ. Dieser väterliche Herr vertraute ihm dieselben während mehreren Reisen, welche er nach Indien machte. Sie gediehen unter seinen Händen, und der Verkauf der in den Waarenlagern zu Erserum gebliebenen Waaren brachte für Hüssendschar noch mehr Gewinn, als seine Reisen.

Unterdessen hatte Naerdan aus Zartgefühl und Treue, wie sie selten in einem verliebten Herzen zu finden sind, seinen Verkehr mit Güsülbek abgebrochen. Seine Liebe war keineswegs erloschen: aber er legte ihr Stillschweigen auf, und opferte alle Aeußerungen derselben der Rechtschaffenheit. Er wagte es nicht mehr, auf eine Heirath mit der Tochter seines Herrn Anspruch zu machen, dem der Himmel, wider alles

Verhoffen, jetzt eben noch einen Sohn geschenkt hatte. — Dieser Edelmuth," fuhr Fatmé fort, „weit entfernt Güsülbek's Liebe zu vermindern, diente nur dazu, sie noch mehr zu entflammen. Hüssendschar konnte, mitten in der Freude, welche die unerwartete Geburt eines Sohns ihm verursachte, sich jedoch nicht in Lobeserhebungen der Verdienste Naerdans erschöpfen, und sagte laut, daß der Erbe, wodurch die Natur seine Wünsche in vollem Maaße erfüllt habe, allein vermöge, seine zu Naerdans Gunsten gemachten Entwürfe zu stören; er fügte hinzu, seine Tugenden, seine Redlichkeit und seine Geschicklichkeit würden ihn bewogen haben, ihm seine Tochter mit all seiner Habe zu geben: aber er hoffe nun, das Glück eines seiner Freunde zu machen, indem er ihm einen solchen Schwiegersohn gäbe.

Diese Lobeserhebungen vermochten Kara Mehemmet, Hüssendschars Schwager, ihn um Naerdan für seine Tochter zu bitten; er erbot sich selbst, die Heirath gleich nach seiner Heimkehr von einer Reise nach Indien, welche wenigstens acht bis neun Monate erforderte, zu vollziehen. Da er seines Gewerbes ebenfalls ein Juwelenhändler war, so nahm Naerdan diesen Antrag an, nicht aus Verlangen nach Reichthum oder nach einem eigenen Geschäfte, sondern um sich von einer Liebe zu heilen, welche er jetzo nur noch als eine Undankbarkeit ansehen konnte.

Fünfhundert und fünf und dreißigster Tag.

Diese Neuigkeiten kamen auch zu Güsülbeks Ohren; sie bedeckten ihr Herz mit Sürme; *) vergeblich sandte sie ihrem Geliebten einen Apfel, **) ein Stück Zeug von der Farbe des Morgenroths, ***) eine Olive †) und eine Holzkohle. ††) Diese zärtlichen Sinnbilder des Uebermaaßes ihres Schmerzes und ihrer Eifersucht machten den allzu tugendhaften Naerdan in seiner grausamen Entschließung nicht wankend."

Hier unterbrach sich Fatmé abermals, indem sie sich einer Betrachtung nicht enthalten konnte, deren Sinn, so einfach dieselbe nur für den König von Kaschemir war, einen bitteren Vorwurf für Abukasir enthielt.

„Man mag wohl," sagte sie, „das begreife ich, sich selber einer schuldigen Dankbarkeit aufopfern: aber verstattet die Tugend uns auch andere Opfer? Man freuet sich, in dem geliebten Herzen die Grundsätze der Tugend zu finden, aber diese entarten ins Unmenschliche, wenn man sie übertreibt. Wie kann man sich

---

*) So heißt ein Kraut, womit die Frauen sich die Haare und Augenbrauen schwärzen, und welches ein Bild des Schmerzes und des Kummers ist.

**) Bedeutet: „Entferne dich nicht von mir, o du Lenz meines Lebens!"

***) „Nimm mir lieber das Leben!"

†) „Ich möchte dich lieber todt sehen, als lebend und unbeständig."

††) „Doch nein! ich will sterben, und mögest du lange leben!"

doch entschließen, das aufzuopfern, was man liebt? denn allerdings mußte Naerdan wissen, daß Güsülbek ihr Unglück nicht überleben würde. Aber der gerechte Himmel, der minder strenge Himmel, als er, ließ ihren Untergang nicht zu. Voll Verzweiflung vertraute diese zärtliche Liebende, da sie nicht wußte, an wen sie in ihrem Unglücke sich wenden sollte, ihren Kummer einer alten Jüdinn, welche ihr öfter ausländische Kleinode verkaufte. Die Alte schien von ihrem Zustande gerührt, aber noch mehr von der Belohnung, welche ihr verheißen wurde, wenn sie die Heirath verhindern könnte.

„Nimm alles, worüber ich zu schalten habe," sagte die zärtliche Güsülbek zu ihr; „mache nur, daß Naerdan nicht einer andern angehöre; und ich schwöre dir bei dem heiligen Propheten, daß ich nichts besitze, was dir nicht angehören soll. Warum habe ich nicht alle Schätze Indiens, um dich zu vermögen, mir zu dienen!"

Die Jüdinn verließ sie mit dem Versprechen, ihr zu helfen, und mit der Versicherung, daß sie bald von ihr weiter hören sollte.

Am Tage darauf, nachdem die Jüdinn Güsülbek so tröstliche Versprechungen gegeben, begegnete Hüssendschar in den Straßen von Erserum dem Kara Mehemmet, der die Stadt erst vor vier Monaten verlaßen hatte. Er bezeugte ihm seine Ueberraschung wegen einer so baldigen Rückkehr. Kara Mehemmet antwortete

ihm, er wäre einem seiner Handelsfreunde auf halbem Wege begegnet, hätte diesem seine Forderungen in Indien auf eine sehr vortheilhafte Weise abgetreten, und wäre entschlossen, sich fürder nicht so großen Mühseligkeiten auszusetzen, welche sein Alter ihm nicht mehr erlaubte, sondern endlich der Ruhe zu genießen, welche seine Reichthümer ihm in der Heimath zusicherten. Hüssendschar erinnerte ihn auf der Stelle an die Abrede welche sie beide wegen Naerdans Verheirathung mit seiner Tochter genommen. Kara Mehemmet erklärte sich bereit, dieselbe zu erfüllen, wollte aber, daß die Hochzeit in einem Landhause gefeiert würde, welches er erkauft hatte. Hüssendschar willigte ohne Schwierigkeit in diese Bedingung, und beide gingen sofort hin, Naerdan aufzusuchen.

Sie fanden ihn mit Hüssendschars Angelegenheiten beschäftigt, und Kara Mehemmet sprach zu ihm:

„Mein Sohn, wenn du mir folgen willst, so will ich dir meine Tochter zeigen; sie ist erst funfzehn Jahr alt, und du sollst sie heirathen, wenn sie dir gefällt."

Naerdan antwortete mit Höflichkeit, aber zugleich mit Kälte, und folgte beiden, mit einer Art von Freude, weil er auf diese Weise eine Leidenschaft zu vertilgen wähnte, der sich hinzugeben, er nicht mehr für erlaubt hielt.

Fünfhundert und sechs und dreißigster Tag.

Kara Mehemmet führte beide hinaus vor das Thor. Als sie draußen waren, fragte ihn Hüssendschar:

„Aber, Freund, was hat es denn für Bewandtnis mit diesem Landhause, von welchem ich noch gar nichts weiß?“

Kara Mehemmet antwortete ihm: „Man muß sich seine Reichthümer zu nutze machen; du wirst sehen, wie meine neue Wohnung ausgeschmückt ist; schon seit langer Zeit freute ich mich auf die Ueberraschung, welche ich dir bereitete, und die Hochzeit meiner Tochter mit Naerdan ist zur Offenbarung des Geheimnisses bestimmt, welches ich bis heute aus einem reizenden Wohnsitze gemacht habe, dessen ich nunmehr in Ruhe zu genießen gedenke, indem ich meinem Schwiegersohn mit allen Vortheilen meines Geschäfts auch alle Sorgen desselben übergebe.“

Indem er diese Worte aussprach, gelangten sie vor ein großes Haus, dessen Pforte durch zwei Thürhüter bewacht war. Naerdan war erstaunt, als er am Fuße der Treppe eine zahlreiche Dienerschaft von Pagen sah; alle waren prächtig gekleidet, ihre Hemden waren von Seide, ihre Beinkleider von Atlas, ihre Wämser von Indischen Stoffen, ihre Kaftane von gemohrtem Taft, und ihre Gürtel von Edelsteinen, nach

Indischem Schnitt. Diese Pagen gingen mit großer Ehrerbietung vorauf, und führten sie in einen prachtvoll ausgestatteten Gesellschaftssaal. Als sie auf dem Sopha Platz genommen, brachte man ihnen Kaffee und Eingemachtes; und bald darnach wurde ein prächtiges und köstliches Mahl aufgetragen; die Schüsseln waren von Silber, und alles Linnenzeug war reich gestickt.

Nach diesem Mittagsessen bat Kara Mehemmet den Hüssendschar, sich in ein Nebenzimmer zu begeben, und ihn mit Naerdan allein zu laßen, dem er noch manches insgeheim mitzutheilen hätte. Hüssendschar verließ sie, und Kara Mehemmet öffnete nun einen Schrank, dessen Thüre in das Frauen-Zimmer führte, und rief seiner Tochter. Sie antwortete auf der Stelle mit einer Stimme, wie die Stimme eines Engels, und so lieblich, daß sie sogar eine Art von Bewegung in Naerdans Herzen hervorbrachte. Bald erschien auch diese Schönheit selber, und nicht ohne blendende Reize; denn der Glanz ihres Antlitzes überstralte den Vollmond. Als sie heran kam, warf sie sich ihrem Vater zu Füßen, umfaßte sie, und sprach:

„Was begehrst du, mein Vater, von deiner Sklavinn?"

„Es freuet mich," antwortete ihr Kara Mehemmet, „dich in der Stimmung zu finden, wie ich sie wünsche. Ich will dich verheirathen, mit Naerdan, welchen du hier siehst; bist du es zufrieden?"

„Ich habe meinem Vater schon gesagt," erwiederte die junge Schöne, „daß seine Sklavinn alles thun wird, was er ihr gebietet; sie ist bereit, nicht nur Naerdan zu heirathen, welchen er ihr darbietet, sondern selbst den niedrigsten seiner Diener. Das Vergnügen, meinem unumschränkten Gebieter zu gehorchen," fügte sie hinzu, „wird meinem Herzen stäts die größte Genugthuung sein."

Mit diesen Worten, zog sie sich zurück und verließ das Zimmer.

„Wohlan, mein Sohn," sagte hierauf Kara Mehemmet, „was sagst du zu meiner Tochter? bist du mit ihr zufrieden?"

„Welchem Manne," antwortete ihm Naerdan, „könnte wohl eine solche Schönheit nicht gefallen?"

Kara Mehemmet, mit dieser Antwort zufrieden, schickte sogleich nach dem Imam des Stadtviertels, nahm dann eine Börse von dreitausend Goldstücken, und sagte zu Naerdan:

„Nimm dieß Geld, mein Sohn, und wenn ich dich in Gegenwart des Imams frage, was du meiner Tochter an Heirathsgut zubringest, so antworte mir: „dreitausend Zeckinen," und übergib mir dann diese Börse, als ihre Morgengabe."

Der Imam ließ nicht auf sich warten; er kam in Begleitung des Schulmeisters und des Mük-

sins. *) Es wurde sogleich ein Tisch gedeckt, und nach Beendigung dieser zweiten Mahlzeit, sagte Mehemmet zu dem Imam:

„Ich verheirathe meine Tochter an Naerdan, welchen du hier siehst, wenn er dreitausend Zeckinen hat, ihre Morgengabe zu sichern.

Hüssendschar wollte sie sogleich bezahlen, aber Naerdan bot selber die Börse dar, welche sein Schwiegervater ihm gegeben hatte; und da dieses Geschäft weiter keine Schwierigkeiten hatte, so wurde es alsbald beendigt. Der Heirathsvertrag wurde demnach aufgesetzt, und dieser Feierlichkeit folgte wieder ein neues Mahl. Gegen das Ende desselben näherte Naerdan sich Hüssendschar und sagte zu ihm:

„Ich werde diese Nacht nicht allein schlafen; wäre es da nicht schicklich, daß ich zuvor ins Bad ginge?"

Kara Mehemmet wollte wissen, was sein Schwiegersohn vorhätte; und als er es vernommen, billigte er nicht nur sein Vorhaben, sondern versicherte ihn auch, daß diese Reinigung nach der eben vollzogenen Feierlichkeit sogar nothwendig wäre. Er rief Sklaven herbei, und ließ ihn in ein prächtiges Bad führen, welches in dem Hause selber angelegt war, und blieb unterdessen bei Tische. Naerdan kam nach dem Bade

---

*) Der auf den Minarets (Moscheeenthürmen) die Stunden des Gebets ausruft, anstatt der Glocke.

wieder zu ihm dahin, und sein Schwiegervater führte ihn nun in das Frauen-Zimmer zum Beilager mit seiner Braut.

„Nachdem Naerdan Freuden genossen hatte, von welchen er wähnte, daß sie das Andenken Güsülbeks aus seinem Herzen verbannen sollten, gewahrte er mit Kummer, daß er ihr nicht minder ergeben blieb, als zuvor. Diese Vorstellungen beschäftigten ihn einige Zeit; aber endlich mußte er sich auch dem Schlaf überlaßen. Der Tag erweckte ihn nicht so wohl, als ein dringendes Bedürfnis; indessen konnte er es nicht befriedigen; denn er wagte weder aufzustehen, noch die geringste Bewegung zu machen, sein Arm lag unter dem Kopfe seiner reizenden Gattinn, welche er aufzuwecken fürchtete. Endlich, da er es nicht länger aushalten konnte, zog er seinen Arm so leise als möglich zurück: aber wie groß war seine Ueberraschung, als er diesen schönen Kopf, diesen Kopf der ein Meisterstück der Natur war, sich von dem Rumpfe ablösen, aus dem Bette fallen und bis an die Thüre rollen sah? Bei diesem entsetzlichen Anblicke vergaß er aller seiner Bedürfnisse, und blieb an allen Gliedern erstarrt liegen.

Fünfhundert und sieben und dreißigster Tag.

Er befand sich einige Zeit in dieser schrecklichen Lage, als Kara Mehemmet hinschickte, um fragen zu

laßen, wie die Neuvermählten die Nacht zugebracht hätten. Man fand die Thüre verschlossen; der unglückliche Naerdan war nicht im Stande, sie zu öffnen, ja er hörte nicht einmal anklopfen. Man war also genöthigt, sie einzustoßen. Beim Anblicke des entgegen rollenden Kopfs und des Blutstromes brachen alle Sklaven in lautes Geschrei aus, und dieß Geschrei zog Kara Mehemmet herbei, der sich nicht minder entsetzte, und sogleich den Kadi holen ließ. Naerdan wurde ins Gefängnis geworfen und mit Ketten belastet, um ihn bald dem Scharfrichter zu überliefern. Das böse Gerücht, welches mit reißender Schnelle umläuft, unterrichtete Güsülbek bald von diesen schrecklichen Ereignissen; es durchbohrte ihr das Herz, als sie vernahm, in welcher Gefahr ihr Geliebter schwebte. Die Jüdinn blieb nicht lange aus, und sagte beim Eintritte zu ihr:

„Nun, bist du mit mir zufrieden? du hast jetzo keine Nebenbuhlerinn mehr zu fürchten, und....“

„Ha, Grausame!“ erwiederte ihr die zärtliche Güsülbek, „gib ihr das Leben wieder, und setze nicht das Leben meines Geliebten in Gefahr. Du sollst meiner gerechten Rache nicht entgehen,“ fuhr sie fort, sie mit wuthfunkelnden Augen anblickend; wie sich denn in ähnlichen Lagen sanfte Gemüther nicht minder furchtbar ausdrücken, als die heftigsten. Die Jüdinn entfernte sich eilig.

Unterdessen war Hüssendschar nicht so bald von dem Unglück Naerdans unterrichtet, als er nach dem Gefängnisse eilte, denn er konnte nicht glauben, daß er sich eines Verbrechens schuldig gemacht hätte; er kam, ihn zu trösten, und zu erfahren, welche Dienste er ihm leisten könnte.

Naerdan gab ihm einen getreuen Bericht von seinem Abenteuer; Hüssendschar wußte nicht, was er davon denken sollte, und ging eilig wieder weg, um Mittel zu Naerdans Rechtfertigung aufzusuchen, ohne eben zu wissen, wie er dazu gelangen sollte.

Seine erste Sorge war, zu Kara Mehemmet in seinem neuen Hause zu gehen, wo das Unglück geschehen war, um zu erfahren, was man dort davon hielte. Aber er war sehr erstaunt, als er auch nicht die mindeste Spur von diesem prächtigen Gebäude erblickte, sondern an der Stelle desselben eine alte Hütte sah, in welcher er einen ehrwürdigen Greis antraf, der ihn fragte, was er suchte.

„Ich suche," antwortete ihm Hüssendschar, „ein großes Haus, welches, wie mich dünkt, gestern Abend noch hier stand."

„Es ist wahr, daß hier eins gestanden hat," erwiederte der Greis, „aber du siehst deutlich, daß gegenwärtig keins mehr da ist. — Dein Erstaunen wird aufhören," fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, „wenn du erfährst, daß ich ein Geist bin, und daß die

Liebe deiner Tochter Güsülbek zu Naerdan mich gerührt hat; ich nahm die Gestalt einer Jüdinn an, um mich näher darüber aufzuklären; dann nahm ich die Gestalt Kara Mehemmets an, der heut Abend erst in dieser Stadt ankommen wird; ich habe das Haus erbauet, in welchem du gestern Abend gegessen hast, und wo die vorgebliche Hochzeit Naerdans gefeiert worden. — Geh, und versprich ihm deine Tochter," fuhr er in einem ernsten Tone fort; „ein redlicher Mann in deiner Verwandtschaft ist mehr werth, als alle Schätze; Naerdan wird zugleich für deinen Sohn sorgen; seine Tugend wird alles in deinem Hause gedeihen machen. Wolltest du mir aber eine so gerechte Forderung nicht bewilligen, so würde ich dich tausendmal täglich deine Weigerung bereuen laßen."

Hüssendschar versprach dem Geist alles, was er von ihm verlangte; und der luftige Geist sagte zu ihm:

„Du mußt zu dem Kadi gehen, der Naerdan hat ins Gefängnis werfen laßen; bewege ihn, daß er hieher komme; und nachdem er die Oertlichkeit besichtigt und sie so verschieden von jener, wie sie heute Morgen war, befunden hat, wird er nicht daran zweifeln können, daß Naerdans Abenteuer eine Bezauberung gewesen; und alsdann wirst du sehr leicht von ihm die Loslaßung des unschuldig Eingekerkerten erlangen."

Hüssendschar gehorchte dem Greise; alles erging, wie dieser es voraus gesehen hatte. Die Ankunft des wahren Kara Mehemmet, der in eben diesem Augenblicke zu Pferde an der Spitze seiner Sklaven erschien, bestätigte dem Kadi die Wahrheit des Berichts, welchen man ihm gemacht hatte. Kara Mehemmet entband Hüssendschar von dem Versprechen, Naerdan mit seiner Tochter zu verheirathen. Dieser zärtliche Geliebte wurde seiner getreuen Güsülbek wiedergegeben, und der Himmel, der sie in seinen Schutz genommen hatte, segnete ihre Vereinigung mit aller Glückseligkeit. —

Du siehst hier, mein Gebieter," fuhr hierauf Fatmé fort, „alles was eine recht innige Liebe eingiebt, um sich verständlich zu machen, und alles was sie anwendet, um glücklich zu werden. Zuweilen setzt sie sogar durch eine übel angebrachte Furchtsamkeit den geliebten Gegenstand in Gefahr. Wenn Güsülbek und Naerdan sich Hüssendschar entdeckt hätten, vielleicht hätten sie ihn gerührt. Naerdan hätte auch Güsülbek entführen können: ja, was weiß ich, das sie sonst noch hätten thun können. Alles," beschloß sie, „nur nicht unthätig bleiben; denn ohne den Geist, weiß ich nicht, was aus ihnen geworden wäre."

„Göttliche Fatmé," antwortete ihr Naûr, entzückt über das neue Vergnügen, welches sie ihm gewährt hatte, „ich denke gerade ebenso, wie du: indessen kann ich Naerdan nicht tadeln; seine Bescheidenheit und seine Zurückhaltung haben mich erfreuet. Aber ich denke nur an das einzige Vergnügen, neue Reize an der Geliebten zu entdecken. Ich rechne darauf, daß du es nicht bei dieser einen Erzählung wirst bewenden laßen, sondern ein andermal...."

„Ja, Herr," unterbrach ihn Fatmé, „es macht mich überglücklich, dich vergnügen zu können: aber ich bitte dich um eine Gnade.

„Worin besteht die?" fragte Naûr liebevoll: „und was begehrt die Königinn meines Herzens und die Lust meiner Augen?"

„Es schien mir, Herr,“ antwortete sie ihm, „daß Abukasir mir mit einer Aufmerksamkeit zuhörte, welche bezeugt, daß er diese Art Geschichten liebt: wenn man sie aber liebt, so weiß man auch dergleichen, und ich wünschte wohl, ihn eine erzählen zu hören.“

Fatmé wollte dem allzu furchtsamen Abukasir ein Mittel an die Hand geben, ihr zu antworten; sie erwartete aus einigen Zügen einer fremden Geschichte seine Gesinnungen gegen sie zu erkennen, und da sie eine von ihr selber so geschickt herbei geführte Gelegenheit nicht verlieren wollte, so drang sie in den König, ihrem Geliebten zu gebieten, daß er ihren Wunsch erfüllte.

„Ich bewillige, was du verlangest,“ sagte Naûr; und Abukasir mochte sich noch so viel dagegen sträuben, der König sagte beim Weggehen zu ihm:

„Ich befehle dir, morgen zu Ende unsers Abendessens eine Geschichte zu erzählen. Ich verzeihe dir zum voraus, wenn du uns nicht vergnügest; nicht jedermann kann gut erzählen. Möchtest du dich nicht eben so gut deiner Aufgabe entledigen, wie Fatmé?“

Abukasir bezeugte ihm mit tiefer Ehrfurcht, daß er gehorchen würde; und am folgenden Abend, nachdem er durch die zärtlichen Blicke Fatmé's tausendfältig beruhigt worden, nahm er also das Wort:

Geschichte des Derwisches Abunadar, oder der Wunderleuchter.

„Ein durch sein Alter ehrwürdiger Derwisch, lag krank bei einer Frau, welche schon lange Witwe war, und in der Vorstadt von Balsora in großer Armut lebte. Er war so gerührt von dem Eifer und von der Sorgfalt, womit sie seiner pflegte, daß er, als er wieder genesen war, bei seiner Abreise zu ihr sagte:

„Ich habe bemerkt, daß du wohl für dich allein zu leben hast, aber nicht so viel, um es mit deinem Sohne, dem kleinen Abdalla, zu theilen: willst du mir diesen anvertrauen, so will ich mein mögliches

thun, um mich an ihm für die Wohlthaten erkenntlich zu beweisen, welche ich deiner Pflege verdanke."

Die gute Alte willigte mit Freuden in seinen Antrag; und der Derwisch nahm den Jüngling mit, und kündigte ihm an, daß sie eine Reise machen würden, welche beinahe zwei Jahre dauern könnte. Während er nun mit ihm die Welt durchstrich, ließ er ihn im Ueberflusse leben, gab ihm treffliche Lehren, und pflegte sein in einer tödtlichen Krankheit, welche ihn befiel; kurz, er sorgte so für ihn, als wenn er sein leiblicher Sohn gewesen wäre. Abdalla bezeugte ihm tausendmal seine Erkenntlichkeit für so viel Güte; aber der Greis sagte dann immer zu ihm:

„Mein Sohn, durch die That bewährt sich die Erkenntlichkeit: wir werden sehen, kömmt Zeit und Ort."

Eines Tages befanden sie sich, indem sie so fort wanderten, an einem abgelegenen Ort, und der Derwisch sprach zu Abdalla:

„Mein Sohn, wir sind hier am Ziel unserer Wanderungen; ich werde durch meine Gebete bewirken, daß die Erde sich öffne und dir Eingang verstatte zu einem der größten Schätze, welche sie in ihrem Schooße verbirgt: wirst du wohl den Muth haben, in dieses unterirdische Reich hinab zu steigen?"

Abdalla schwur ihm, daß er auf seinen Gehorsam und seinen Eifer rechnen könnte. Hierauf zündete der

Derwisch ein kleines Feuer an, warf Weihrauch hinein, las und betete einige Augenblicke, und die Erde that sich auf. Da sagte der Derwisch zu dem Jüngling:

„Jetzo kannst du hinab steigen, mein theurer Abdalla: bedenke, daß es nur von dir abhängt, mir einen großen Dienst zu leisten, und daß dieß vielleicht die einzige Gelegenheit ist, mir zu beweisen, daß du kein Undankbarer bist: laß dich von allen den Reichthümern, welche du antreffen wirst, nicht verblenden; sei nur darauf bedacht, dich eines eisernen Leuchters mit zwölf Armen zu bemächtigen, welchen du neben einer Thüre finden wirst, der ist mir durchaus nothwendig; drum komm sogleich damit zurück, und bringe ihn mir her.“

Fünfhundert und neun und dreißigster Tag.

Abdalla versprach alles, und stieg dreist in den unterirdischen Gang hinab: aber er vergaß, was ihm so nachdrücklich war eingeschärft worden, und während er seine Kleider mit Gold und Diamanten anfüllte, wovon dort unten große Haufen lagen, schloß die Oeffnung sich wieder, durch welche er eingetreten war. Er behielt indessen noch so viel Gegenwart des Geistes, den eisernen Leuchter zu ergreifen, welchen der Derwisch

ihm so dringend empfohlen hatte; und obwohl die Lage, worin er sich befand, eine der Schrecklichsten war, so gab er sich doch nicht der Verzweiflung hin, sondern dachte nur auf Mittel, aus einem Orte hinaus zu kommen, der sein Grab werden konnte: er begriff wohl, daß die Oeffnung sich nur wieder geschlossen, weil er nicht genau die Befehle des Derwisches befolgt hatte; er gedachte an die Güte und an die Sorgfalt, womit er war überhäuft worden, warf sich seine Undankbarkeit vor, und endigte damit, daß er sich vor Gott demüthigte. Endlich, nach vieler Mühe und Angst, war er so glücklich, einen engen Gang zu finden, welcher ihn aus dieser dunkeln Höhle führte: aber erst nachdem er lange darin fortgetappt war, erblickte er eine kleine mit Dornengebüsch bewachsene Oeffnung, durch welche er wieder ans Tageslicht kam. Er blickte sich nach allen Seiten um, ob der Derwisch nicht zu sehen wäre: aber sein Bemühen war vergeblich; er wollte ihm gern den Leuchter geben, danach er so sehr verlangt hatte, und nahm sich vor, sich desselben zu entledigen, weil er durch die mitgenommenen Schätze doch reich genug wäre.

Als er keinen Derwisch erblickte und auch nichts von der Gegend wieder erkannte, durch welche er gekommen war, so ging er auf gut Glück eine Zeitlang vorwärts, und war höchst erstaunt, als er sich plötzlich vor dem Hause seiner Mutter befand, von welchem

er sich sehr fern wähnte. Sie fragte ihn alsbald nach dem heiligen Derwisch. Abdalla erzählte ihr unbefangen alles, was ihm begegnet, und die Gefahr, in welche er gerathen war, um eine so thörichte Grille des Derwisches zu befriedigen; sodann zeigte er ihr die Reichthümer, womit er beladen war. Die Mutter schloß aus dem Anblicke derselben, daß der Derwisch nur den Muth und Gehorsam ihres Sohns hatte prüfen wollen', und daß man der Gaben sich erfreuen müße, welche das Glück ihm dargeboten hatte; sie fügte hinzu, daß solches ohne Zweifel die Absicht des heiligen Derwisches gewesen wäre.

Indem beide nun diese Schätze mit Gierigkeit betrachteten, davon verblendet waren, und tausend Entwürfe darauf gründeten, verschwand auf einmal alles vor ihren Augen. Jetzt erst warf Abdalla sich seinen Undank und seinen Ungehorsam vor; und als er sah, daß der eiserne Leuchter allein der Bezauberung, oder vielmehr der Bestrafung widerstanden hatte, welche derjenige verdient, der nicht erfüllt, was er versprochen hat, rief er aus, indem er sich niederwarf:

„Was mir geschieht, ist gerecht; ich habe verloren, was ich nicht Lust hatte, wiederzugeben; und der Leuchter, welchen ich dem Derwisch übergeben wollte, ist mir geblieben: das ist ein Beweis, daß er ihm gehört, und daß das Uebrige übel erworbenes Gut war."

Die ersten Fehltritte, welche man begeht, sind gewöhnlich von Gewissensbissen begleitet; aber diese sind nicht von langer Dauer. Nachdem Abdalla dieses gesprochen hatte, stellte er den Leuchter mitten in ihrem Häuschen auf.

Als die Nacht kam, steckte er, ohne weiter etwas dabei zu denken, auf diesen Leuchter das Licht, welches ihnen leuchten sollte: alsbald sahen sie einen Derwisch erscheinen, der sich eine Stunde lang um den Leuchter drehte, und wieder verschwand, nachdem er ihnen einen Asper *) zugeworfen hatte.

Der Leuchter hatte zwölf Arme: Abdalla, der den ganzen Tag mit dem beschäftigt war, was er den Abend zuvor gesehen hatte, war begierig zu sehen, was geschehen würde, wenn er am Abend auf jeden Arm ein Licht steckte; er that es, und augenblicklich erschienen zwölf Derwische, sie drehten sich gleichmäßig eine Stunde lang umher, und warfen ihnen beim Verschwinden jeder einen Asper zu. Abdalla wiederholte nun täglich dieselbe Beleuchtung, und sie hatte jedesmal denselben Erfolg; aber nimmer konnte er dieß mehr als einmal binnen vier und zwanzig Stunden wiederholen. Diese mäßige Summe, welche die Derwische ihnen gaben, war hinreichend, ihm mit seiner Mutter einen gewissen Wohlstand zu verschaffen; lange Zeit hindurch

---

*) Eine kleine Münze.

hatten sie auch nicht mehr begehrt, um glücklich zu sein: aber es reichte nicht hin, um ihren Glücksstand bedeutend zu verändern; und es ist immer gefährlich, wenn die Einbildungskraft sich an der Vorstellung von Reichthümern weidet. Der Anblick dessen, was sie schon zu besitzen gewähnt; die Entwürfe, welche sie zur Verwendung desselben gemacht hatten, alles dieß hatte so tiefe Eindrücke in Abdalla's Geist zurück gelaßen, daß nichts sie wieder austilgen konnte. Als er demnach den geringen Vortheil sah, welchen er von dem Leuchter ziehen konnte, faßte er den Entschluß, denselben dem Derwisch zu bringen, in der Hoffnung, für dieses Kleinod, nach welchem er ein so großes Verlangen bezeigt hatte, entweder den Schatz zu erlangen, welchen er unter der Erde gesehen hatte, oder wenigstens die Reichthümer wieder zu finden, welche vor seinen Augen verschwunden waren. Er hatte glücklicherweise den Namen des Derwisches und der Stadt, worin er wohnte, behalten. Er nahm also Abschied von seiner Mutter, machte sich schleunigst auf den Weg nach Magrebi, und nahm seinen Leuchter mit, um welchen er alle Tage die Derwische sich drehen ließ, und der ihm auf solche Weise die Wegezehrung verschaffte, ohne daß er die Hülfe und das Mitleid der Gläubigen anzusprechen brauchte.

Fünfhundert und vierzigster Tag.

Als er in Magrebi angelangt, war seine erste Sorge, sich zu erkundigen, in welchem Kloster, oder in welchem Hause Abunadar wohnte; dieser war so bekannt, daß jedermann ihm seine Wohnung anzeigte. Er begab sich sogleich dahin, und fand funfzig Thürsteher, welche den Eingang seines Hauses bewachten; ein jeder von ihnen trug einen Stab mit einem goldenen Knopf in der Hand; die Höfe dieses Palasts wimmelten von Sklaven und Dienern; kurz, der Palast keines Fürsten trug jemals so viel Pracht zur Schau. Abdalla, von Erstaunen und Bewunderung erfüllt, konnte sich nicht entschließen, fürder zu gehen: „Sicherlich," sprach er bei sich selber, „habe ich mich nicht recht ausgedrückt, oder diejenigen, an die ich mich gewandt, haben sich mit mir, als einem Fremden, einen Spaß machen wollen: dieß hier ist doch die Wohnung keines Derwisches, vielmehr eines Königs."

Er stand noch in dieser Ungewißheit da, als ein Mann zu ihm heran trat und ihn anredete:

„Abdalla, sei willkommen! mein Herr Abunadar erwartet dich schon lange."

Hierauf führte er ihn in einen angenehmen und prächtigen Gartensaal, in welchem Abunadar saß. Abdalla, erstaunt über alle Reichthümer, welche er überall sah, wollte sich vor ihm niederwerfen; aber Abu-

nadar verhinderte ihn daran, und unterbrach ihn, als er sich ein Verdienst daraus machen wollte, daß er ihm hier den Leuchter überbrächte.

„Du bist nichts weiter als ein Undankbarer," sprach er zu ihm, „wähnst du mich zu täuschen? Keiner deiner Gedanken ist mir verborgen; und hättest du die Kräfte dieses Leuchters gekannt, so würdest du ihn mir nicht gebracht haben. Ich will dich seinen wahren Gebrauch kennen lehren."

Alsbald steckte er ein Licht auf jeden Arm des Leuchters; und als die zwölf Derwische sich eine Weile umher gedrehet hatten, gab er einem jeden einen Schlag mit einem Stock, und augenblicklich wurden sie in zwölf Haufen von Goldstücken, Diamanten und andern Edelsteinen verwandelt.

„Da siehst du," sprach er zu Abdalla, „welchen Gebrauch man von diesem Wunderwerk machen soll. Uebrigens habe ich bloß deshalb darnach getrachtet, um es in meiner Sammlung aufzustellen, als einen Talisman, welchen ein Weiser verfertigt hat, den ich hoch verehre; und weil es mir Vergnügen macht, es denjenigen zu zeigen, welche mich von Zeit zu Zeit besuchen. Um dir aber zu beweisen," fügte er hinzu, „daß bloß Neugierde der Beweggrund meiner Nachforschung gewesen, so nimm hier die Schlüssel meiner Kammern, öffne sie, und du wirst sehen, wie groß

meine Reichthümer sind, und mir sagen, ob der unersättlichste Geizhals sich nicht damit begnügen würde.“

Abdalla that es, und durchlief zwölf sehr geräumige Gewölbe, so voll von Reichthümern aller Art, daß er gar nicht mehr unterscheiden konnte, welche davon seine meiste Bewunderung verdienten; denn alles verdiente und reizte seine Begierde. Indessen zerriß der Aerger, daß er den Leuchter zurück gegeben und nicht den Gebrauch desselben gekannt hatte, Aballa's Herz. Abunadar stellte sich, als wenn er es nicht gewahrte, im Gegentheil überhäufte er ihn mit Liebkosungen, behielt ihn mehrere Tage in seinem Hause, und ließ ihn so behandeln, wie sich selber.

Am Vorabend des Tages, welcher zu seiner Abreise bestimmt war, sprach er zu ihm:

„Abdalla, mein Sohn, ich glaube, daß du durch alles was dir begegnet ist, von dem häßlichen Laster des Undanks geheilt worden; indessen bin ich dir ein Zeichen meiner Erkenntlichkeit schuldig für die weite Reise, welche du unternommen, um mir etwas zu bringen, wonach ich so sehr getrachtet hatte. Du kannst nun heim kehren, ich halte dich nicht länger zurück; morgen wirst du vor der Thüre meines Palasts eins meiner Pferde bereit finden; besteig es, ich schenke es dir, gleich wie einen Sklaven, der zwei Kameele, die, nach deiner eigenen Auswahl unter meinen Schätzen,

mit Gold und Edelsteinen beladen sind, dir nach deinem Hause führen wird.“

Abdalla sagte ihm alles, was ein von Geiz eingenommenes Herz nur aussprechen kann, wenn man seine Leidenschaft befriedigt, und legte sich nieder, in Erwartung des Tages seiner Abreise.

Die ganze Nacht lag er unruhig und konnte an gar nichts anderes denken, als an den Leuchter und an die Wirkungen desselben: „Ich habe ihn,“ sprach er bei sich selber, „so lange in meiner Gewalt gehabt; ohne mich wäre Abunadar niemals zu dem Besitze desselben gelangt. Welche Gefahren habe ich in den unterirdischen Gewölben nicht bestanden? Warum soll er nun diesen Schatz der Schätze besitzen? Weil ich so redlich, oder vielmehr so thöricht gewesen bin, und ihn demselben zurück gebracht habe; er hat den Vortheil von meiner Mühe und von den Gefahren, denen ich mich auf einer so weiten Reise ausgesetzt habe. Und was gibt er mir nun zum Lohne dafür? zwei elende mit Gold und Edelsteinen beladene Kameele! In einem Augenblick gewährt der Armleuchter zehnmal mehr: Abunadar selber ist ein Undankbarer. Welches Unrecht würde ich ihm thun, wenn ich den Leuchter ihm wieder nähme? Wahrlich, gar keins; denn er ist so reich: ich dagegen, was besaß ich?“

Diese Vorstellungen bestimmten ihn zuletzt, sich, wo möglich, des Wunderleuchters wieder zu bemächti-

gen; es ward ihm nicht schwer, denn Abunadar hatte ihm die Schlüssel seiner Schatzkammern anvertrauet; er wußte, wo der Leuchter stand, er nahm ihn, und verbarg ihn ganz unten in einem Sacke, den er mit Goldstücken und anderen Reichthümern anfüllte, welche ihm erlaubt waren mitzunehmen, und ließ ihn, sammt allem übrigen, auf die Kameele laden. Dann hatte er nichts eiligeres zu thun, als sich zu entfernen; und nachdem er von dem großmüthigen Abunadar kurzen Abschied genommen, gab er ihm die Schlüssel zurück, bestieg sein Pferd, und reiste mit seinem Sklaven und seinen beiden Kameelen ab.

Als er noch einige Tagereisen von Balsora war, verkaufte er seinen Sklaven, um keinen Zeugen seiner vormaligen Armut, noch der Quelle seines jetzigen Reichthums zu haben. Er kaufte dafür einen andern, und kam ohne Hindernis heim zu seiner Mutter, welche er kaum eines Blicks würdigte, so sehr war er mit seinen Schätzen beschäftigt. Seine erste Sorge war, die Ladungen seiner Kameele und den Leuchter in eine Kammer im Innersten des Hauses zu schaffen; und voll Ungeduld, seine Augen an dem wirklichen Reichthume zu weiden, steckte er die Lichter auf den Armleuchter; die zwölf Derwische erschienen, er gab einem jeden einen Stockschlag aus aller Macht, um ja den Gesetzen des Talismans zu genügen. Aber er hatte nicht bemerkt, daß Abunadar beim Schlagen den Stock

in der linken Hand hielt, sondern bediente sich, wie gewöhnlich, der Rechten: alsbald zogen die Derwische, anstatt sich in Gold- und Edelstein-Haufen zu verwandeln, jeder unter seinem Rock einen furchtbaren Prügel hervor, und schlugen damit so lange und so stark auf Abdalla los, daß sie ihn fast todt liegen ließen, und im Verschwinden zugleich die Kameel-Ladungen, die Kameele, das Pferd, den Sklaven und den Leuchter mit hinweg nahmen.

Auf solche Weise, Herr, wurde Abdalla durch Armut und fast durch den Tod für seine unmäßige Habsucht bestraft, welche vielleicht noch zu verzeihen gewesen wäre, wenn er sie nicht mit einer Undankbarkeit verbunden hätte, die eben so strafwürdig als frech war, weil er keine Mittel besaß, seine Treulosigkeit den allzu scharfsichtigen Augen seines Wohlthäters zu entziehen."

Naûr schien mit dieser Geschichte zufrieden, und sagte zu Abukasir, daß sie ihm um so mehr Vergnügen gemacht, als sie ein Beispiel aufstellt von einer gerechten Bestrafung des schwärzesten aller Laster, welches nur zu gemein ist unter den Menschen, abrr durch nichts jemals entschuldigt werden kann.

Fatmé war zu nahe betheiligt bei dieser Geschichte, um nicht ihre Meinung darüber zu sagen. Sie hatte sich wohl erkannt unter dem Bilde des Kleinods dessen Besitz vor allen wünschenswerth ist; sie zweifelte nicht, daß sie in Abukasirs Augen köstlich wäre: aber in dem Gemälde, welches er von Abukasirs Undankbarkeit entworfen, hatte sie, nur allzu sehr für ihre Wünsche, die ganze Furchtsamkeit ihres Geliebten erkannt; seine Treue gegen seinen Herrn war jedoch nicht dasjenige, was sie am meisten beunruhigte, und die Worte, womit er seine Erzählung beschlossen hatte, bewiesen ihr, daß er minder verlegen wäre, ihn zu verrathen, als ihn zu täuschen.

„Ich räume ein," sprach sie, „daß die Geschichte, welche man uns erzählt hat, eben so unterhaltend als lehrreich ist: aber ich kann mich nicht erwehren, darin eine von Abukasir beabsichtigte Beurtheilung meiner Erzählung zu erkennen. Ich habe Naerdan wegen sei-

ner Zaghaftigkeit getadelt, welche eine misverstandene Dankbarkeit ihm eingeflößt, und ihm beinahe sein Glück und das Glück seiner Geliebten gekostet hätte: Abukasir würde aber mit Unrecht wähnen, daß ich die Undankbarkeit habe zu einer Tugend machen wollen: davon bin ich so weit entfernt, daß mir vielmehr Abdalla's Undank noch nicht genug bestraft scheint; und daß ist ein Mangel in Abukasirs Erzählung. Der Eigennutz, der selber nicht Gegenstand der Tugend sein kann, vermag noch weniger das Laster zu entschuldigen. Was dagegen die Liebe manchmal verleitet zu thun, muß minder strenge verurtheilt werden. Sie macht die Schuldigen nur allzu beklagenswerth, und alle Welt ist in solchen Fällen bei der Nachsicht betheiligt. Abdalla hätte," fügte sie hinzu, „durch Anhänglichkeit an den Derwisch dessen Reichthümer theilen und glücklich sein können; es war Thorheit, sich einzubilden, daß er ihn täuschen könnte: diese Kunst und Geschicklichkeit muß man den Liebenden überlaßen, denen allein sie erlaubt sind; sie wissen dieselben so gut anzuwenden, daß es keine Wächter gibt, welche sie nicht zu täuschen vermöchten."

Abukasir senkte die Augen, um einen Blick zu vermeiden, welcher den König überraschte, ohne ihn genugsam aufzuklären; indessen aufgeregt, und in Betrachtungen versenkt, welche ihm ganz neu waren, sagte er,

er wolle schlafen gehen; aber er ließ zuvor noch Fatmé versprechen, ihm eine Geschichte zu erzählen, welche das bewährete, was sie behauptet hatte. Und am folgenden Abend, nachdem sie gegessen und der leichte Eindruck, welchen der König empfangen hatte, wieder verwischt war, erzählte sie ihm, wie folget:

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Geschichte

des Greifen.

„Als Sulten Suleiman *) den Thron bestieg, erklärte er den Greifen, der auf dem Gebirge Kaf **) wohnte, zum König aller Vögel. Obwohl nun diesem klugen Thiere siebzehnhundert Arten Vögel unterworfen waren, blieb es doch stäts diesem Fürsten unterthan, und erschien alle Morgen an seinem Hofe.

Eines Tages war der Greif zugegen bei einem Streit, oder vielmehr bei einer Berathung, welche die Schriftgelehrten in Gegenwart Suleimans hielten. Einer derselben behauptete, daß man die Rathschlüsse

*) So nennen die Morgenländer den Salomon.

**) Welches, nach morgenländischer Vorstellung, die Erde rings umgürtet.

Gottes nicht zu vereiteln vermöchte. Der Greif, verwundert über diesen Satz, unterbrach ihn, und sprach mit lauter Stimme:

„Ich behaupte, daß ich etwas verhindern kann, was Gott beschlossen hat.“

Vergeblich stellten die Schriftgelehrten ihm die Thorheit und die Gottlosigkeit seiner Behauptung vor; und Gott, der ihn gehört hatte, wollte sehen, was er im Sinne hätte, und welche Maaßregeln der Vogel ergreifen würde, um das zu vereiteln, was er, der Schöpfer, beschlossen hätte. „Ich will,“ sprach Gott, „die Tochter des Königs vom Niedergang mit dem Sohne des Königs vom Aufgang vermählen. — Geh,“ sprach er zum Engel Gabriel, und thu meinen Willen Suleiman kund: wir wollen doch sehen, was der Greif anstellen kann, um diese Heirath zu verhindern.“

Suleiman theilte dem Greifen den Willen Gottes mit, und machte ihm nochmals Vorstellungen um ihm das Lächerliche seines Unterfangens einzuschärfen: aber der Greif beharrte stäts in seinem Vorsatz, und sagte, daß er schon Mittel finden würde, diese Heirath zu hintertreiben.

„So wisse denn,“ fuhr der König fort, „daß die Königinn des Niedergangs in diesem Augenblick von der Tochter entbunden wird, welche dem Sohne des Kaisers des Aufganges bestimmt ist.“

Fünfhundert und zwei und vierzigster Tag.

Der Greif flog sogleich hinweg, ohne daß er jemand anders als die Nachteule gefunden hätte, die ihm beistimmte. Diese war die einzige unter allen Vögeln, welche behauptete, daß dem Greifen sein Unternehmen gelingen werde. Der Greif durchschnitt die Lüfte mit der reißendsten Schnelligkeit, und bald gelangte er in das Abendland, und spähte einige Zeit umher, die Gegend auszuforschen, wo die kleine Prinzessinn wohnte: endlich erblickte er sie in der Wiege, umgeben von ihren Ammen. Er stieß hoch aus den Lüften darauf hernieder, die Frauen umher nahmen die Flucht, und er ergriff unverwehrt die Prinzessinn, und trug sie auf das Gebirge Kaf, wo er sein Nest hatte.

Dieser Greif war ein Weibchen; er gab also dem Kinde alle Nächte die Brust, und seine Milch war so gut, daß es bald entwöhnt werden konnte. Kurz, die Prinzessinn genoß fortwährend einer trefflichen Gesundheit, und ward eben so groß, als schön; der Greif unterließ sogar nichts, ihr eine angemessene Erziehung zu geben, indem er sie im Lesen und Schreiben unterrichtete, und dann sich mit ihr über das besprach, was er ihr zu Lesen aufgegeben hatte. Die Prinzessinn, welche den Greifen, wie ihre Mutter ansah, gehorchte ihm blindlings, und war in ihrer Einsamkeit täglich

mit ihrem Neste beschäftigt; denn der Greif fuhr fort, sich täglich zu Suleiman zu begeben und ihm die Dienste zu leisten, welche dieser Fürst von ihm forderte. Indessen kam er jeden Abend heim, seiner geliebten kleinen Tochter zu essen zu geben und sich mit ihr zu unterhalten. Sie kam endlich zu mannbarem Alter; und gerade zu dieser Zeit nahm der Königssohn des Morgenlandes nach dem Tode seines Vaters Besitz von dem Throne.

Der junge Fürst war ein so leidenschaftlicher Jäger, daß er keinen Tag hingehen ließ, ohne sich dieß Vergnügen zu machen; aber zuletzt langweilte es ihn, stäts an denselben Orten und dieselben Thiere zu jagen, und er sprach zu seinen Vesyren:

„Wir wollen zu Schiffe gehen, um in entlegenen Gegenden zu jagen, die wir noch nicht betreten haben; während unsrer Abwesenheit kann sich dieses Land hier wieder mit Wild bevölkern.“

Die Vesyre antworteten ihm: „Fürst, du hast zu gebieten, und uns liegt ob, deine Befehle zu vollziehen.“

Sie ließen sogleich kleine Fahrzeuge ausrüsten, um überall bequem anlanden zu können. Der junge König schiffte sich mit seinem Gefolge und seinen Vesyren ein, und ging unter Segel. Da er kein bestimmtes Ziel hatte, so war jeder Wind ihm willkommen. Nachdem er auf mehreren Inseln gejagt hatte, wo seine Flotte

anlegte, erhub sich ein so wüthender Sturm, daß alle Schiffe zerschmettert oder zerstreuet wurden: aber durch Gottes Fügung gelangte das einzige Schiff, auf welchem der Fürst sich befand, an den Fuß des Gebirges Kaf. Einige seiner Leute gingen mit ihm ans Land, und waren sehr verwundert, dasselbe unbewohnt und nur furchtbare und schroffe Gebirge zu finden. Indessen fingen sie trotz der wüsten Gegend an zu jagen. Der Fürst trennte sich unvermerkt von seinen Gefährten und verirrte sich. Er wanderte einige Zeit auf gut Glück fort; endlich erblickte er einen Baum, der ihm durch seine Größe auffiel: vierhundert Mann hätten ihn nicht umklafftern können, und seine Höhe war dem Umfange seines Stammes gemäß; und mit nicht weniger Verwunderung entdeckte er oben auf dem Baume ein Nest. Dieses bestand aus mehreren Stockwerken, und übertraf an Umfang die größten Schlösser; es war aus Balken und Brettern von Cedern- und Sandel-Bäumen, und anderen durch ihren Wohlgeruch berühmten Hölzern gezimmert. Der junge Fürst betrachtete diese Wunder der Kunst und der Natur mit der größten Aufmerksamkeit, als er durch eine Fenster-Oeffnung in der Wand dieses wundersamen Nestes ein junges noch wunderbareres Mädchen erblickte. Es währte nicht lange, daß sie ihrerseits auch ihn erblickte. Nachdem beide sich eine Weile angesehen, ohne ein Wort vorbringen zu können, — so sehr waren sie gegenseitig

überrascht und entzückt, — da fügte es Gott, daß jedes die Sprache des andern verstand. Der Prinz rief aus:

„O du Sonne der Schönheit, was machst du in einer Wohnung, die deiner Reize so wenig würdig ist?"

„Ach!" antwortete sie, „ich bin am Tage allein hier, und des Nachts ist meine Mutter bei mir. Sie steht in Suleimans Diensten," fügte sie hinzu.

Der König erstaunte einmal übers andre; aber seine Verwunderung stieg aufs höchste, als sie ihm sagte, ihre Mutter hätte Flügel, und das Gebirge, auf welchem sie sich befänden, wäre das in der Welt so berühmte, aber so wenig bereisete Gebirge Kaf. Der König erzählte ihr seinerseits, wie ein glücklicher Zufall ihn zu ihr geführt hätte. Während er sie dann über ihre Bestimmung unterrichtete, sprach die junge Prinzessinn bei sich selber: „Dieser junge Mann ist von meiner Gattung, er gleichet mir: wie glücklich würde ich sein, bei ihm zu leben! Meine Mutter ist nicht so glücklich, so gebildet zu sein, wie wir beide, und ihre Gestalt ist bei weitem nicht so schön. Zwar," fuhr sie fort, „hat sie Flügel. Ah, wenn ich auch welche hätte, wie bald würde ich an seiner Seite sein, um mich niemals wieder von ihm zu trennen!"

Nach dieser zärtlichen Betrachtung, sagte sie zu dem Fürsten:

„Könntest du nicht Mittel finden, herauf zu steigen in das Nest? Wir könnten uns dann bequemer unterhalten."

„Leider, vermag ich es nicht," erwiederte der Fürst; „wenn es thunlich wäre, würde ich da erst deine Aufforderung dazu abgewartet haben? hätte ich mir zuvor kommen laßen?"

„Ich bin nur zweifelhaft," hub die Prinzessinn wieder an, „ob meine Mutter es gut heißen würde, daß du bei mir wärest, sonst glaube ich wohl, ein Mittel gefunden zu haben, dich ohne ihr Wissen hier bei mir zu sehen."

Du siehst Herr," unterbrach sich hier Fatmé, indem sie Abukasir einen flammenden Blick zuwarf, welcher ihn aufforderte, alles zu wagen, „du siehst," sagte sie, „wie das natürliche Gefühl diejenigen unterweiset, welche nicht im mindesten von der Welt belehrt sind. —

Fünfhundert und drei und vierzigster Tag.

Der Fürst," fuhr Fatmé in ihrer Erzählung fort, „fragte die Prinzessinn, welches Mittel sie ersonnen hätte: „es gibt keins, welches ich nicht anwenden wollte, um dich zu sehen und dich anzubeten."

„Es freuet mich," erwiederte sie ihm, „daß ich deine Gesinnung so übereinstimmend mit der meinigen

finde. — Weide das Kameel aus," fuhr sie fort, „welches wenige Schritte von dir liegt und eben gestorben ist; die Sonne wird es bald ausgetrocknet haben, fülle es mit allen wohlriechenden Kräutern, welche umherwachsen, verbirg dich hierauf selber in den hohlen Leib, so daß man dich nicht gewahrt; ich will dann meine Mutter bittten, mir das Kameel herauf zu bringen, um seinen Bau zu betrachten, sie wird es mir nicht versagen, und morgen früh wird ihre Abwesenheit uns alle erwünschte Freiheit gewähren."

Alles geschah, wie sie es ersonnen hatte; und als der Fürst oben in dem Neste war, hinderte beide nichts mehr, die glückseligsten Augenblicke mit einander zu verleben. Als die Mutter nach ihrem Neste zurück kam, erblickten sie sie leicht in der Ferne, und der Fürst versteckte sich sogleich wieder in sein Kameel, und kam erst wieder hervor, als jene wieder weg geflogen war.

Unterdessen ward die Prinzessinn schwanger; und als sie ihrer Niederkunft nahe war, befahl Gott wieder dem Engel Gabriel, Suleiman alles zu offenbaren. Dieser ließ sogleich den Greifen rufen und fragte ihn, ob er denn die Vermählung des Königs von Morgenland mit der Königstochter des Abendlandes verhindert hätte.

„Ohne Zweifel," antwortete er ihm; „die Prinzessinn ist seit langer Zeit in meinem Gewahrsam; und ich fordere jeden auf, zu behaupten, daß er sich ihr ge-

nahet habe; sie befindet sich in meinem Neste auf dem Gebirge Kaf: das ist genug, um zu versichern, daß sie bisher nur mich allein gesehen hat."

„Geh und bringe sie auf der Stelle her," gebot ihm der König, „ich will sie sehen und mich selber überzeugen, daß du mich nicht täuschest."

Der Greif war mit Freuden dazu bereit; und Suleiman befahl, um nicht hintergangen zu werden, zweien anderen großen Vögeln, ihn zu begleiten, um Zeugnis von seinem Thun zu geben.

Die Vögel flogen hin, und Suleiman ließ einen Divan berufen, in welchem fast sein ganzer Hof und alle Schriftgelehrten versammelt waren, um Zeuge von allem zu sein, was vorginge.

Die junge Prinzessinn hörte glücklicherweise das Geräusch, welches der Flug der Vögel verursachte; sie war sehr erstaunt darüber; denn noch niemals war ihre Mutter um diese Stunde heim gekommen. Sie hatte nur noch so viel Zeit, den Prinzen, der sich eben mit ihr unterhielt, zu entfernen, und ihn wieder in seinem Kameele zu verbergen. Indessen konnte sie, ohne etwas von dem gehabten Schrecke zu verrathen, sich doch nicht erwehren, ihrer Mutter ihre Verwunderung über ihre Heimkehr, und über die Ankunft der beiden Vögel zu bezeigen, von welchen sie begleitet war.

„Meine Tochter," antwortete ihr der Greif, „Suleiman will dich sehen, wir müßen augenblicklich fort,

und ich komme nur, dich abzuholen und an seinen Hof zu bringen."

Die Prinzessinn, voll Erstaunen, aber noch mehr voll Besorgnis um ihren Geliebten, den sie nicht verlaßen konnte, verlor jedoch nicht die Besonnenheit, sondern erwiederte:

„Auf welche Weise, meine Mutter, willst du mich denn dorthin bringen?"

„Ich will dich auf meinem Rücken tragen," antwortete ihr der Greif.

„Aber bei dem hohen Fluge über so viele Meere und Gebirge dahin," wandte sie ein, „wird mir ohne Zweifel der Kopf schwindeln; der neue Anblick aller der mannigfaltigen Gegenstände, und die reißende Schnelligkeit deines Fluges werden unfehlbar machen, daß ich hinab stürze; mein Tod ist gewiß, und ich kann mich nicht entschließen, auf eine solche Weise zu reisen. — Setze mich lieber in dieses todte Kameel," fügte sie hinzu, „da werde ich gar nichts sehen, und folglich in keiner Gefahr schweben."

Der Greif fand diesen Vorschlag vortrefflich, und lobte seine Tochter über die Erfindsamkeit und den Verstand, welchen sie an den Tag legte. Die Prinzessinn schlüpfte in das Kameel, worin der Prinz mit größter Unruhe, das Ende einer für seine Herrinn und für ihn selber so wichtigen Unterredung erwartete. Der

Greif trug beide so dahin, und die Geschichte versichert, daß die Prinzessinn unterweges eines Knäbleins genas.

Als die Vögel wieder vor Suleiman angekommen waren, der sie inmitten seines Divans erwartete, befahl er dem Greifen, selber das Kameel zu öffnen. Dieser that es: aber wie groß war sein Erstaunen, als er den Fürsten und die Prinzessinn mit ihrem Kinde auf dem Arme hervor treten sah!

„Auf solche Weise also," sprach Suleiman zu ihm, „vereitelst du den Willen Gottes?"

Die Beschämung, der Aerger und das unmäßige Gelächter des ganzen Divans verursuchten dem Greifen einen fürchterlichen Ingrimm; er flog hinweg: und seit der Zeit kömmt er nicht mehr aus dem Gebirge Kaf hervor.

Suleiman fragte nun nach der Nachteule, welche die Behauptung und das Unterfangen des Greifen gebilligt hatte. Aber sie hatte sich klüglich zurück gezogen: und seit dieser Zeit hauset sie nur in abgelegenen Winkeln, und kömmt nur des Nachts zum Vorschein.

Beschluß
der
Geschichte König Naûrs von Kaschemir.

Du wirst gestehen Herr," — beschloß Fatmé ihre Erzählung, indem sie sich zu dem Könige wandte, aber Abukasir mit Augen anblickte, in welche sie ihre ganze Seele legte, und die ihm sagten: „benutze meine Lehre." Und dieser Blick war von einem so süßen Lächeln begleitet, daß es gleichsam die Luft mit Honig und Zucker erfüllte. Abukasir seinerseits erwiederte mit einem so feurigen, sein Verlangen so lebhaft ausdrückenden Blicke, daß sie im Innersten davon getroffen wurde; ihre vor Zärtlichkeit und Entzücken halbgeschlossenen Augen, blieben indessen noch offen genug, um zu sprechen, sich verständlich zu machen, und zu Herzen zu dringen. Alle diese Vorgänge, die so schwer wiederzugeben und so lang zu beschreiben, sind Blitze der Liebe.

Naûr fühlte die ganze Stärke derselben: aber er wußte die Aufwallungen seiner Eifersucht zu beschwichtigen, und ohne Fatmé zu unterbrechen, wie überzeugt

er auch schon von dem war, was sie sagen wollte, hörte er, dem Anscheine nach, ruhig weiter: — „du wirst gestehen Herr," sagte sie also, „daß zweien Liebenden, die wirklich sich lieben, nichts unmöglich ist?"

Abukasir, der die Unruhe gewahrte, welche sich in den Augen des Königs malte, welche Mühe er sich auch gab, sie zu unterdrücken, wollte ihn auf andere Gedanken bringen, und sagen:

„Erlaube mir, Herr, dem nicht beizustimmen, was Fatmé eben ausgesprochen hat."

Fünfhundert und vier und vierzigster Tag.

Naûr aber sagte kaltsinnig: „Folge mir," und ging weg, ohne Fatmé anzublicken, diese Fatmé, der er sonst immer so viel zu sagen hatte.

Die Gefühle gewinnen nur um so mehr Stärke, je tiefer man sie verschließt; und es scheint, daß die Worte, welche ihnen Luft machen, sie zugleich schwächen. Naûr, obgleich er nichts gesagt hatte, faßte jedoch nicht minder den Entschluß, allen Umgang mit seiner Ungetreuen abzubrechen. Der Zwang, welchen er sich einen Augenblick anthat, hatte keinen andern Grund, als die Schaam, eifersüchtig zu erscheinen.

Als Naûr in seinem Zimmer allein war, gab er sich allen Stürmen und Quaalen der Eifersucht hin.

Das verschwundene Vertrauen, der Verlust dessen, was man noch wider seinen Willen liebt; die heftigen Entschlüsse, welche unaufhörlich einander folgen; diese grausame Zerrüttung aller Sinne, welche unfähig macht zu jedern andern Vorstellung, außer dem einzigen Gegenstande, welchen man liebt und haßt zugleich; die Entwürfe der Rache und der Verzeihung; endlich die Schwäche, welche man sich selber zum Vorwurfe macht: alles dieß quälte den König, welchen ein Augenblick unglücklich gemacht hatte, ihn, den man wenige Augenblicke zuvor als den glücklichsten Menschen der Erde betrachten konnte.

Indessen, um nicht mit Uebereilung zu verfahren, sondern die Vorsicht zu gebrauchen, welche ihm so natürlich war, wollte er sich mit seinem Vesyr berathen, auf welche Weise er die Schuldigen bestrafen sollte. Seine durch Fatmé's Betragen gekränkte Eigenliebe wollte sich wenigstens dadurch trösten, daß er eine Geduld anwandte, welche auszuüben ihm so schwer schien.

So bald die Sonne ihr weißes Banner aufgesteckt, und die Nacht, die Königinn der Gestirne, sich zurück gezogen hatte, bestieg der König seinen Thron, und strenge gegen sich selbst, so wie gegen Andere, wollte er, trotz seiner Seelenunruhe, doch nicht die Pflichten versäumen, welche er sich auferlegt hatte, und ließ, wie gewöhnlich, kund machen, daß alle seine Unter-

thanen auf seine Gerechtigkeit rechnen könnten. Freilich empfanden Alle, die sich jetzt an ihn wandten, wenn sie auch keine Ungerechtigkeit erlitten, durch die Härte seiner Entscheidungen, den Grimm, welcher ihn in diesem Augenblick gegen die ganze Menschheit beseelte. Der Eifersüchtige sondert sich von dem Menschengeschlecht ab, er betrachtet alle Andern, als eben so viel Feinde. Die Leidenschaften laßen sonst, wenn ihr Taumel verflogen ist, in der Seele nur sanfte Empfindungen zurück, welche nachsichtig gegen diejenigen machen, die noch in den Irrthümern versunken sind, von welchen man selber geheilt ist: aber Naûr war weit entfernt von dieser glücklichen Seelenruhe, welche zu der Lebensweisheit führt, die allein dem Menschen in solchen Lagen zur Selbstbeherrschung erheben und ihn in den Stand setzen kann, diejenigen zu verachten, welche ihn beleidigt haben.

Als Naûr diese wahre Pflicht der Könige, das Richteramt selber auszuüben, erfüllt hatte, blieb er allein mit seinem Vesyr, welchen er seit langer Zeit als seinen Freund betrachtete. Die Klugheit rieth mehr als einmal, seinem Minister nichts zu entdecken, und über die Wahl der Rache mit sich ganz allein zu Rathe zu gehen: aber er vermochte seinen Grimm nicht länger in sich zu verschließen, und weil er vielleicht in der Mittheilung seines Herzeleides einige Erleichterung suchte, und seine Eifersucht ihm um so mehr Quaal

verursachte, jemehr er sie unterdrückte, so vertraute er seinem Minister rückhaltlos alles, was vorgegangen war, und fragte ihn darnach um seine Meinung.

Der Vesyr rieth ihm unbedenklich, Abukasir und Fatmé am Leben zu strafen; und weil man nur noch über die Art der Vollziehung dieser Rache, welche beschlossen wurde, verlegen war, so kamen beide überein, daß man den Schuldigen am nächsten Tage einen Gifttrank geben sollte.

Naûr, der nur eine Handlung der Gerechtigkeit zu vollstrecken wähnte, konnte kaum seine Rache bis dahin aufschieben: aber man bedurfte Zeit, um einen so unseligen Trank zu bereiten; man mußte Gelegenheit finden, denselben ohne Aufsehen beizubringen; und der König, der den äußern Anstand beobachten wollte, einzig und allein, um seine Schmach und Entehrung zu verhüllen, war genöthigt, einzuwilligen. Beide gelobten sich gegenseitig Stillschweigen, um die Ehre des Fürsten aufrecht zu erhalten: wenn Geheimnisse dieser Art ruchtbar werden, so vermehren sie die Reue, welche das Verbrechen allein erregen soll.

Fünfhundert und fünf und vierzigster Tag.

Als der Vesyr den König verlaßen hatte und nach Hause kam, war sein erster Gang zu seiner einzigen

Tochter, welche er bis zur Narrheit liebte: die Traurigkeit, welche er auf ihrem Gesichte bemerkte, betrübte ihn, und lebhafte Unruhe bemächtigte sich seines Herzens. Er wollte die Ursach ihres Kummers wissen; und sogleich erzählte sie ihm, daß sie aus dem Harem des Königs käme, wo Fatmé sie mit einer Verachtung behandelt hatte, von welcher unglücklicherweise alle übrigen Frauen Zeuge gewesen waren.

Der Vesyr, gereizt durch die Kränkung seiner Tochter, und hingerissen von jener blinden Vertraulichkeit, deren Folgen oft eben so gefährlich sind als die der heftigsten Feindschaft, vergaß, wie wichtig das ihm von seinem Herrn anvertraute Geheimnis war, und sagte zu seiner Tochter:

„Tröste dich, mein Kind, die Rose ihres Lebens wird bald verwelkt sein, und der Name Fatmé soll unverzüglich aus dem Buche der Lebenden vertilgt werden."

Die Neugierde der Tochter wurde durch so allgemeine Reden, von welchen sie so wenig verstehen konnte, nur um so mehr gereizt, und trieb sie an, ihren Vater deshalb weiter zu befragen, und ihn zu beschwören, daß er ihr hierüber Aufklärung gäbe: könnte er bedenklich sein, (sagte sie zu ihm,) ihr ein Geheimnis anzuvertrauen? ein Geheimnis, woran vielleicht die Ehre und das Leben eines so geliebten Vaters hange? Mit Einem Worte, sie wußte es dahin zu bringen,

daß der Vesyr ihr nicht allein alles entdeckte, was vorgegangen war, sondern auch, welche Rache der König dafür zu nehmen beschlossen hatte.

Die Tochter des Vesyrs, entzückt vor Freuden, — denn die Rache ist das lebhafteste Gefühl gewöhnlicher Weiber, — dankte ihrem Vater tausendmal, und versprach ihm, immerdar ein für seine eigene Wohlfahrt so wichtiges Geheimnis zu bewahren. Ihr Vater verließ sie, freute sich nur, daß er sie beruhigt hatte, und ging an die Geschäfte, welche sein Amt ihm auferlegte.

Kaum war er weg gegangen, als Fatmé, selber betreten über eine Behandlung, zu welcher die Gedanken an ihre Liebe sie gegen die Tochter des Vesyrs verleitet hatte, einen Beamten des Palasts zu ihr sandte, um ihr über das Vorgefallene Entschuldigungen zu machen. Diese aber ließ den höflichen Boten nicht ausreden, sondern unterbrach ihn mit folgenden Worten:

„Alle Welt wird eingestehen, daß die mir widerfahrenen Beleidigungen nicht wieder gut zu machen sind, sondern Züchtigung verdienen. Indessen denke ich nur noch wenig daran, weil sie sich bald nicht mehr wird rühmen können, daß sie mich so mishandelt hat, und weil ihr Tod mich hinlänglich rächen wird."

Der Palastbeamte schien erfreut über diese Neuigkeit, und sagte zu ihr:

„Wie süß klingt mir deine Rede! Mein Herz hüpft vor Freuden bei der Hoffnung, welche du ihm

erregst. Wann werden wir doch so glücklich sein, den König eines so festen Entschlusses fähig zu sehen? Aber er ist gar zu sehr eingenommen für Fatmé."

„Wenn du im Stande wärest," erwiederte die Vesyrs-Tochter, „ein Geheimnis zu bewahren, so wollte ich dir wohl alle Umstände einer Begebenheit erzählen, von welcher ich mich selber kaum erholt habe, so sehr hat sie mich überrascht."

Der Beamte versprach ihr mehr, als sie verlangte, und bald hatte sie ihr Herz erleichtert. Er war nicht sobald hievon unterrichtet, als er zu Fatmé eilte, und ihr alles wieder erzählte, was er vernommen hatte; seine Anhänglichkeit an sie, die Verpflichtungen, welche er ihr hatte, und die Freundschaft, welche er seit langer Zeit für Abukasir hegte, trieben ihn an, keinen Augenblick zu verlieren, um sie von allem zu unterrichten und diese Art von Treulosigkeit zu begehen.

Wie anders würde der Aufenthalt an den Höfen sein, wenn die Falschheit oder Schwatzhaftigkeit nur gebraucht würden, um seinen Freunden zu dienen!

Fatmé war bei dieser schrecklichen Nachricht höchst bestürzt; sie hätte, wie alle Liebende, wohl geschworen, daß sie ihre Liebe genugsam verborgen und der König nichts hätte bemerken können. Aber die Nachricht war so entschieden und so umständlich, daß sie nur noch das ihr drohende Unglück im Auge behielt, und mit solcher Gewalt und Lebhaftigkeit zu dem Palastbeam-

ten redete, daß sie ihn bewog, Abukasir in ihr Zimmer zu führen. Dieser kam, als Sklave verkleidet; die Unterredung war lang und wichtig. Was vollführt nicht die um das Leben des geliebten Gegenstandes besorgte Liebe? Diese Liebe schien alle ihre Entwürfe zu begünstigen, und beide brachten es dahin, daß sie die Unzufriedenen, welche unter allen Regierungen zu finden sind, aufwiegelten. Abukasir und Fatmé verbanden zugleich ihre Freunde mit diesen Unzufriedenen, und noch in derselben Nacht wurde Naûr und sein Vesyr, die sich nichts versahen, unbarmherzig ermordet."

„Das ist ihm schon Recht," sagte Hüdschadsch; „was hatte er auch nöthig, vorsichtig zur Unzeit zu sein, und einen Vesyr um Rath zu fragen? die so begierig nach unnützem Rathe sind, fragen niemals danach, wann sie ihn wohl nöthig hätten."

„Das ist wahr, Herr," antwortete Moradbak; „aber wenn übermäßige Vorsicht ein Fehler ist, so sind die Gefahren einer Frau, welche von ihrer Pflicht abweicht, noch bedeutender."

„Sie sind nicht alle, wie du," erwiederte Hüdschadsch, mit einem Ausdruck von Freundlichkeit, wie er vielleicht seit zwanzig Jahren nicht hatte blicken laßen; „auch haben unsere Väter wohl befunden, daß man sie nicht genug beschränken und versperren kann. — Es ist aber genug für heute," fügte er hinzu; „gehet Alle zur Ruhe, und verfehlet nicht, euch morgen zur gewöhnlichen Zeit einzustellen."

„Wir werden hier sein," sagte Moradbak, „und ich werde die Ehre haben, dir eine Mogolische Geschichte zu erzählen."

„Auf das Land kömmt es dabei nicht an," sagte er noch darauf.

„Ich hoffe," erwiederte die schöne Tochter Fitéads, indem sie sich bescheiden entfernte, „daß sie Euer Majestät vergnügen wird."

Zum bessern Verständnisse einer Stelle in der vorstehenden Erzählung (Tag 535) und zur Befriedigung der Neugierde des Lesers über den dort vorkommenden Gebrauch des Morgenlandes, hat man es für dienlich erachtet, ihm eine Liste solcher Salam's oder Mané's zu geben, welches einfache Geschenke aller Art und zugleich Zeichen sind, wodurch die Liebenden überein gekommen, die Wachsamkeit derjenigen zu täuschen, die sich ihrem Glücke widersetzen. Bei den Persern herrscht mehr der Gebrauch, durch die mannigfaltigen Arten der Blumen, ihre Farben und ihre Zusammenstellung zu sprechen, und sie dienen ihnen zu demselben Zwecke, wovon wir mehrere Beispiele in Uebersetzungen oder Auszügen von Werken dieses Volks finden. *) Doch ist in unseren Büchern bisher noch nicht die Rede gewesen von den Mané's, und ich finde sie nur in der Reise von La-Motheraye erwähnt. **) Zuvor ist noch nöthig zu wissen, daß nicht bloße Willkür oder Uebereinkunft allein eine Sache vor der andern zum Mané macht, sondern, daß die Benennung des übersandten Geschenks gemeinlich auf einen Spruch oder auf eine bekannte Dichter-Stelle reimen muß, wie wenn man z. B. sagt: Rosenroth: Liebe bis in den Tod, u. dgl.

---

*) Vergl. auch die Geschichte des Zauberers Mograby, Tag 469, Bd. 8.

**) Nunmehr unter andern auch in des Grafen Raczynski's Reise im Osmanischen Reich, aus v. Hammers Fundgruben des Orients.

1. Liste einiger Mané's, oder sprechender Geschenke der Männer.

Etwas Blaues: ich bin von dir bezaubert.
Je klarer das übersandte Zeug oder Ding ist, je stärker ist der Ausdruck.
Eine Perle: du betrügst mich, du bist eine Treulose.
Mastix: ich liebe dich, o reizendes Mädchen.
Ingwer: mein Herz brennet nur für dich.
Aloëholz: o du süßes Heilmittel meines Herzens!
Eine Weintraube: meine beiden Augen.
Blei: meine Liebe ist auf dich geheftet; oder: ich bin berauscht von Liebe zu dir.
Ein Faden: meine Prinzessinn wisse, daß ich ihr Liebender bin.
Mirtenreis: der Himmel gewähre dich meinem Verlangen!
Cypresse: du hast mir viele Leiden verursacht.
Eine Rübe: dein Herz leistet einen grausamen Widerstand.
Ein Haar: welchen Fehltritt habe ich denn begangen?
Sendet es eine Frau, so bedeutet es: entführe mich!
Schasmin: hast du geschworen, gegen meine Leiden unempfindlich zu sein?
Eine Feige: du hast alle meine Sinne gefesselt.
Papier: entferne von dir alle meine Nebenbuhler.
Mehl: du hast mein Herz gemartert.
Thee: Sonne meiner lichtesten Tage, und Mond meiner heitersten Nächte.

Drachenblut: Seele meiner Seele.

Salz: das Feuer meines Herzens brennet für dich Tag und Nacht; die Sonne und die Gestirne sind des mein Zeuge.

Gerste: daß ich dich gestern nicht gesehen habe, ist eine Nacht für meine Liebe, welche unübersteigliche Hindernisse gefunden hat.

Taback: mein Herz ist aufrichtig und getreu.

Moschus: ich bin unfähig zu lügen.

Eine Tasse Kaffee: ich würde vielmehr tausend Leben für dich aufopfern.

Koralle: ich lege dir alles, was ich habe, zu Füßen.

Zimmet: gebiete unumschränkt über mich.

Ein Nagel: dein Sklave.

Geschenke der Frauen.

Eine Birn: du kannst einige Hoffnung hegen; bist du Rubin, so bin ich Smaragd.

Eine Feder: fürchte nicht, du sollst getröstet werden.

Erde: entledige dich deiner alten Liebschaften.

Honig: komm und nimm Besitz von meinem Herzen.

Eine Zwiebel: deine Arme sollen mein Gürtel sein.

Eine Haarlocke: o du Krone meines Hauptes!

Rothe Brustperlen: mache mit mir alles, was du willst.

Faden: getreue Sklavinn deines Bettes.

Rosenfarbe: süße Nachtigall meines Herzens!

Gelber Ambra: du hast andere Augen, als die meinigen.
Flachsknoten: ist mein Herz böse auf mich? sollte es mich verlaßen haben?
Ein Apfel: entferne dich nicht von mir, du Lenz meines Lebens.
Eine Gurke: die Nebenbuhlerinnen bringen mich zur Verzweiflung.
Goldfaden: es ist lange her, daß ich dich nicht gesehen habe.
Weinfarbe: warum entfernest du dich von mir?
Eine Bohne: ich habe diese Nacht schlaflos zugebracht.
Kreide: du hast mich um den Verstand gebracht.
Cypresse: Komm schleunigst zum verabredeten Ort.
Farbe des Morgenroths: nimm mir denn das Leben.
Eine Olive: ich möchte dich lieber leblos, als treulos sehen.
Holzkohle: möge ich sterben, und du lange leben!

Am folgenden Abend begann Moradbak also die

Geschichte
Nurdschehans und Damaké's,
oder
die vier Talismane.

„Als Abu-ali Nabul, *) Kaiser der Mogolen, sein hohes Alter bedachte und wohl sah, daß er sich nicht mehr lange des Lebenslichtes erfreuen würde, da ließ er seinen einzigen und vielgeliebten Sohn Nurdschehan **) kommen, und sprach zu ihm:

„Nurdschehan, ich hinterlaße dir meinen Thron; ich habe so eben befohlen, mir den Todestrank zu bereiten, demnach wirst du bald meine Stelle einnehmen.

---

*) Das heißt Großvater.
**) Das heißt Licht der Welt.

Vergiß niemals, dem Armen, wie dem Reichen, Gerechtigkeit angedeihen zu laßen; begnüge dich mit dem Besitz eines blühenden Kaiserreichs; trachte nicht nach den Ländern eines andern Fürsten, laß jeden im Besitze des Erbes seiner Väter: mit Einem Worte, bedenke stäts, daß du sterben mußt, und daß die Milde und die Gerechtigkeit die schönsten Ehrennamen eines Fürsten sind.

Nachdem er diese Worte gesprochen, stieg er vom Throne, ließ seinen Sohn denselben besteigen, und begab sich in ein Gemach, in welchem er seine schönsten Tage verlebt hatte: hier nahm er den Todestrank, und erwartete mit der größten Ruhe den Augenblick, der seine schöne und reine Seele, die von keinen Gewissensbissen gequält war, dem Himmel zuführen sollte.

Fünfhundert und sechs und vierzigster Tag.

Nachdem Nurdschehan einem so guten Vater alle Ehren erwiesen, welche kindliche Liebe und Dankbarkeit ihm nur eingeben konnte, war er mit nichts mehr beschäftigt, als mit der Sorge, die letzten Lehren, welche er von ihm empfangen hatte, zu befolgen. Sein Herz war gut, sein Verstand richtig: aber wenn alle Menschen der Erfahrung bedürfen, sich zu bilden, um wie viel nothwendiger ist sie nicht denjenigen, die zum Throne

bestimmt sind? Nurdschehan, von dieser wichtigen Wahrheit überzeugt, war weit entfernt von der bei den Fürsten nur zu gewöhnlichen Einbildung.

Eines Tages, als er sich mit seinen Hofleuten über die Regierung der Könige unterhielt, pries er vor allen diejenigen, die am meisten die Gerechtigkeit geliebt hatten. Salomon wurde als der gerechteste genannt.

„Dieses Beispiel," erwiederte Nurdschehan, „kann nicht angeführt werden: Salomon war Prophet, und konnte den Uebeln abhelfen, welche er voraussah: aber ein gewöhnlicher Mensch kann nur seinen guten Willen anwenden, seine Schwachheiten zu vergüten; und ich befehle euch allen, nicht nur, mich ohne Schmeichelei an meine Pflichten zu mahnen, sondern auch durch euern Rath meinen Fehlern zuvor zu kommen oder sie zu verbessern."

Wenn ein König die Tugend liebt, werden bald alle seine Unterthanen tugendhaft. Kaum hatte Nurdschehan ausgeredet, als Aburasi sich erhub und sagte:

„Großer Fürst, wenn du willst daß in deinem Reiche die Gerechtigkeit vollkommen gehandhabt werde, so mußt du dir einen uneigennützigen Vesyr erwählen, der nur deinen Ruhm und das Wohl des Staates im Auge hat, und dem das Bewußtsein gut zu handeln für Belohnung gilt."

„Du hast sehr Recht, Aburasi," erwiederte Nurdschehan; „aber die Schwierigkeit ist, einen solchen Mann zu finden."

„Du hast, Herr," versetzte der Hofmann, „einen unter deinen Unterthanen, welcher seine Bescheidenheit und seine Weisheit auf alle Aemter unter der Regierung deines erlauchten Vaters hat verzichten laßen, und deiner Majestät ist vielleicht unbekannt, was ihm in der Stadt Schiras begegnete."

Auf des Königs Aufforderung, ihn davon zu unterrichten, fuhr Aburasi also fort:

Imadil Dölé und der Schneider.

„Imadil Dölé *) trug in dem letzten Kriege, welchen wir gegen Persien führten, unsere Waffen siegreich bis nach Schiras, welches er einnahm, und aus Gefühl der Menschlichkeit vor der Plünderung bewahrte; indessen forderten die Soldaten von ihm eine Belohnung zur Entschädigung der Beute, welche sie dabei hätten machen können, und sprachen zu ihm in einem solchen Tone, daß er genöthigt war, sie ihnen zu versprechen, obwohl er noch nicht wußte, wo er sie hernehmen sollte. Eines Tages, als er in seinem Palast mit den Gedanken daran beschäftigt war, bemerkte er ein Loch, aus welcher er eine Schlange hervor und

*) Das heißt Stütze und Stab der Glückseligkeit.

wieder hineinschlüpfen sah; er rief die Verschnittenen seines Harems herbei, und befahl ihnen:

„Erweitert dieses Loch, und fanget die Schlange, welche ich habe hinein schlüpfen sehen.“

Die Verschnittenen gehorchten, und fanden ein Gewölbe, an dessen Wänden Schränke und Kasten über einander aufgeschichtet standen. Man öffnete diese, und fand sie mit Goldstücken, und die Schränke mit den kostbarsten Stoffen angefüllt.

Imadil Dôlé dankte Gott für diese Entdeckung, und vertheilte diesen Schatz unter seinen Soldaten. Hierauf ließ er einen Schneider bestellen, der von den Stoffen Kleider machen sollte, womit er die Verdienste der unter seinem Befehle stehenden Offiziere belohnen wollte. Man brachte ihm den geschicktesten Schneider der Stadt, denselben, der für den letzten Statthalter gearbeitet hatte. Imadil Dôlé sprach zu ihm:

„Wenn du diese Kleider sorgfältig machst, sollst du nicht allein gut bezahlt werden, sondern will ich dir auch noch eine Belohnung und Kassonade *) geben laßen.“

Dieser Schneider, der auf einem Ohre taub war, verstand, daß man ihm die Bastonnade geben wollte, fing an zu weinen, und da er sich zugleich einbildete,

*) Eine Art Scherbet, mit braun geschmolzenem Zucker vermischt.

daß man wegen der Kleider des vorigen Statthalters, welche er in seiner Verwahrung gehabt hatte, Rechenschaft von ihm forderte, bekannte er, daß er nur zwölf Kisten voll davon hätte, und daß diejenigen, welche ihn angegeben, mehr davon zu haben, die Unwahrheit gesagt hätten.

Imadil Dólé konnte sich nicht erwehren über die Wirkung zu lachen, welche die Furcht auf den armen Schneider hervorgebracht hatte; er ließ sich indessen diese Kleider bringen, welche er prächtig und noch ganz neu befand. Sie dienten ihm, nebst den Stoffen aus den Schränken, allen Offizieren seines Heeres Kleider zu schenken. —

Ich glaube demnach, daß ein so uneigennütziger Mann das Vertrauen deiner Majestät verdient."

Fünfhundert und sieben und vierzigster Tag.

Als Aburasi ausgeredet hatte, sagte Nurdschehan zu ihm:

„Imadil Dólé soll nicht mein Vesyr werden;" ich halte ihn für einen edelmüthigen Mann: aber er ist nicht vorsichtig genug, und ich halte ihn nicht für fähig, mein Ansehn geltend zu machen: er hatte die Siegel des Reichs in seiner Hand, und wußte doch nicht alles zu berechnen und anzuordnen, was er zu seinem

Feldzuge nöthig hatte; mit Einem Wort, es fehlte ihm an Geld, und die Soldaten vermochten es, ihm Gesetze vorzuschreiben. Was würde ohne den Zufall mit der Schlange, welchen auch jeder andre als er benutzen konnte, aus ihm geworden sein? Und der Schneider ist hiebei ein ganz überflüssiges Mährlein.

Nurdschehan fuhr fort, sich mit seinen Hofleuten zu unterhalten, die ihm noch mancherlei Vorschläge machten, welche aber zu gewöhnlich waren, als daß sie verdienten, wieder erzählt zu werden.

Indessen, stäts erfüllt von dem Vorsatze, gerecht und gut zu regieren, verließ er häufig, zu allen Tagesstunden, seinen Palast, um sich überall selber von der Wahrheit zu überzeugen.

Der Töpfer und der Vesyr.

In der Nähe des Palasts wohnte ein alter Töpfer. Nurdschehan, dem es auffiel, daß er täglich mit heiliger Inbrunst betete, blieb eines Tages stehen vor dem kleinen Hause, das er bewohnte, und sprach zu ihm:

„Sage mir, was du wünschest, und ich verspreche es dir zu gewähren."

„Befiehl," antwortete ihm der Töpfer, „allen deinen Beamten, daß jeder einen Topf von mir kauft und ihn mir so theuer bezahlt, als ich fordere; ich werde keinen Misbrauch von dieser Vergünstigung ma=

chen, um so weniger, als ich von jedem, der einen Topf kauft, verlangen will, daß er denselben bewahre, und ihn zu deinem Dienst anwende."

Nurdschehan bewilligte ihm seine Bitte, und befahl seiner Wache, auf den Verkauf der Töpfe Acht zu haben, und besonders alles zu thun, was der Töpfer ihr befehlen würde.

Dieser benutzte die ihm ertheilte Gnade sehr bescheiden; begnügt mit dem Absatze seiner Waare, forderte er nicht mehr dafür, als den Werth; er war glücklich, sich in Arbeit zu erhalten, und hoffte, seinem Könige noch einst seine Erkenntlichkeit beweisen zu können.

Der Vesyr Nurdschehans war geizig; aber aus Furcht, seinem Herrn zu misfallen, verbarg er dieß Laster mit äußerster Sorgfalt. Eines Tages ging er zu dem Kaiser, als der Töpfer von ihm ein Goldstück für einen Topf forderte, welchen er ihm darbot. Der Vesyr wies ihn zurück, und sagte, er scherze wohl, eine solche Summe für ein Ding zu fordern, welches mit der kleinsten Münze hinlänglich bezahlt wäre. Als der Töpfer sah, daß er auf die Weigerung Drohungen folgen ließ, erwiederte er ihm, weil er aus solchem Tone spräche, so wollte er tausend Goldstücke für seinen Topf haben, und fügte hinzu, er sollte nun nicht eher zum Kaiser eintreten, als bis er den Topf um den Hals hängte, und ihn selber auf seinen Rücken nähme

und in das Zimmer des Kaisers trüge, um dort seine seine Klage wegen der Weigerung und der gegen ihn ausgestoßenen Drohungen anzubringen.

Der Vesyr machte viele Schwierigkeiten und Einwendungen, um eben so ärgerlichen als erniedrigenden Forderungen auszuweichen: aber die ihm vom Kaiser bestimmte Stunde nahte heran, und die Wache wollte ihn nicht eher einlaßen als bis er den Willen des Töpfers erfüllt hätte; er war also genöthigt, die tausend Goldstücke zu versprechen, seinen Topf um den Hals zu hängen, und was noch mehr ist, den Töpfer auf seinem Rücken in den Palast zu tragen; eine Forderung, wovon dieser durchaus nicht abstehen wollte.

Der Kaiser verwunderte sich, seinen Vesyr in einem so lächerlichen, und seiner Würde so wenig gemäßen Aufzuge ankommen zu sehen, und wollte wissen, was vorgegangen wäre. Als er davon unterrichtet worden, nöthigte er den Vesyr die tausend Goldstücke auf der Stelle zu bezahlen; und in Erwägung, wie wichtig es für einen Fürsten wäre, keinen geizigen Minister zu haben, setzte er ihn ab, und wußte es dem Töpfer großen Dank, daß er ihn von einem Umstand unterrichtet hatte, welcher ihm vielleicht noch lange unbekannt geblieben wäre.

Nurdschehan setzte einen Staatsrath ein, welchen er aus den edelsten Männern des Reichs erwählte; er

gab weise und vorsichtige Gesetze, und bereisete die einzelen Landschaften, um sein Volk vor einer Gewalt zu sichern, welche stäts gefährlich ist, wenn diejenigen, welche sie ausüben, zu weit entfernt von dem Könige sind. Dieser, mit allen Tugenden begabte Fürst, hatte kein andres Ziel, als sich nach seinem Tode auch die schöne Grabschrift jenes Persischen Königs zu verdienen, auf dessen Denksteine man einfach liest: „Schade um Schah-Schuja!"

Fünfhundert und acht und vierzigster Tag.

Nurdschehan hatte bei der Bereisung seines Reichs schon den größten Theil desselben gemustert und zahllose Misbräuche abgestellt, als ihn die Neugierde trieb, die Tataren, seine Nachbarn, zu besuchen. *) Da er so nahe an ihrer Gränze war, so hatte er Lust, diese Tataren zu sehen und kennen zu lernen, welche gebildeter sind, als die übrigen; denn sie haben Städte und bürgerliche Verfassung; überdieß sind ihre Frauen nicht versperrt, wie bei den andern morgenländischen Völkern. Als die Tataren die Ankunft des Kaisers der Mogolen vernahmen, zogen sie ihm entgegen; ein

*) Das Reich Tangut gränzt westlich an das Mogolische Reich; es besteht aus zwei Theilen, von welchen der südliche eigentlich Tangut, und der nördliche Tibet heißt.

Theil stellte ihm zu Ehren Pferderennen an; andere führten mit ihren Frauen Tänze auf, welche, obschon ein wenig wild, dennoch eine gewisse Anmuth hatten, und besonders Kühnheit und Hochsinn ausdrückten.

Unter der Menge Tatarischer Frauen, welche vor Nurdschehan erschienen, fiel ihm vor allen ein junges funfzehnjähriges Mädchen auf, welche Damakè *) hieß. Sie vereinigte in sich edle Gestalt, Schönheit, geistvolle Gesichtzüge, und Sittsamkeit. Nurdschehan huldigte so vielen Reizen, und ließ ihr eine Stelle in seinem Harem antragen; aber sie schlug es aus. Er wollte sie durch kostbare Geschenke bewegen; aber seine Erbietungen wurden nicht einmal angehört. Die Liebe bewirkt oft die größten Gemüthsveränderungen; dieser so weise und bisher so gemäßigte Fürst ließ sich durch seine Leidenschaft hinreißen, und fügte Drohungen hinzu; ja er ging so weit, daß er laut sagte, er würde mit einem furchtbaren Kriegsheere kommen, um eine Schönheit zu erobern, deren Sprödigkeit ihn nicht hoffen ließe, sie auf anderm Wege zu gewinnen.

Freilich äußerte er sich so heftig nur gegen Damakè allein. Hätten die Tataren, diese auf ihre Freiheit eifersüchtigsten Völker, die mindeste Kunde davon gehabt, so wäre von Stund' an der Krieg erklärt gewesen. Aber Damakè antwortete ihm stäts mit der

*) Das heißt Fröhlichkeit des Herzens.

größten Sanftmuth, ohne einige Furcht zu zeigen und ohne die einem Fürsten schuldige Ehrfurcht aus den Augen zu setzen; und in diesem einfachen und festen Tone, welchen Muth und Wahrheit stäts einflößen, erzählte sie ihm folgende kleine Geschichte:

Der Lama und das Tatarenmädchen.

„Einer von den Groß-Lama's," hub sie an, „deren Allgewalt in diesem Lande dir bekannt ist, verliebte sich, in eben dieser Gegend, in ein Mädchen desselben Stammes, dem ich angehöre. Sie wies nicht allein alle seine Anerbietungen von sich, sondern auch sogar den Antrag, sie zu heirathen; so sehr war er von seiner Leidenschaft verblendet. Ihre Liebe zu einem Spielmann, der selbst nicht einmal sehr wohlgebildet war, bewog sie einzig zu dieser Weigerung; sie gestand dieß dem Lama, in der Hoffnung, ihm dadurch seiner Zuneigung unwürdig zu erscheinen. Aber dieser Fürst, (denn als solche werden sie angesehen,) ließ, von Grimm hingerissen, seinen unwürdigen Nebenbuhler umbringen; und unter dem Vorwande, daß die Schöne für den Dalay-Lama geeignet wäre, machte er sich kein Gewissen daraus, sie selber zu entführen; denn du weißt, Herr, daß in diesem Lande alles schon bei dem Namen eines Mannes zittert, welcher als ein

Gott betrachtet wird. *) Aber der Lama zog keinen großen Gewinn von seiner Grausamkeit und Ungerechtigkeit; denn, nachdem das Mädchen ihm versprochen hatte, sich seinen brünstigen Nachstellungen zu ergeben, um dadurch etwas mehr Freiheit zu erlangen, stürzte sie sich von der Spitze eines Felsens, welcher von hier aus zu sehen ist, und welchen man in diesem Lande noch immer als ein Denkmal der Beständigkeit und Entschlossenheit zeigt, deren die Tartarischen Mädchen fähig sind. —

---

*) Der Dalay-Lama wird bei den Tataren dieses Gebiets für unsterblich gehalten; er lebt zurückgezogen von der Welt, ohne sich im geringsten um das zeitliche Wohl seiner Staaten zu bekümmern: zwei mächtige Chane der Kalmukken liefern ihm alles, dessen er zu seiner Hofhaltung bedarf. Die Tataren, welche sich zu ihm bekennen, glauben, daß er niemals stirbt, sondern sich erneuet, wie der Mond. Folgender Kunstgriffe bedient man sich, um dem Volke dieses Mährchen einzubilden. Wenn der Dalay-Lama in den letzten Zügen liegt, sucht man im ganzen Tangut denjenigen Lama auf, der ihm am ähnlichsten ist und läßt ihn seine Stelle einnehmen, nachdem man die Leiche des Verstorbenen sorgfältig versteckt hat. Auf diese Weise behaupten sie, habe der Lama schon siebenhundert Jahr gelebt und werde auch ewig leben. Alle Fürsten der Tatarei, welche sich zu ihm bekennen, senden ihm vor ihrer Thronbesteigung reiche Geschenke, und stellen oft Wallfahrten an, um ihn anzubeten, wie den lebendigen und wahrhaften Gott. An einem geheimen Orte seines Klosters, umleuchtet von vielen Lampen, läßt er sich sehen, und zeigt sich nie anders, als ganz mit Gold und Edelsteinen bedeckt, erhoben auf einer Art von Schaubühne, mit reichen Teppichen geschmückt, und sitzt auf einem Kissen mit gekreuzten Beinen, nach Tatarischer Weise. Man wirft sich vor ihm mit dem Gesicht auf den Boden nieder, ohne daß es erlaubt wäre, sich ihm zu nahen, und ihm die Füße zu küssen; und die vornehmsten Herren, die Chane selbst, schätzen sich glücklich, wenn sie vermittelst reicher Geschenke, etwas von seinem Unflat erlangen können, welchen sie dann in einer goldenen Kapsel am Halse als ein Schutzmittel gegen allerlei Uebel tragen. S. Relation de la grande Tartarie.

Fünfhundert und neun und vierzigster Tag.

Es ist keine ähnliche frühere Zuneigung," fuhr Damaké fort, „welche mich bewegt, die Erbietungen deiner Majestät zurück zu weisen. Mein Herz war noch frei bis auf den heutigen Tag; lerne es ganz kennen, Herr: es ist stolz, und vielleicht der Güte werth, womit du mich zu beehren würdigst; meine schwachen Reize haben dich eingenommen: aber eine Frau, welche kein andres Verdienst hat, ist, meiner Meinung nach, etwas sehr geringes!"

„Vielleicht," erwiederte ihr Nurdschehan, „steht die Verschiedenheit unserer Religion meinem Glück im Wege?"

„Nein, Herr, ich bin auch Muselmännin," antwortete Damaké; „wähnest du, daß ich meinen Geist unter den Vorstellungen habe gefangen nehmen können, welche man uns von dem Dalay-Lama gibt? Kann man denn glauben, daß ein Mensch unsterblich sei? Der Kunstgriff, dessen man sich bedient, um es uns einzubilden, ist zu grob; mit einem Wort, er ist zu augenscheinlich, als daß ich irgend noch schwanken könnte, zwischen jenen von Priestern ausgebrüteten Vorstellungen und den Lehren von der wahren Gottheit Gottes, welche sein erhabener Freund gepredigt hat.

Uebrigens," fuhr sie fort, „kenne ich wohl die Gefahr bei deiner Herablaßung zu mir. Die Zeit

bringt die Nachtigall, diesen lieblichen Vogel, zum trauern; sie macht, daß die Rose, diese reizende Blume, mitten unter Dornen wohnet; sie läßt den Mond in der Nacht leuchten, um sein Licht wieder zu verdunkeln, sobald der Tag erscheint; die Nacht vertreibt die Sonne, diese Königinn der Welt; ein bis zum Königthum erhobener Mann wird in tiefe Armut versenkt. Trotz allen diesen Betrachtungen, bekenne ich gleichwohl, Herr, daß es mir schmeicheln würde, einem Manne zu gefallen, an welchem ich mehr seine Tugenden, als seine Größe schätze: aber ich möchte ihm gern durch andere Eigenschaften gefallen; ich möchte mich durch so wichtige Dienste seiner würdig machen, daß eine so ungleiche Heirat, anstatt Vorwürfen ausgesetzt zu sein, nur seine Wahl billigen ließe.

Erwäge nun, Herr," fügte sie hinzu, „ob jemand, von dem Beispiele durchdrungen, welches ich dir erzählt habe, und dem ich beistimme, und trotz der Verachtung, die eine solche Erhebung errregen muß, sich durch Anerbietungen verführen, oder durch Gewalt bezwingen laßen kann."

Nurdschehan, voll Freuden, so viel Verstand und Gefühl in einem Wesen zu finden, welches ihre Gestalt allein schon liebenswürdig machte, bewunderte ihre Tugend, gab ihr sein königliches Wort, sie niemals zu zwingen, und wollte sich nicht mehr von ihr trennen.

Er schenkte der schönen Damaké Sklaven und Kameele, und sie folgte ihm mit allen den Ihrigen. Sie würde nimmer in diesen Schritt gewilligt haben, wäre sie genöthigt gewesen, ihre Verwandten zu verlaßen, bei denen sie lebte, und deren Gegenwart ihren Ruf über den geringsten Verdacht erheben konnte. Der König sah sie nun täglich, und konnte nicht einen Augenblick sein, ohne nach ihr zu verlangen.

Indessen kam das Gerede des Volks und des Hofes darüber Damaké zu Ohren; sie war sich bewußt, wie sehr man ihr Unrecht that: um jedoch diesem Misverhältnisse abzuhelfen, beschloß sie, alle dergleichen Vorstellungen zu vernichten, und die Gemüther zu ihren Gunsten zu stimmen. In dieser Absicht bat sie Nurdschehan, die Weisen seines Reichs zu versammeln, um ihre Fragen zu beantworten, und ihr ebenfalls Fragen vorzulegen. Nurdschehan fürchtete, daß ein so junges Wesen, wie Damakè, sich zu leichtsinnig bloß geben, und mit Schimpf aus einem solchen Wettstreite scheiden möchte, er bot also alles auf, um sie von ihrer Forderung abzubringen; denn die Eigenliebe für ein geliebtes Wesen ist unwidersprechlich viel stärker, als die man für sich selber hegt. Aber alle seine Vorstellungen waren vergeblich.

Die Weisen wurden, zwölf an der Zahl, zusammen gerufen; und in der öffentlichen Sitzung, welche er mit ihnen hielt, saß der König in seinen Feierklei-

dern auf einem sehr hohen Thron; Damaké saß etwas niedriger, ihm gegenüber, auf Kissen, höchst einfach gekleidet, aber strahlend in allen Reizen der Jugend und Schönheit, womit die Natur sie ausgestattet hatte, und umgeben von den zwölf Weisen, ehrwürdig durch ihr Alter und durch ihre langen Bärte, und auf eine große Tafel gestützt, an welcher sie mit ihr saßen. Diese Weisen wußten nicht, weshalb sie Nurdschehan berufen hatte, und waren sehr erstaunt, als er ihnen Damaké's Vorhaben eröffnete; sie betrachteten ihre Gegnerinn, die ihnen vorgestellt wurde, und wollten nicht reden, weil sie nicht zweifelten, daß der König sie verspotten wollte. Nurdschehan sprach zu ihnen:

„Ich sehe euch an, was ihr denket: aber ich habe mein königliches Wort gegeben, und ihr müßt es lösen. Richtet ohne Schonung, die schwierigsten Fragen an diese Schöne, welche sich anheischig macht, alle Knoten aufzulösen, welche eure tiefe Wissenschaft ihr vorzulegen vermag.“

Jetzo nahm einer der Weisen das Wort, wandte sich zu Damaké und sprach:

„Was ist dasjenige, dessen Brust eng ist, und das gleichwohl zum Vergnügen der Welt dient; dessen Kopf voll Feuer, der Bauch voll Wasser und dessen Rücken in der Luft ist?“

Damaké antwortete ohne besinnen: „Es ist ein Bad.“

Der Weise war eben so beschämt, als Nurdschehan entzückt vor Freuden.

Der zweite Weise fragte sie nun: „Was ist das für ein Ding, das die Farbe desjenigen annimmt, der es anblickt, ohne welches der Mensch nicht leben kann, und das weder Leib noch Farbe hat?"

„Es ist das Wasser," antwortete Damaké.

Der dritte sprach zu ihr: „Kannst, du Wunder des Geistes und der Schönheit, mir sagen, was für ein Ding das ist, das weder Thüre noch Grund hat, und innen gelb und weiß ist?"

„Es ist das Ei," antwortete ihm dieser Vollmond der Glückseligkeit.

Der vierte Weise hub an, nachdem er ein wenig nachgedacht hatte, in der Hoffnung seine Mitbrüder zu übertreffen, (denn die Mogolischen Gelehrten haben von jeher viel Eigenliebe gehabt:)

„In einem Garten steht ein Baum; dieser Baum trägt zwölf Aeste; an jedem Ast stehen dreißig Blätter, und an jedem Blatte stehen fünf Früchte, von welchen drei im Schatten und zwei an der Sonne sind: was ist dieser Baum? und wo befindet er sich?"

„Dieser Baum," erwiederte Damaké, „ist das Jahr: die zwölf Aeste sind die Monate, die dreißig Blätter die Tage, und die fünf Früchte sind die fünf täglichen Gebete, von welchen zwei am Tage und drei in der Nacht verrichtet werden."

Der Weise war beschämt, und die Höflinge, deren Gesinnungen ein Nichts umstimmt, begannen innerlich von dem überzeugt zu werden, was sie anfangs nur aus Verstellung bewundert hatten.

Die übrigen Weisen, die noch nicht gesprochen hatten, wollten sich von neuen entschuldigen, und ihr Schweigen hinter den Lobeserhebungen verstecken, welche sie dem hohen Verstande derjenigen zollten, die ihre Vorgänger so beschämt hatte. Aber Nurdschehan befahl ihnen, auf Damaké's Bitte, in dem Wettkampfe fortzufahren, und der eine von ihnen fragte nun, was schwerer sei als ein Berg; der andre, was schärfer als ein Schwert; der dritte, was schneller als ein Pfeil.

Damaké antwortete mit einer stäts gleichen Gegenwart des Geistes, das erste sei die Zunge eines Menschen, der sich beklagt; das zweite die Verläumdung; das dritte der Blick.

Nurdschehan fürchtete, daß Damaké endlich ihren Scharfsinn erschöpfen und die Ehre dieser langen Reihe treffender Antworten dennoch einbüßen würde: indessen dieser schöne Mond der Welt schien weder ermattet, noch übermüthig durch etwas, welches der Eitelkeit der meisten Menschen genügt hätte; und weil es die Eigenheit der Liebe ist, sich dem Willen des geliebten Wesens zu unterwerfen, so befahl Nurdschehan, obschon durch die bisherigen Erfolge noch nicht vor Be-

sorgnis und Unruhe gesichert, mit einem Winke des Hauptes, dem die Weisen nicht zu widerstehen wagten, daß sie fortfahren sollten.

Der erste fragte sie nun, was für ein Thier das ist, welches die Welt flieht, das von sieben verschiedenen Thieren etwas an sich hat, und an einsamen Oertern wohnt.

Der zweite wollte wissen, wer diejenige sei, deren Kleid mit Lanzenspitzen gewaffnet ist, die ein schwarzes Kleid trägt, und ein gelbes Hemde, deren Mutter über hundert Jahr alt wird, und welche gleichwohl alle Welt gern hat.

Der dritte bat sie, ihm diejenige zu nennen, die nur einen Fuß hat, dabei ein Loch im Kopf, einen Gürtel von Leder trägt, und das Haupt emporhebt und gegen sich selbst zürnet, wenn man ihr die Haare ausreißt und ihr ins Angesicht speiet.

Endlich der vierte that folgende Frage:

„Wer ist die mehr als hundertjährige Frau, die jährlich mehr als tausend Töchter gebiert, jedoch keinen Gatten hat, und Gift ausspeiet, wenn sie den Mund öffnet, während die Lippen ihrer Töchter von Honig überfließen?"

Fünfhundert und funfzigster Tag.

Damaké antwortete dem ersten: „Es ist die Heuschrecke, die von sieben Thieren etwas an sich hat;

denn sie hat den Kopf des Pferdes, den Hals des Rindes, die Flügel des Adlers, die Füße des Kameels, den Schwanz der Schlange, die Hörner des Hirsches und den Bauch des Scorpions."

Die Schöne hatte ein wenig mehr Mühe, die Frage des zweiten zu beantworten; es gab sogar einen Augenblick, wo die ganze Versammlung sie schon für besiegt hielt. Dieser Gedanke, welchen sie in den auf sie gehefteten Augen las, machte sie erröthen; sie erschien dadurch nur um so schöner, und Nurdschehan war entzückt, als er den Weisen, der diese Frage vorgelegt hatte, gestehen hörte, daß sie dieselbe mit ihrer gewohnten Richtigkeit beantwortet hätte, als sie ihm gesagt: „es ist die Kastanie."

Sie löste ohne besinnen das dritte Räthsel: es wäre eine Spindel; und nicht mehr bedurfte sie, den vierten zu versichern, daß sein Räthsel den Feigenbaum meinte.

So viel Kenntnisse, so viel Geistesgegenwart, verbunden mit so viel natürlicher Anmuth, setzten alle Gemüther in solche Verwirrung, daß, ungeachtet der Ehrfurcht, welche die Gegenwart Nurdschehans einflößen mußte, jedermann laut seine Bewunderung und seine Freude ausdrückte, daß er Zeuge eines so seltenen Auftrittes gewesen.

Hierauf machte Damaké ein Zeichen, daß sie ihrerseits nun auch reden wollte, und sie forderte die Weisen auf, ihr zu sagen, was süßer wäre, als Honig.

Einige antworteten, es wäre die Befriedigung seiner Wünsche; Andere erklärten das Gefühl der Dankbarkeit dafür; und noch Andere meinten, die Freude, jemand zu dienen.

Nachdem Damaké sie alle hatte ausreden laßen, lobte sie, was sie Verständiges und Wohlbedachtes vorgebracht hatten: sie beschloß aber mit der Frage, ob sie sich täuschete, wenn sie für das aller süßeste auf der Welt die Liebe der Mutter zu ihrem Kinde erklärete.

Eine für eine Frau, die stäts ihrer Pflichten eingedenk erscheinen muß, so angemessene, und dabei so bescheiden ausgesprochene Auflösung, gewann ihr vollends alle Herzen. Aber Damaké, die bei diesem Wettkampfe keine andre Absicht hatte, als sich die Gemüther günstig zu machen, und so die ihr von Nurdschehan bewiesene Herablaßung zu rechtfertigen, wollte einem Auftritte die Krone aufsetzen, welchen sie nicht zu wiederholen gedachte, um sich fortan nur mit höheren Dingen zu beschäftigen. Damaké ließ sich also ein Saitenspiel bringen und sang und spielte in den beiden Weisen, welche man Neva und Irak nennt, und beschloß ihren Gesang in der so bekannten Weise

Seaglulé, der zu der großen Weise Chußcini gehört, *) mit folgendem Liede, welches sie mit aller nur erdenklichen Anmuth begleitete:

„Ich werde nicht müde anzuschauen, was ich liebe; wenn man mich davon trennte, würde ich sterben vor Schmerz;

Mein Herz und mein Leib, entzündet von Liebe zu ihm, würden von dem Feuer der Trennung verzehrt werden.

Er ist mir stäts gegenwärtig im Geist, und sein Name schwebt unablässig auf meinen Lippen;

Ich kann nicht leben ohne ihn: seine Liebe und sein Leid sind die Quelle und der Inhalt meines Trostes."

Nurdschehan, im Entzücken der Freude, welche die wiederholten glänzenden Erfolge der Geliebten zu erregen vermögen, entließ so schleunig als möglich die Versammlung, was nicht ohne große Geschenke an die Weisen geschah; und als jedermann sich entfernt hatte, fiel er vor Damaké auf die Knie, und sprach zu ihr:

„Du bist die Fackel meines Herzens, und das Leben meiner Seele: schiebe nun mein Glück nicht länger auf."

Diese strahlende Schönheit erwiederte ihm, sie wäre seiner noch nicht würdig.

---

*) Vergl. Tag 32 (Bd. 1.)

„Was willst du noch mehr?" rief der verliebte Fürst aus.

„Du hast meinen ganzen Hof bezaubert, du hast das Wissen der durch ihre Weisheit und Gelehrsamkeit berühmtesten Männer zu Schanden gemacht. Die Richtigkeit deiner Antworten, und die Bescheidenheit, mit welcher du den Sieg eines so großen Tages davon getragen, hat sie völlig nieder geschmettert; aber nicht zufrieden, so viel Scharfsinn zu bewähren, welche Kunst hast du nicht noch auf dem Saitenspiel bewiesen? welchen Geschmack hast du nicht in deinem Gesange hören laßen? Wer hat jemals so viel Bildung mit so viel Schönheit vereinigt, wie Damaké? — Aber ich sehe wohl, du liebst mich nicht," fuhr der verliebte Fürst zärtlich fort, „weil du dich weigerst, dich für immer mit mir zu verbinden, und ohne Zweifel bin ich dir zuwider."

„Ich bin weit entfernt," antwortete ihm diese Schöne der Schönen, „diesen Vorwurf zu verdienen, du sollst dich alsbald davon überzeugen: das größte Vergnügen und die größte Genugthuung dieses Tages, welchen deine Vorliebe für mich so glänzend findet, bestand für mich darin, daß ich im Angesichte deines ganzen Hofes auf eine schickliche Weise die Gefühle, womit du mein Herz erfüllt hast, in dem Liede des berühmten Enneveri *) ausdrücken konnte.

*) Einer der größten Persischen Dichter.

Fünfhundert und ein und funfzigster Tag.

„Was zögerst du denn noch, mich zum glücklichsten Manne der Erde zu machen?“ rief Nurdschehan zärtlich aus. „Du liebst mich, und ich bete dich an. Was bedarf es noch mehr? Mein Verlangen nach dir ist zu einem uferlosen Weltmeere geworden.“

„Ich will dich verdienen, Herr,“ erwiederte sie ihm, „durch empfehlenswerthere Geschicklichkeiten, als die in der Tonkunst; durch eine nützlichere Anwendung des Verstandes, als die, wovon deine Weisen so viel Aufhebens machen, und die nur eine mehr blendende, als wesentliche Spitzfündigkeit ist. Ich will mich in deinem Herzen auf tieferen Grundlagen befestigen, als die Schönheit und die oberflächlichen Geschicklichkeiten, welchen du die Güte hast Beifall zu geben; kurz, ich will, daß die Liebe in dir nur ein Uebergang zur Hochachtung und zur Freundschaft sei, welche ich mir zu verdienen trachte. Erlange mir diese Gnade von deiner Ungeduld; es kostet mir vielleicht mehr, dich darum zu bitten, als deiner Majestät, sie mir zu gewähren: laß mich also noch einige Zeit im Schatten deiner Glückseligkeit leben.“

„Ich vermag nur,“ antwortete ihr Nurdschehan, „dich zu lieben und dir zu gehorchen. Aber mindestens,“ fügte er hinzu, „erlaube mir, dir einen glänzenden Beweis davon zu geben, welche Gerechtigkeit

ich deinem Verstande widerfahren laße: sei im Divan gegenwärtig, nimm den Vorsitz bei allen Staatsgeschäften ein, und ertheile mir deinen Rath; ich kann keinem weisern, keinem einsichsvollern folgen."

„Der Diamant," erwiederte ihm Damaké, „hatte sich gerühmt, daß kein andrer Stein, ihm an Kraft und an Härte gleich käme: Gott, der den Stolz nicht liebt, verwandelte die Eigenschaft des Diamanten in Beziehung auf das Blei, und ertheilte diesem die Kraft, ihn zu schneiden.

Abgesehen von dem Hochmuthe, dessen ich mich durch die Annahme deines verbindlichen Erbietens schuldig machen würde," fuhr diese schöne Rose der Schönheit fort, „so verhüte Gott, daß ich meinem unumschränkten Gebieter das Leid anthun sollte, durch mein Betragen die Vorwürfe zu rechtfertigen, welche er sich etwa zuziehen könnte; sie würden gegründet sein, wenn man sagte, daß er von einer Frau beherrscht werde.

Ich räume es ein," fügte sie hinzu, „das deine Majestät eines Vesyrs bedarf; du kannst nicht alles selber thun, und ich glaube einen nachweisen zu können, der Nurdschehans würdig ist."

„Nenne ihn mir," sagte Nurdschehan hierauf, „und auf der Stelle gebe ich ihm das Amt."

„Deine Majestät muß ihn erst kennen, bevor sie ihn annimmt," erwiederte die schöne Damaké; „du wirst, wie ich glaube, in demjenigen, den ich dir vor-

schlage, die Tugenden und Gaben finden, welche ein mit einem so wichtigen Amte bekleideter Mann haben muß. Er hat sich nach der Stadt Balk *) zurückgezogen, und heißt Diafer. Das Vesyrsamt eines der mächtigsten Könige Indiens hatte sich seit tausend Jahren in seinem Geschlechte vererbt: daraus kannst du ermessen, Herr, welche Menge von wundervollen Denkwürdigkeiten über die Staatsverwaltung er besitzen muß. Gleichwohl hat ein durch die bösen Rathschläge seiner Günstlinge verblendeter Fürst ihn abgesetzt, und er verlebt in Balk Tage, welche glücklich zu nennen, wäre er nicht bisher stäts der Arbeit gewohnt gewesen, und zwar in den höchsten Staatsgeschäften, welche gemeinlich nichts ersetzen kann."

Nurdschehan antwortete ihr sogleich: „Diafer ist mein Minister: wie könnte Damaké sich täuschen?" Auf der Stelle schrieb er an den Statthalter von Balk, und schickte ihm eine Anweisung von hunderttausend Zeckinen, um sie Diafer zu übergeben und die Kosten seiner Reise zu bestreiten; und mit demselben Eilboten sandte er einen Brief an Diafer, in welchem er ihn inständig bat, die ihm zugedachte Würde anzunehmen.

Diafer machte sich auf den Weg; er wurde in allen Städten prächtig empfangen, und der Kaiser sandte ihm alle Herren seines Hofes entgegen, um ihn

*) In der Usbekischen Tatarei, zwischen Samarkand und Kandahar.

in den Palast zu führen, welchen er ihm in dem Königreiche Visapur, *) wo er sich damals befand, bestimmt hatte. Er wurde hier drei Tage hindurch mit unglaublicher Pracht bewirthet; worauf er in den Palast des Königs geführt und ihm vorgestellt wurde.

Nurdschehan war höchst erfreut, nun einen Mann zu besitzen, welchen Damaké so hoch achtete: aber die Freude war nicht von langer Dauer; denn dieser von Natur so sanftmüthige und für den Ankömmling so eingenommene Fürst, gerieth in einen entsetzlichen Zorn, sobald derselbe vor ihm erschien: „Hinweg!" rief er ihm zu, „aufs schleunigste; und komm mir nie wieder vor Augen!"

Diafer gehorchte, und entfernte sich, voll Verwirrung, Schmerz und Erstaunen über einen solchen Empfang; er begab sich wieder nach seiner Wohnung, ohne sich erklären zu können, warum der König so erzürnt wäre, der hierauf in der Rathsversammlung die Staatsgeschäfte vornahm, ohne etwas weiter darüber zu äußern, was eben mit demjenigen vorgegangen war, der zu seinem Vesyr bestimmt gewesen.

Fünfhundert und zwei und funfzigster Tag.

Darnach begab er sich zu Damaké, die schon von einem Ereignisse unterrichtet war, welches den

*) Mit der gleichnamigen Hauptstadt in Dekkan auf der Halbinsel diesseit des Ganges.

ganzen Hof beschäftigte, und sie zweifelte nicht, daß in dem Geiste desjenigen, dem sie so ganz ergeben war, irgend eine Irrung vorgegangen wäre. Der Schmerz, welchen dieser Gedanke ihr erregte, hatte sie in solche Niedergeschlagenheit versenkt, daß sie kein Wort zu reden vermochte. Indessen that sie sich Gewalt an, und sprach zu dem Könige, nach einigem Stillschweigen:

„Wie ist es möglich, Herr, daß du, nach allen Kosten, welche du aufgewendet hast, nach aller Mühe, welche du dir gegeben, Diafer an deinen Hof zu bringen, nach allen Ehren, welche du ihm hast erweisen laßen, und womit du selber ihn überhäuft, ihn nun so übel empfangen hast?"

„Ach! Damaké," rief Nurdschehan aus, „ohne Rücksicht auf alles, was ich für ihn gethan, auf die Berühmtheit seines Geschlechts, und auf die Beschwerden seiner Reise hieher, hätte ich ihn in demselben Augenblicke, da er vor mir erschien, den Kopf abhauen laßen, wenn ich nicht einzig um deinetwillen mich begnügt hätte, ihn für immer aus meiner Nähe zu verbannen."

„Aber wodurch konnte er sich nur deinen Unwillen zuziehen?" fuhr Damaké fort.

„Denke dir doch," antwortete Nurdschehan, „daß er, als er vor mir erschien, das feinste Gift, so es gibt, bei sich trug."

„Darf ich dich fragen, Herr," versetzte Damaké, welche Gewißheit du über eine solche Thatsache haben kannst? und ob du nicht etwa die Treue desjenigen in Zweifel ziehen darfst, der dir solches hinterbracht hat?"

Nurdschehan antwortete ihr: „Ich weiß es durch mich selbst; du scheinst daran zu zweifeln, ich will es dir aber erklären, und du wirst sehen, ob ich mich getäuscht habe."

Hierauf verließ Nurdschehan Damaké'n, die nun zwar über seinen Gemüthszustand mehr beruhigt, jedoch darüber noch in Sorge war, daß er sich so leicht durch neue Eindrücke konnte hinreißen laßen. Sie schickte nach Diafer, der vom schwersten Kummer niedergedrückt vor ihr erschien. Sie unterhielt sich einige Zeit mit ihm, und als sie sah, wie tief die vom König ihm widerfahrene Mishandlung ihm den Dolch des Schmerzes in den Busen gestoßen hatte, sagte sie ihm, er thäte Unrecht, sich so sehr zu betrüben, Nurdschehans Zorn würde nicht lange dauern, und bald würde er den ihm angethanen Schimpf wieder gut zu machen wissen. Sie fügte hinzu, die Fürsten hätten manchmal Augenblicke, welche man ihnen nachsehen und selbst entschuldigen müßte. Nachdem sie so seinen Schmerz etwas besänftigt hatte, sagte sie zuletzt zu ihm:

„Wenn ich dein Vertrauen verdient habe, und wenn du glaubst, daß ich mich bemühen müße, die dich betroffene Kränkung wieder zu verhüten, weil ich

es bin, die dadurch, daß sie deinen Geistesgaben Gerechtigkeit widerfahren ließ, die unschuldige Ursache deines Unfalles geworden: wenn ich also etwas bei dir gelte, so würdige mich, mir zu entdecken, warum du Gift bei dir trugest, als du vor Nurdschehan erschienest?"

Diafer war über diese Frage betroffen, und nachdem er eine Weile sich bedacht hatte, antwortete er ihr:

„Es ist wahr, daß ich Gift bei mir führte; aber mein Herz war dabei rein, wie Morgenthau; ich trage es sogar noch diesen Augenblick, daß ich mit dir rede, bei mir."

Zugleich zog er einen Ring vom Finger, und fuhr fort: „die Fassung dieses Ringes schließt eins der feinsten Gifte in sich; dieß ist ein Erbstück, welches seit tausend Jahren in unserm Geschlechte vom Vater auf den Sohn gekommen; meine Altväter haben es stäts bei sich getragen, um sich dadurch dem Zorne der Fürsten, denen sie dienten, entziehen zu können, im Falle sie bei der Ausübung ihres Vesyramtes das Unglück hätten, ihnen zu misfallen. Du kannst wohl denken," fuhr er fort, „daß ich, als der Kaiser, ohne mich zu kennen, mich zu diesem Amte bei ihm berufen ließ, und ich wohl wußte, welche Feinde sich ein Fremdling gemeinlich zuzieht, daß ich nicht vergessen habe, diesen Schatz mit mir zu nehmen. Der Schmerz, welchen mir Nurdschehans grausame Behandlung verursacht, und die Schmach, womit er mich bedeckt hat, machen

mir denselben nur um so kostbarer, weil ich nicht lange mehr anstehen werde, ihn anzuwenden."

Damaké erlangte von ihm, daß er ein so trübseliges Vorhaben nur noch etliche Tage verschöbe, und bat ihn, in seinem Palaste Botschaft von ihr abzuwarten.

Fünfhundert und drei und funfzigster Tag.

Sie begab sich schleunig zu Nurdschehan, und berichtete ihm alles, was sie erforscht hatte. Als derselbe aus ihrem Bericht ersah, daß Diafer keine böse Absicht gehabt hatte, und daß die Grausamkeit der Fürsten insgemein solche Vorsicht nur zu sehr rechtfertigte, da gereute es ihn, Diafer so übel empfangen zu haben, und er versprach Damaké, den nächsten Tag die ihm angethane Kränkung wieder gut zu machen. Sie billigte diesen Entschluß; aber bevor sie den Fürsten verließ, beschwur sie ihn, ihre Neugierde zu befriedigen, und sie zu unterrichten, auf welche Weise er gewahr worden, daß Diafer wirklich Gift bei sich trüge. Nurdschehan antwortete ihr:

„Nimmer werde ich der Gebieterinn meines Herzens etwas geheim halten: wisse denn," fuhr er fort, „ich trage beständig ein Armband, welches mein Vater mir hinterlaßen hat, und welches seit unvordenklicher

Zeit in meinem Stamme ist, ohne daß ich zu sagen wüßte, wie der Weise hieß, der es verfertigt hat, noch wie es in die Hände meiner Ahnen gekommen. Es ist aus einem Stoffe, welcher sehr der Koralle gleicht, und der die Eigenschaft hat, sogar in ziemlicher Entfernung, jedes Gift zu verrathen: es wird unruhig und zittert, wenn ein Gift sich ihm nahet; und als Diafer zu mir heran trat, fehlte wenig, daß mein Armband gar zerbrochen wäre, so stark und gewaltig war das Gift, welches er bei sich trug. Ich hätte jeden andern, der mir nicht von dir empfohlen wäre, auf der Stelle enthaupten laßen; und ich war um so sicherer, daß Diafer dieses gefährliche Gift bei sich führte, als mein Armband sich sogleich wieder beruhigte, als er den Saal verlaßen hatte, worin ich ihn empfangen wollte."

Nurdschehan nahm das Band von seinem Arm und gab es Damaké. Sie untersuchte es mit großer Aufmerksamkeit, und sprach darauf zu ihm:

„Dieser Talisman, Herr, ist ohne Zweifel bewunderungswürdig: indessen muß dieses Abenteuer auch bewähren, wie sehr diejenigen, welche uneingeschränkte Gewalt in Händen haben, auf ihrer Hut sein müßen gegen den Anschein, und wie wichtig es ist, nicht so leichthin zu verurtheilen."

Damaké entfernte sich, und Nurdschehan befahl nun das größte Gepränge und die prächtigsten Anstal-

ten, um Diafer am nächsten Tage bei ihm einzuführen. Alles wurde vollzogen; Nurdschehan empfing seinen neuen Vesyr mit aller möglichen Freundlichkeit, und bezeugte ihm sein herzliches Bedauern über den früheren Vorfall. Hierauf ließ er ihm ein goldenes Schreibzeug, eine Feder und Papier überreichen. Auf der Stelle schrieb der Vesyr mit den schönsten Schriftzügen erhabene Aussprüche, auf welche Weise ein Vesyr in seinem Amte sich benehmen soll. Nurdschehan bewunderte seine Geschicklichkeit, ließ ihn mit dem Vesyrsrocke bekleiden, und krönte seine Huld noch damit, daß er ihm das Geheimnis seines Armbandes anvertraute.

Diafer rieth dem Fürsten sehr, sich nimmer davon zu trennen; und Nurdschehan voll Bewunderung und Vergnügen über den Besitz eines so kostbaren Schatzes, fragte seinen neuen Vesyr, ob er wohl glaubte, daß es in der ganzen Welt noch ein so wunderbares Werk gäbe.

„Großer König," antwortete ihm Diafer, „ich habe in der Stadt Diul *) ein andres Wunderwerk gesehen, welches zwar minder nützlich, aber in Betreff der Tiefe der Kunst und der Wissenschaft, mit welcher ein Weiser es verfertigt hat, ihm verglichen werden kann."

*) Sonst Dobil genannt.

„Und was ist dieß?“ fragte Nurdschehan: „das möchte ich gerne wissen.“

Diafer nahm hierauf also das Wort:

Fünfhundert und vier und funfzigster Tag.

Der goldene Fisch.

„Als ich von Deiner Majestät den Befehl erhielt, mich zu dir zu verfügen, reiste ich ab, und war genöthigt, in Diul etwas anzuhalten, welche Stadt auf meinem Wege nach Visapur lag, wo ich wußte, daß ich Deine Majestät antreffen würde. Trotz meiner Ungeduld mußte ich dort noch mehrere Sachen einkaufen, welche zu meiner Reise nöthig waren. Ich benutzte diese Zeit, um die Schönheiten dieser Stadt zu betrachten. Der Statthalter, dessen Reichthum und Ueppigkeit mich in Erstaunen setzte, kam am Tage meiner Ankunft mir entgegen, und führte mich in seinen Palast; er überhäufte mich mit Ehren, und bezeigte mir während meines Aufenthalts die ausgesuchteste Aufmerksamkeit. Indessen war dieß alles von einem gezwungenen Wesen begleitet, welches mir seine Aufrichtigkeit verdächtig machte. Unter den Lustbarkeiten, welche er für mich veranstaltete, lud er mich auch zu einer Lustfahrt auf dem Meere, ich willigte ein, und

wir bestiegen am nächsten Morgen eine kleine Fregatte, welche er zu diesem Zwecke hatte ausrüsten laßen; das Wetter war so schön, wie wir es nur wünschen konnten, und wir unterhielten uns sehr angenehm. Der Statthalter von Diul saß oben auf dem Hinterdeck und ich ihm zur Seite; ein Knabe, schön wie die Sonne, kitzelte ihm die Fußsohlen; die köstlichsten Weine standen auf dem Tische vor uns; ihre Frische und der Schnee, womit alle Früchte umgeben waren, erhöhten die weichlichste Ueppigkeit, als schöne Sklavinnen Gelegenheit gaben, noch an etwas anderes zu denken, als an ihre Dienste oder an die Kunst, mit welcher sie sangen und auf mancherlei Instrumenten spielten. Unsre Lustfahrt war demnach von allem begleitet, was sie reizend machen konnte; und während ich dem Statthalter etwas Angenehmes darüber sagte, bemerkte ich an seinem Finger einen so prächtigen Rubin, daß ich mich nicht erwehren konnte, ihn zu rühmen. Der Statthalter zog seinen Ring ab, und reichte ihn mir; ich betrachtete ihn aufmerksam, und gab ihn dann zurück: aber ich hatte die größte Mühe von der Welt, ihn zu bewegen, daß er ihn wieder nahm. Zwar brachte ich es endlich dahin, aber als er sah, daß ich mich durchaus weigerte, ihn zu behalten, war er so ärgerlich darob, daß er ihn ins Meer warf. Es gereute mich jetzo, daß ich ein so vollkommenes Werk der Natur nicht angenommen hatte, und ich bezeugte

es dem Statthalter, der mir antwortete, es wäre meine Schuld.

„Indessen," fuhr er fort, „wenn du versprichst, ihn anzunehmen, so soll es mir nicht schwer werden, diesen Ring wieder zu finden, welcher in Wahrheit schön genug ist, um ihn dir anzubieten."

Ich glaubte, er würde mir nun einen andern, ähnlichen Ring darbieten; aber ohne mir weiter etwas zu sagen, befahl er, sogleich das Schiff ans Land zu steuern. Als wir anlangten, schickte er einen Sklaven hin, von seinem Schatzmeister ein Kästchen zu holen, welches er ihm beschrieb; man warf die Anker, und erwartete die Rückkehr des Sklaven. Dieser war rasch, den empfangenen Befehl zu vollziehen; und der Statthalter zog aus seiner Tasche einen kleinen goldenen Schlüssel, öffnete das Kästchen, und nahm daraus einen kleinen goldenen Fisch von bewundernswürdiger Arbeit: diesen warf er ins Meer; er tauchte sogleich unter, und erschien nach einiger Zeit wieder auf der Oberfläche des Wassers mit dem Ringe zwischen den Zähnen. Die Matrosen in dem Boote fingen ihn mit der Hand auf, und brachten ihn dem Statthalter, dem er den Ring übergab, und dabei den Schwanz bewegte; kein andrer als er hätte ihm denselben entreißen können. Der Statthalter bot mir nun den Ring von neuem dar, und ich konnte ihn nicht mehr ausschlagen,

zumal da ich sah, daß er sein dringendes Bitten noch verdoppelte. Der Fisch wurde wieder in sein Kästchen gethan, und nach dem Schatze zurückgesendet."

Diafer zog, nachdem er diese Geschichte erzählt hatte, den Ring von seinem Finger, und überreichte ihn Nurdschehan, der ihn sehr schön fand, und hierauf zu Diafer sagte:

„Entäußere dich niemals eines Kleinods, welches durch die Kraft des Talismans, der dich zum Besitzer desselben macht, noch wunderbarer ist, als durch seine natürliche Schönheit.

Aber," fuhr er fort, „du hättest wohl erforschen sollen, zu welcher Zeit und von wem dieses wundersame Meisterstück verfertigt worden?"

„Ich habe alle Mühe angewendet," antwortete Diafer, „um mich darüber aufzuklären, aber es ist vergeblich gewesen. Ueber ein so seltsames Ereigniß erstaunt, dachte ich nicht mehr an die Lustfahrt; und als der Statthalter mich so in Nachdenken versunken sah, sagte er zu mir:

„Das Leben ist kurz, benutze jeden Augenblick desselben, und genieße. Unsre Seele ist wie ein Vogel in den Käfig unsers Leibes gesperrt; sie soll ihn bald wieder verlaßen; erfreue dich, so lange du kannst, du weißt nicht, ob du morgen noch lebst."

Ich gestand ihm, daß ich von Neugierde durchdrungen wäre; er antwortete mir darauf:

„Es thut mir unendlich Leid, daß ich sie nicht befriedigen kann." Und diese Worte sprach er in einem Tone aus, wie jemand, der nicht bestimmter antworten will, „denken wir nur daran," fuhr er fort, „uns zu vergnügen."

Ich befolgte seinen Rath, so viel es mir möglich war, und ich habe Diul verlaßen, ohne von dem Statthaltter irgend Aufklärung über dieses Ereignis erlangen zu können, aber in der Ueberzeugung, daß dieser Talisman die Quelle aller Schätze wäre, welche er besitzt."

Fünfhundert und fünf und funfzigster Tag.

Nurdschehan beschloß diese Aufnahme Diafers damit, daß er ihn seiner Freundschaft versicherte, wenn er der Handhabung der Gerechtigkeit alle seine Sorgfalt widmete. Hierauf ging er zu Damaké, ihr seine Unterredung mit seinem Vesyr mitzutheilen, und erzählte ihr die Geschichte von dem kleinen Fische.

„Ich liebe die Talismane," fügte der Fürst hinzu, „und dieser kleine Fisch erregt meine höchste Neugierde; ich wünschte wenigstens nur den Urheber desselben zu wissen."

Damaké, dieses schöne Gestirn des Himmels, versprach ihm, alle ihre Kräfte anzuwenden, um gründlich davon unterrichtet zu werden.

In der That sagte Damaké ihm am folgenden Tage, daß von allen Talismanen, welche der große Seidel-Bekir verfertigt, nur noch viere vorhanden wären: sein (Nurdschehans) Armband; der kleine Fisch, von welchem Diafer ihm erzählt hatte, und welchen sie ihm von Seiten des Statthalters von Diul überreichte, hinzufügend, daß derselbe von Nurdschehans getreuen Unterthanen verhaftet worden und dieses Geschenk darböte, um sein Leben zu behalten, welches er verwirkt hatte, da er mit den Waffen in der Hand gefangen worden. Zugleich überreichte sie ihm einen unscheinbar verzierten Dolch, und bat ihn, denselben von ihr anzunehmen.

„Die übrigen Talismane," fuhr sie fort, „sind entweder aufgelöset, — denn du weißt, Herr, daß sie nur für eine bestimmte Zeit verfertigt waren, — oder sind durch mancherlei Zufälle vernichtet worden."

„Warum," versetzte Nurdschehan, „wollte denn der Statthalter von Diul dem Diafer nicht sagen, daß Seidel-Bekir der Urheber des goldenen Fisches wäre?"

„Er weiß es nicht, Herr," unterbrach ihn Damaké; „vielleicht hat er, aus Schaam, davon nicht unterrichtet zu sein, sich gestellt, als wenn er es nicht entdecken dürfe; wie so viele andere Menschen thun, welche ihre Unwissenheit hinter scheinbare Geheimhaltung verstecken."

„Aber was hat der Talisman, welchen du mir darbietest, für eine Kraft?" fragte Nurdschehan, indem er den Dolch in die Hand nahm.

„Ich will dich davon unterrichten, Herr," antwortete Damaké, „indem ich dir erzähle, was ich von dem goldenen Fische habe erfahren können.

Der Zauberdolch.

Es mag etwa dreitausend Jahre her sein, daß in diesem Theile Asiens, welchen wir bewohnen, ein Mann namens Huna erschien, welcher so gewaltig war, daß er Seidel-Bekir benannt wurde. Er war ein Weiser, der unter den Geistesgaben, welche ihm die allgemeine Ehrfurcht erwarben, auch die Wissenschaft der Talismane besaß, aber in einem so hohen Grade, daß er vermittelst derselben den Gestirnen und ihren Einflüssen gebot. Unglücklicherweise sind seine Schriften verloren gegangen; daher kann man gegenwärtig nicht mehr dergleichen Talismane verfertigen. Antiomur, König von Indostan, hatte Mittel gefunden, mit ihm Freundschaft zu stiften, und Seidel-Bekir schenkte ihm, aus Dankbarkeit für diese Zuneigung und für einige kleine Dienste, welche er ihm geleistet, den kleinen goldenen Fisch, von welchem dein Vesyr dir erzählt hat. Derselbe ist stäts in dem Schatze Antiomurs geblieben, so lange sein Stamm blühte. Einer der Altväter des Statthalters von Diul

war Vesyr des letzten Königs dieses Stammes, als dieser durch eine Staatsumwälzung, welche die Geschichte von Indien weitläuftig beschreibt und jedermann weiß, ausgerottet wurde, sich dieses Wunderwerks bemächtigte, welches seine Nachkömmlinge bis auf diesen Tag sorgfältig bewahrt haben. Dieser Talisman holt seinem Besitzer nicht allein alles wieder, was man ins Meer hat fallen laßen, sondern auch wenn man ihm Dinge anzeigt, welche man aus dem Wasser hervorziehen möchte, bringt er sie mit der größten Genauigkeit herauf."

„So kenne ich nun diese beiden Talismane," erwiederte ihr Nurdschehan; „nimmer besaß ein Fürst so große Reichthümer, und ich kann mich in Wahrheit den König des Meeres nennen. Was verdanke ich dir nicht alles, Gebieterinn meines Herzens! Aber von welchem Nutzen ist dieser Talisman, womit die schöne Damaké mich eben beschenkt hat?"

„Herr," antwortete sie ihm, „wenn ich dir sage, zu welchem Zweck er verfertigt wurde, so wirst du auch seine Eigenschaft erfahren.

Fünfhundert und sechs und funfzigster Tag.

Man lieset in den Jahrbüchern von Indosten, daß Antiomur ungerechterweise von Keiramur einen Zins

forderte. Dieser war zu schwach, der Gewalt seines Feindes zu widerstehen; und da er sich nicht anders zu helfen wußte, so beschloß er, sich an den Weisen Seidel-Bekir zu wenden; er sandte seinen Vesyr mit kostbaren Geschenken zu ihm; der Weise lehnte die letzten ab, wurde aber so gerührt durch die Lage, in welcher der König, sein Freund, versetzt war, daß er schwur, Antiomur solle sein Vorhaben nicht gelingen. Auf der Stelle verfertigte er eben diesen Dolch, welchen ich meinem Gebieter überreicht habe," unterbrach sich Damaké, „und gab ihn dem Vesyr, mit den Worten:

„Sage deinem Herrn, daß er zwanzig der tapfersten Krieger seines Reichs auswähle, und dem Anführer derselben diesen Dolch übergebe. Dieser Dolch," fügte er hinzu, „hat die Kraft, wenn er ausgezogen wird, unsichtbar zu machen, nicht bloß denjenigen, der ihn trägt, sondern auch alle die, welche derselbe an der Kraft des Talismans will Theil nehmen laßen; sein bloßer Wille bewirkt dieß. Keiramur," fuhr er fort, „soll diese zwanzig Mann zu Antiomur schicken, mit einem Briefe, in welchem er den geforderten Zins versagt. Antiomur wird im Ausbruche seines Zorns den Abgesandten verhaften wollen. So bald so das Völkerrecht verletzt wird, muß derjenige, der den Dolch trägt, sich sammt seiner Schaar unsichtbar machen, indem er ihn herauszieht, und seinen Säbel in die andre Hand

nimmt, und kann alsdann alles thun, was seine Tapferkeit ihm eingibt."

Der Vesyr kam heim zu Keiramur, und alles was Seidel-Bekir geboten hatte, wurde ausgeführt. Dem Sohne des Königs wurde der Befehl bei dieser wichtigen Unternehmung übertragen. Antiomur gerieth bei Lesung des ihm übergebenen Briefes in Wuth:

„Man verhafte," rief er aus, „diesen unverschämten Abgesandten!" Da zog der Königssohn schleunig den Dolch, schwang den Säbel mit der andern Hand; und hieb Antiomur den Kopf ab; desgleichen that sein Gefolge den im Divan Gegenwärtigen; und hierauf durchliefen sie die Stadt, in welcher man eine Anzahl Köpfe von den Rümpfen fliegen sah, ohne zu begreifen, wer sie abschlüge. Nach diesem fürchterlichen Blutbade, machte der Abgesandte mit seinem Gefolge sich wieder sichtbar, und erklärte nun dem Volke, sie könnten einem gewissen Tode nur dadurch entgehen, daß sie sich Keiramur unterwürfen; was denn auch alle mit Freuden thaten.

Dieser Dolch," fuhr Damaké fort, „ist seitdem lange in dem Schatze der Könige dieses Landes aufbewahrt worden; allmählich hat man seinen Werth verkannt, und seine wunderbare Eigenschaft ganz aus dem Gedächtnisse verloren; und als deine Majestät über die Talismane Aufklärung verlangte, wußte ich, daß der Dolch sich in Balsora befand, bei einem Jüdischen

Kleinkrämer, der auf der Brücke dieser Stadt allerlei Eisenwerk und alten Plunder verkauft; es ist mir nicht schwer geworden, mich in seinen Besitz zu setzen, also habe ich kein Verdienst dabei, daß ich meinem Gebieter einen Talisman übergeben, der mir durchaus unnütz sein würde, während die Bestimmung der Könige ihnen unglücklicherweise dergleichen Vorsichtsmittel nöthig macht."

Nurdschehan konnte ihr nicht genug danken für ihre unerschöpfliche Freigebigkeit, und sagte zu ihr: „Gebieterinn meines Herzens, bedenkest du wohl alles, was du mir da gesagt hast? Bedenkest du wohl, wenn diese Talismane, welche, so bedeutend sie an sich, jedoch in Vergleichung mit dir so gering sind, schon mein Verlangen erregt haben, wie groß das Verlangen ist, welches ich nach dir fühle? Nein, alle Weisen, und Seidel-Bekir selber, haben nichts so wunderbares hervorgebracht, wie du bist; du wußtest gestern noch kein Wort von der Geschichte dieser Talismane, und heute bist du vollkommen davon unterrichtet. Dieser Dolch," fuhr er fort, indem er ihn aufhub, „war noch vor nicht vier und zwanzig Stunden in Balsora, und trotz der Entfernung dieser Stadt von uns, gibst du mir jetzo diesen Dolch: bist du etwa eine Tochter Seidel-Bekirs, oder gar selber ein solcher Weiser?"

Damaké erröthete bei diesen Fragen, und da Nurdschehan noch weiter in sie drang, sagte sie zu ihm:

„Herr, das sicherste und vollkommenste Mittel, um zu erfahren was ein geliebtes Wesen begehrt, ist ohne Zweifel die Liebe: aber ich darf dir nichts verbergen.

Fünfhundert und sieben und funfzigster Tag.

Kurze Zeit nach meiner Geburt saß meine Mutter mit mir am Fuß eines Palmbaumes, und genoß mit mir der Morgenkühle, ohne an etwas anderes zu denken, als durch ihre Küsse meine kindlichen Liebkosungen zu erwiedern, als sie sich auf einmal von einem Hofstaat umgeben sah, der einer schönen, hehren und reichgekleideten Königinn folgte, die selber ein Kind auf den Armen trug. Ungeachtet ihres feierlichen Gefolges und der ganzen königlichen Erscheinung, liebkoste sie mir, so klein ich auch noch war. Nach einigem Verweilen, sprach die Königinn zu meiner Mutter:

„Das Kind, welches du hier siehst und mir gehört, muß durchaus die Milch einer Sterblichen saugen; so will es ein Gebot des großen Gottes, welches uns auferlegt worden, und ich weiß keine Amme zu finden, die demüthiger und verständiger, und deren

Milch reiner wäre: thu mir also den Gefallen," fügte sie hinzu, „und gib meinem Kinde einige Augenblicke die Brust."

Meine Mutter willigte mit Vergnügen ein, und die Königinn sprach darauf, zum Danke für diesen Liebesdienst, zu ihr:

„So oft du irgend ein Leid oder einen Wunsch hast, so begib dich an den Fuß eines männlichen Palmbaums, schneid ein Blatt ab, verbrenne es, und rufe mich dabei: ich bin die Dive Malikatada, *) und werde dir alsbald zu Hülfe kommen; überdieß verleihe ich dieselbe Gabe deiner kleinen Tochter, so bald sie zu verständigen Jahren kömmt."

Meine Mutter," fuhr Damaké in ihrer Erzählung fort, „hat die Dive nicht weiter belästigt, außer in Angelegenheiten meiner Erziehung; und ich selber, Herr, hatte mich, bevor ich dich kannte, noch gar nicht an sie gewendet, und in meinem Herzen stieg kein Verlangen auf. Seitdem aber," sprach sie erröthend, „fürchte ich, ihr überlästig geworden zu sein, so sehr haben sich Besorgnis und Unruhe meiner Seele bemächtigt! Sie ist es, wie du nun wohl denken kannst, die mich Diafer kennen gelehrt, die mir die Antworten auf die Fragen der Weisen eingegeben, die den Statthalter von Diul hat gefangen nehmen laßen, und die dich um sein Leben bittet, zum Danke für den

*) Die morgenländischen Diven entsprechen unseren Feen.

Fisch, welchen ich dir aus ihrer Hand übergeben habe; sie wollte selbst...."

„Vollende doch, schöne Damaké!" sprach Nurdschehan zärtlich zu ihr; „kannst du mir, wenn du mich liebst, nur irgend etwas verbergen?"

„Sie wollte," fuhr Damaké fort, „mir einen von ihr gemachten Talisman geben, damit ich stäts von deiner Hoheit geliebt würde, aber ich habe ihn ausgeschlagen: gibt es in der Liebe einen andern Talisman, als das Herz?"

Nurdschehan, je mehr und mehr von so viel Tugenden und so viel Beweisen der Anhänglichkeit hingerissen, wollte nun sein Glück nicht länger aufschieben. Er ließ auf der Stelle seinen ganzen Hofstaat und die Großen seines Reichs zusammen rufen, und sprach zu ihnen:

„Ich darf mich rühmen, der glücklichste Fürst auf Erden zu sein: ich besitze ein Armband, welches mich vor allen Giften bewahrt; alle Schätze des Meeres sind mein, vermittelst eines Fisches, der sie, auf meinen Befehl, aus den Tiefen der Gewässer heraufholt, und dieß ist ein Geschenk, welches Damaké mir gemacht hat: wo ist die Prinzessinn, welche mir eine ähnliche Aussteuer zubringen könnte? Das ist noch nicht alles: sie hat mir auch diesen Dolch geschenkt, welcher unsichtbar macht; die Probe, welche ich vor euren Augen mit diesem unschätzbaren Talisman an-

stellen will, wird euch zugleich von der Wunderkraft des kleinen goldenen Fisches überzeugen, mit welchem die Probe zu lang und beschwerlich sein würde."

Hiemit zog er den Dolch, und verschwand sogleich vor ihren Augen. Das Erstaunen der Zuschauer war noch nicht vorüber, als der König zugleich mit allen seinen Offizieren verschwinden wollte, und fragte dann die anderen Beamten:

„Sehet ihr noch meinen General, den und den?"

„Nein," antworteten sie auf jede Frage. Er machte sich hierauf auch seinen Kriegern unsichtbar, und verschwand mit den Vesyren und allen Schriftgelehrten, um alle völlig zu überzeugen und keine Eifersucht zu erregen.

„Danket also mit mir dem großen Gott und seinem Propheten," sprach er alsdann, „daß er mich zu dem mächtigsten Fürsten auf Erden gemacht hat."

Und er verrichtete seine Danksagung mit einer Inbrunst, welche der Gaben würdig war, die ihm der Himmel verliehen hatte; und alle Hofleute folgten seinem Beispiele.

Fünfhundert und acht und funfzigster Tag.

Nachdem er diese große Pflicht erfüllt hatte, sprach er zu ihnen:

„Das größte Laster des menschlichen Herzens ist gewißlich die Undankbarkeit. Damaké ist es, der ich so große Schätze verdanke; ihre Schönheit allein schon, ihr Verstand, ihre Tugenden, würden die Erkenntlichkeit verdienen, welche ich ihr mein lebelang bewahren werde: aber die Erkenntlichkeit muß auch von Beweisen begleitet werden: ich will sie demnach heute noch für immer mit mir verbinden."

Der ganze Hof und alle Großen gaben seiner Wahl lauten Beifall; und Nurdschehan befahl sogleich, Damaké herein zu führen. Sie erschien in aller der bescheidenen Anmuth, womit die Natur sie ausgestattet hatte. Nachdem der Fürst ihr in Gegenwart des Groß-Imans die Hand gereicht hatte, warf Damaké sich vor ihrem Gemahl nieder, und sprach zu ihm mit lauter Stimme:

„Als ich dir, mein Herr und Gemahl, von den Talismanen des großen Seidel-Bekir Bericht gab, sagte ich dir, daß ihrer noch viere auf der Welt wären: indessen hast du erst dreie davon."

„Bin ich nicht reich genug durch deinen Besitz?" erwiederte ihr Nurdschehan; „du bist offenbar der vierte: aber du wiegest sie alle auf."

„Nein, Herr," erwiederte ihm Damaké, die Augen niederschlagend, „der dir noch fehlende Talisman ist ein stählerner Ring, welcher im Grunde des Herzens lesen lehrt. Andere an meiner Stelle würden die-

sen Talisman für gefährlich halten, aber ich betrachte ihn als ein Glück, wenn dir lange daran gelegen ist, die Empfindungen zu lesen, welche du meinem Herzen so tief eingedrückt hast; und wenn ich das Unglück hätte, nicht mehr diese Aufmerksamkeit zu verdienen, so wird der Ring dich doch die Gesinnung und die Treue deiner Unterthanen kennen lehren."

In diesem Augenblick erschien die Dive Malikatada mit ihrem ganzen Hofstaat, und bat den König, sich in einen Garten zu begeben, welchen sie durch ihre Macht und durch ihre dienstbaren Geister mit vollendeter Pracht und Geschmack ausgeschmückt hatte. Sie ehrte das Hochzeitfest durch ihre Gegenwart, und Nurdschehan lebte glückselig, mehr durch die Liebe und den guten Rath seiner Gattinn, als durch alle Talismane, welche er noch denjenigen hätte beifügen können, die er schon besaß."

Nachdem Moradbak also ihre Erzählung beschlossen hatte, sprach Hüddschadsch zu ihr:

„Das sind gar schöne Geschenke; ein Mädchen, die dergleichen zubringen kann, hat leicht unter den Männern zu wählen.“

„Damaké war so glücklich,“ antwortete ihm Moradbak, „im Schutz einer Dive zu stehen, welche sie in den Stand setzte, ihre Gesinnungen auf eine so unzweideutige Weise an den Tag zu legen.“

„Ich würde nicht so viel Werth auf alle diese Talismane legen, als man sich einbilden möchte,“ sagte Hüddschadsch; „man muß rasende Furcht vor Vergiftung haben, um ein solches Armband zu tragen, und diese Furcht ist selber das grimmigste Gift. Auch würde ich mir wenig aus den Reichthümern machen, welche der kleine Fisch verschaffen könnte, ich liebe nicht so leicht erworbene Güter. Die Menge und die Tapferkeit meiner Krieger ist mehr werth, als der Dolch; und der Ring würde nur dazu dienen, mir zu zeigen, daß niemand etwas taugt. Erzähle mir morgen eine minder wunderbare Geschichte; alle diese Begebenheiten sind zu schwer zu glauben, und die einfachsten sagen meinem Zustande weit mehr zu.“

Moradbak gehorchte, und erzählte am nächsten Abend folgende Geschichte:

Dschahia und Meimuné.

„Unter der Regierung Selims II, und in der Zeit seines höchsten Glanzes, lebte in Konstantinopel ein junger Riemer, namens Ilmené Dschahia. Er wohnte mit seiner Mutter, der er sehr ergeben war, nahe am Thore, und war eben so bekannt durch die Geschicklichkeit in seinem Handwerk, als durch die Anmuth seiner Gestalt. Er war schön und wohlgebildet; und sein für Freundschaft gefühlvolles Herz trieb ihn, so oft als möglich nach Scutari *) hinüber zu fahren, um einige Tage bei seinem Freunde Muhammed zuzubringen, und sich mit ihm zu vergnügen.

Eines Tages machte er wieder diese kleine Reise, nachdem er seiner Mutter die Hand geküßt und ihr fast alles Geld, das er erworben, übergeben hatte. Er

*) Auf der Asiatischen Küste, Konstantinopel gegenüber.

setzte sich in ein Boot; und sobald er in Scutari angekommen war, eilte er nach dem Hause seines Freundes, der sich höchlich freute, ihn zu sehen, und zu ihm sagte:

„Du kömmst zur glücklichen Stunde, mein lieber Dschahia; ich bin diesen Abend bei einem meiner Nachbarn zur Hochzeit geladen; du gehst mit mir dahin, und wir wollen recht lustig sein."

„Da man dich eingeladen hat," erwiederte Dschahia, „so ist es eben so gut, als wenn man mich selber gebeten hätte; jedermann kennt uns als Freunde, also wird man nicht verwundert sein, uns selbander kommen zu sehen."

Fünfhundert und neun und funfzigster Tag.

Sie begaben sich alsbald dahin, und wurden gastlich aufgenommen; und als die Stunde des Abendgebetes gekommen war, begleiteten sie die Braut nach der Moschee, und gingen bei der Rückkehr vor ihr her, nach Muselmännischem Gebrauche. Die Gebetsinger und Imame begleiteten sie bis an die Thüre, wo das ganze Gefolge von ihr Abschied nahm. Nach den gewöhnlichen Gebeten, wurde die Braut in die Kammer des Bräutigams geführt; man bewirthete alle Gäste mit Scherbet, worauf jedermann nach Hause ging.

Dschahia und Muhammed gingen noch mit etlichen jungen Leuten von ihrer Bekanntschaft in ein besonderes Haus, sich zu belustigen und Wein zu trinken. Ihre Köpfe begannen schon, sich zu erhitzen, als derjenige, der es übernommen hatte, einzuschenken, zu ihnen sagte:

„Was machen wir nun, meine Freunde? wir haben eben den letzten Trunk gethan."

Diese Nachricht betrübte alle um so mehr, als es höchst gefährlich war, Wein zu holen; *) denn das Verbot, welchen herbei zu bringen, ist so scharf, daß man alles zu fürchten hat, selbst am Tage; und wenn man gar das Unglück hat, des Nachts, ohne Licht mit Wein beladen von den Stadtwächtern betroffen zu werden, so darf man nicht die mindeste Gnade erwarten. Nachdem sie alle diese Uebelstände bedacht hatten, wiederholte einer aus der Gesellschaft mehrmals, ohne das jemand darauf antwortete:

„Wäre es möglich, daß keiner von uns so viel Herz hätte, hin zu gehen und Wein zu holen?"

Dschahia von diesen Worten betroffen, sprach bei sich selber: „Ich bin hier der einzige Fremde, diese Worte können nur auf mich gerichtet sein;" und alsbald stand er auf, und erbot sich, ihnen diesen Dienst zu leisten.

*) Er wird nur an den Küsten des Meeres verkauft; und sie waren weit entfernt davon.

Muhammed drückte auf seinem Gesichte die Besorgnis aus, welche diese Antwort ihm erregte; er nahm das Wort, und sagte zu ihm:

„Hast du niemals gesehen, daß man einem Fremden die Obliegenheiten der Einheimischen aufgetragen habe? Drum, mein theurer Freund, werde ich nimmer in dein Erbieten willigen. Ueberdieß würdest du, weil du den Weg nicht weißt, noch mehr Gefahr laufen, als ein andrer.“

Die ganze Gesellschaft stimmte dem bei, und man bat ihn, von diesem Vorsatz abzustehen. Aber indem die jungen Leute seinen Muth lobten, und seine Dienstfertigkeit bewunderten, thaten sie alles mögliche, ihn in seinem Vorhaben zu bestärken, obwohl sie ihm das Gegentheil zu sagen schienen. Dschahia, als ein junger Mensch, zweifelte nicht, daß seine Ehre bei diesem Unternehmen betheiligt wäre; er bestand also dringend darauf; und die Uebrigen, die nur auf Mittel dachten, Wein zu bekommen, und wohl sahen, daß kein andrer sich dazu erbot, welchen zu holen, sagten endlich zu Muhammed:

„Widersetze dich nicht seinem Vorhaben, er hat Muth und Geschicklichkeit, sicherlich wird es ihm gelingen.“

Muhammed sah sich genöthigt, einzuwilligen, und Dschahia nahm zwei Krüge, mit welchen er glücklich

nach dem Weinhause kam, sie füllen ließ, und sogleich wieder umkehrte, sie seinen Gesellen zu bringen.

Die Stunde des Abendgebetes war schon längst vorüber, also die Straßen leer. Indessen bemerkte Dschahia von weitem noch eine Laterne, als er eben auf einen kleinen Platz bei der Validé-Moschee trat. Dieses Licht kam dergestalt auf ihn zu, daß er weder entfliehen, noch ausweichen konnte; denn wäre er umgekehrt, so hätte nicht nur das Geräusch, welches er machte, Verfolgung veranlaßt, sondern er wäre auch bald durch das Ufer des Meeres gehemmet worden. Andrerseits konnte er die Krüge, womit er beladen war, nicht im Stiche laßen; das hieße nicht sich eines übernommenen Auftrages entledigen, und er würde sich geschämt haben, wieder vor seinen Freunden zu erscheinen, ohne ihnen Wein zu bringen. Während er diese Betrachtungen anstellte, und fürchtete, es möchte die Laterne der Wache sein, näherte sich derjenige, der sie trug, immer mehr, und er erkannte nun, daß es ein junger Mann war, der vor einem Greise her ging, dem ein andrer Sklave folgte. Das Antlitz dieses Greises hatte einen Ausdruck von hoher Weisheit; sein weißer Bart hing ihm bis auf den Gürtel herab; er trug in der einen Hand einen Stab und in der andern einen Rosenkranz.

Fünfhundert und sechzigster.

Dschahia drückte sich an die Mauer, um sie vorüber gehen zu laßen, in der Hoffnung, daß sie ihn nicht bemerken würden. Als sie aber nahe bei ihm waren, hörte er, daß der Greis zu Gott betete und sprach:

„Herr, im Namen aller Himmel, der sieben Erden Adams und Eva's, der seligen Propheten, der Heiligen, der Gerechten und Tugendhaften, ich habe heute mein achtzigstes Jahr erreicht; die schönste Zeit meines Lebens ist vorüber, und du hast mir bisher die Gnade erwiesen, daß es mir niemals an einem Gaste gefehlt. Es wäre heute das erstemal, daß ich allein zur Nacht äße, und du weißt, großer Gott, wie unmöglich mir das ist! Ich flehe demnach deine himmlische Majestät an, wenn die Huldigungen ihr wohlgefällig sind, welche ich ihr in einer so langen Reihe von Jahren dargebracht habe, mir auch heute jemand zu bescheren, mit dem ich zur Nacht essen und mich unterhalten könne!"

Dschahia betrachtete ihn mit einem Grauen, das ihn unbeweglich machte, und der Inhalt seines Gebetes erregte ihm Zittern und Beben: „Sollte das nicht irgend ein großer Prophet sein?" sprach er bei sich selber. „Was wird aus mir werden, wenn er gewahrt, daß ich Wein trage!"

Diese Betrachtungen ängstigten ihn, als er sah, daß der Scheich (denn als einen solchen erkannte er ihn) sich, ungeachtet der Dunkelheit der Nacht, die Gegenstände zu erkennen bemühte, und als er ihn selber gewahrte, sogleich seinem Begleiter befahl, mit der Laterne näher heran zu gehen. Hierauf betrachtete er ihn mit großer Aufmerksamkeit; und Dschahia, der sich gern ihm zu Füßen geworfen hätte, vermochte dieß jedoch nicht wegen der Krüge, womit er beladen war. Der Scheich dankte zuvörderst Gott für diese Begegnung, und sagte darauf zu ihm:

„Du siehst, junger Freund, wie sehr ich dem großen Gott danke, und wie sehr ich ihm dafür verpflichtet bin, daß er mir die Gnade erwiesen hat, dich hier anzutreffen. Ohne dich, würde ich heute nicht zu Nacht gegessen haben; komm also mit mir in mein Haus, und schlag meine dringende Einladung nicht aus.“

Diese Worte verdoppelten Dschahias Verlegenheit: „sicherlich,“ sagte er bei sich selber, „ist dieser Greis ein Heiliger; ich habe schon den Zorn Gottes verdient, dadurch, daß ich Wein geholt: und wenn ich mir nun auch den Zorn des Scheichs zuziehe, indem ich seine Einladung ausschlage, so vergrößere ich noch meine Schuld. Aber wenn ich seine Einladung annehme, so darf ich mich nimmer wieder vor denen sehen laßen, die mich erwarten. In dieser Ungewißheit stand er

eine Weile schweigend da; und als der Scheich gewahrte, daß er die Hände unbeweglich unter dem Gewande hielt, merkte er wohl, daß er etwas versteckte, und um seine Verlegenheit zu endigen, streckte er die Hand aus und hub Dschahia's Rock auf: da erblickte er die Weinkrüge, und sprach zu ihm:

„Ich merkte es wohl, daß der Wein dich verlegen machte: aber du darfst dich vor mir nicht schämen. Wo willst du damit hin? Ich will dich begleiten, oder dir wenigstens von ferne folgen, um dir zum sichern Geleite zu dienen: mit Einem Worte, ich will alles thun, was dir beliebt; aber ich erkläre dir, daß ich nicht ohne dich nach meinem Hause zurückkehren werde."

Dschahia, durch die Freundlichkeit des Greises beruhigt, und erfreuet, über eine so strenge verbotene Sache keine Vorwürfe zu hören, erzählte ihm aufrichtig, weshalb er diesen Auftrag übernommen hatte: „meine Freunde erwarten mich mit Ungeduld," fügte er hinzu: „entscheide nun selber, was ich zu thun habe, und befiehl."

Der Greis antwortete ihm: „Mein Sohn, deine Rede zu vernehmen macht mir eben so viel Vergnügen, als die schönste Perle mir gewähren würde. Du mußt alle Welt hinreißen und hast mein Herz gewonnen: wisse denn, daß derjenige, dem du so viel Hochachtung einflößest, der Scheich Ebulkiar, aus Mag-

nesia gebürtig, ist. Seit meinem siebenten Jahre habe ich mich hier in Scutari niedergelaßen, und bin achtzig Jahr alt geworden, ohne jemals allein zu Nacht gegessen zu haben; und durch Gottes besondere Gnade bringt man mir so viel Gelübde und Gaben dar, daß ich meine Gäste wohl bewirthen kann. Wenn zufällig kein Fremder angekommen, und das Abendgebet schon vorüber, also nicht mehr zu hoffen ist, daß noch jemand sich einfinden werde, so gehe ich in die Moschee und erwähle mir denjenigen, der mir am meisten gefällt. Heute indessen ist nicht allein niemand zu mir gekommen, sondern auch alle diejenigen, welche ich in der Moschee einlud, hatten triftige Entschuldigungen, meine Bitte abzulehnen. Da ich nun keine Hoffnung mehr hatte, so wandte ich mich an den großen Gott; er hat mich erhört, und mir, nach meinem Wunsche, einen so angenehmen Gast beschert, wie du bist. — Aber," fuhr er fort, „es ist billig, daß du das Verdienst, welches du dir durch Ausführung eines so schwierigen Auftrags erworben hast, nicht einbüßest: ich will dich hier erwarten, geh hin, und bitte deine Freunde um Erlaubnis, sie zu verlaßen; du kannst ihnen sagen, du fürchtest, der Wein werde dir zu Kopfe steigen, du habest schon zu viel davon getrunken. Dann kömmst du wieder zu mir, und deine Gefälligkeit gegen mich wird dich nicht gereuen. Ich schwöre dir bei dem großen Gott, daß ich bis zu deiner Rückkehr

hier bleibe, Ich baue auf dein Wort; du hast es also in deiner Gewalt, mich hier die ganze Nacht harren zu laßen."

Hiermit setzte er sich auf einen Stein, und sagte noch zu ihm, indem er ihm einen Wink gab, sich zu entfernen: „du wirst mich auf eben dieser Stelle wieder finden."

Dschahia, je mehr und mehr beruhigt, konnte sich nicht erwehren, bei sich selber zu sagen: „Ich muß Gott danken, einen so dienstfertigen Mann getroffen zu haben, der mir so viel Theilnahme bezeigt." Er nahm also Abschied von dem Scheich, und sagte:

„Ich gehe hin, mich meines Auftrags zu entledigen, und verspreche dir, so bald als möglich wieder zu dir zu kommen; und ohne meinen Freunden etwas von meiner glücklichen Begegnung zu sagen, gedenke ich, dich nicht wieder zu verlaßen, dir meine übrigen Tage zu weihen, deine Hände zu küssen, mich besser als bisher aufzuführen, und dadurch, daß ich mich zeitlebens deinem Dienste widme, mir den Eingang in das Paradies der Muselmänner zu verdienen."

Fünfhundert und ein und sechzigster Tag.

Mit diesen Worten verließ er den Greis. Er war bald wieder bei seinen Freunden; seine erste Sorge war,

ihre Gläser zu füllen, und die Krüge auf den Tisch zu stellen. Die Freude über seine Rückkehr war um so größer, als sie schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, ihn wiederzusehen. Sein Freund Muhammed, der am meisten von allen beunruhigt gewesen, war nicht der letzte, der ihn umarmte; Alle ertheilten ihm Lobsprüche, welche ihn über die größten Männer erhuben. Aber wie sehr sie in ihn drangen, seinen Platz wieder einzunehmen, doch konnten sie es nicht erlangen.

„Alles," sagte er zu ihnen, „was ich mir von euch zur Belohnung des kleinen Dienstes erbitte, welchen ich euch geleistet habe, besteht in der Erlaubnis, mich entfernen zu dürfen. Ich bin nicht nur ermüdet; sondern etliche meiner Freunde, welche ich in der Schenke antraf, wo ich den Wein holte, haben mich in der Eile so viel mit ihnen trinken laßen, daß mir der Kopf etwas eingenommen ist: deshalb will ich, mit eurer Erlaubnis, nach dem Hause meines Freundes Muhammed gehen, mich auszuruhen."

Sie willigten sehr ungern in seine Entfernung; indessen drangen sie um so weniger in ihn, als er sich etwas berauscht stellte: nicht so leicht konnte er sich des Diensteifers seines Freundes erwehren, der ihn heim begleiten wollte.

So bald er sich losgemacht hatte, begab er sich schleunig wieder nach dem Orte, wo er den Scheich verlaßen hatte, der ihn dort erwartete, wie er ihm

versprochen. Durchdrungen von seiner Gütigkeit, und entschlossen, sein Schüler zu werden, warf er sich vor ihm nieder und küßte ihm die Füße. Der Scheich hub ihn auf, drückte ihn an seinen Busen, und sprach zu ihm:

„O mein Sohn, warum thust du das?" Alsdann lobte er seinen Eifer, nahm ihn bei der Hand, und sagte zu ihm mit größter Zärtlichkeit:

„Laß uns nun nach dem Kloster eilen."

Sie verließen Scutari, gingen an dem Hospital der Aussätzigen vorbei, und gelangten an einen Garten, dessen Thor den Pforten eines Königspalasts ähnlich, und dessen Mauer von erstaunlicher Höhe war.

„Wir sind endlich ans Kloster gekommen," sagte der Greis, „und haben nunmehr nichts als Vergnügen zu gewärtigen."

Hierauf klopfte er ans Thor; ein Mädchen fragte: „Wer da?" und öffnete, als sie die Stimme des Scheichs erkannte. Dschahia war außer sich vor Entzücken, als er sie so ohne Schleier sah; denn sie war jung und hübsch: sie leuchtete ihnen mit einer silbernen Lampe, in welcher ein wohlriechendes Oehl brannte.

Dieß Haus erschien Dschahia wie ein Ort der Wonne. In jeder Ecke der Vorhalle, die durch eine Menge silberner Lampen erhellet war, stand ein großes Sopha an einem Erkerfenster; *) die Mitte nahm

*) Schanschin.

ein Becken ein, welches mit dem seltensten Marmor bekleidet und voll so klaren Wassers war, daß man deutlich ein Gewimmel von Fischen sah, deren Bewegung das Auge ergetzte. Das Becken schmückten ringsumher mannigfaltige Blumen, lieblich von Farbe und Geruch.

Dschahia setzte sich auf ein Sopha; indessen war sein Geist von allen Gegenständen ùm ihn her ganz eingenommen; er konnte nicht begreifen, warum der Scheich, der nur von einem Kloster zu ihm geredet hatte, ihn in einen so prächtigen Palast führte.

Der Greis, der seine Verwunderung gewahrte, sagte zu ihm:

„Vertraue mir, was dich so nachdenklich macht; habe ich dir nicht gesagt, daß ich dich als meinen Sohn ansähe? Sei versichert, daß es vielleicht ein größeres Glück ist, von einem Scheich an Kindes Statt angenommen zu werden, als wirklich sein Sohn zu sein; die Einkindschaft ist frei, sie kömmt von Herzen, folglich muß sie schmeichelhaft sein. Sei also ruhig; du bist in meinem Hause, du wirst mir Gesellschaft leisten, und wir werden einen Theil der Nächte damit zubringen, uns zu vergnügen. In Erwartung, daß der Engel des Todes mich bald abfordern wird, hinterlaße ich dir all mein Gut; nichts soll dir abgehen. Aber da du ein Jünglig nach meinem Herzen bist," fügte er hinzu, „so wünsche ich nichts weiter, als daß du

einst meine Stelle einnehmest, und daß man dich die alten Gebräuche unserer Religion herstellen sehe."

Mit diesen Worten ging er in ein Nebenzimmer, aus welchem er nach einiger Zeit in einem so mit Gold und Silber bedeckten Kleide wieder hervor trat, daß man ihn für einen König ansehen konnte. Als er sich so neben Dschahia nieder gelaßen hatte, trugen Sklaven große mit Edelsteinen geschmückte Porzelanschüsseln herein, voll der köstlichsten Speisen, von Ambra und Moschus umduftet.

Dschahia war ganz erstaunt über diese Pracht, und die Betäubung aller seiner Sinne machte, daß er verstummte. Der Scheich sagte jetzt zu ihm:

„Ich bin so alt geworden, wie du mich hier siehst, ohne mich jemals auf diese Weise gekleidet zu haben; ich habe immerdar Gott gebeten, mir einen Sohn zu schenken; aber mein hohes Alter zwingt mich, alle Hoffnung dazu aufzugeben. Ich habe ihn nun diesen Morgen um einen liebenswürdigen jungen Mann gebeten, welchen ich an Kindes Statt annehmen könnte, und er hat meine Wünsche erhört, indem er dich mir zugesandt; demnach thue ich alles, was ich nur ersinnen kann, um meine Freude und Erkenntlichkeit für dieses Glück an den Tag zu legen. Uebrigens sind die Scheiche so geübt in der Beobachtung der Fremden, welche sie bei sich aufnehmen, daß ich ohne Mühe alle gute Eigenschaften in dir erkannt habe. Ich habe

gesehen, daß du Glauben, und Liebe zur Tugend hast. Aber vernimm, zur Verringerung des Erstaunens, worin ich dich sehe, daß wir in unserm Stande über alle Pracht, welche du hier siehst, weit erhaben sind, durch den geringen Werth, welchen wir darauf legen. Uebrigens, wenn du den Wein liebst, so kannst du hier deine Lust büßen; du weißt, daß den Derwischen sein Gebrauch erlaubt ist; das öffentliche Aergernis ist ohne Zweifel das einzige, was man dabei zu vermeiden hat. Betrachte mich demnach in allen Stücken als deinen Vater, und ergreif die Lebensweise, welche ich von Kindheit an getrieben habe."

Fünfhundert und zwei und sechzigster Tag.

Diese Rede erneuerte in Dschahia die erste Vorstellung, welche bei der Erscheinung des Scheichs in ihm aufgestiegen war: er hielt ihn für einen Propheten, und zwar eher für den Propheten Elias, *) als für jeden andern, wegen der Aehnlichkeit, welche er in ihm mit diesem Heiligen fand. Indessen widerstritten diese Ueppigkeit, diese Reichthümer, diese Edelsteine, die große Menge von Frauen und Sklaven, welche ab= und zugingen, ihn zu bedienen, und die

*) Auch die Türken erkennen diesen für einen Propheten. — Vergl. Tag. 105. 190, Bd. 3. 4.

Fülle des Weins, welchen man aufgesetzt hatte, dieser Vorstellung. Manchmal bildete er sich ein, der Scheich wäre ein Zauberer, der nach Gefallen allerlei Gestalten annähme: „aber was kann seine Absicht dabei sein, daß er mich hieher geführt hat?" sprach er bei sich selber. „Was hätte er für einen Grund, mich zu täuschen? Was habe ich zu fürchten? Mein Geld und meine Reichthümer können niemand reizen; und ich bin nicht schön genug, daß er etwa eine andre Absicht haben sollte: laß sehen, wo dieß alles hinaus will."

Der Wein, welcher in den Klöstern bei Lebensstrafe verboten ist, erregte am meisten Dschahia's Verwunderung; deshalb blickte er stäts nach den glänzenden damit angefüllten Gefäßen. Der Scheich errieth seine Gedanken, und sagte zu ihm:

„Wähne nicht, mein Sohn, daß ich fähig bin, Wein zu trinken; ich habe ihn für dich allein bringen laßen. Der Wein, welchen wir Scheiche trinken, ist ein Wein des Paradieses. — Man bringe mir alsbald davon!" gebot er; und sogleich reichte man ihm eine goldene Flasche dar.

Jetzo setzten sie sich zu Tische; und um die Mitte des Mahles schenkte der Scheich seinem Gaste von diesem Wein ein; und Dschahia fand, daß derselbe einem Scherbet von Zucker, Ambra und Moschus ähnlich wäre, und folglich einen angenehmeren Geruch

hatte, als der Wein. Jemehr erstaunliche Dinge Dschahia hier erblickte, je mehr war er überzeugt, daß der Scheich selber noch alle diese Wunder überträfe; demnach war seine Ehrfurcht vor ihm ohnegleichen.

„Warum denn," fragte ihn der Scheich, „bist du stäts in tiefen Gedanken versunken, anstatt dich der Freude zu überlaßen?"

„Herr," antwortete ihm Dschahia, „das Uebermaaß deiner Güte setzt mich in Erstaunen; ich fürchte immerdar, daß mein Glück nur ein Traum sei, und ich kann mich nicht erwehren, mich an eine Geschichte zu erinnern, welche einige Beziehung auf meine Lage hat."

„Ich liebe Erzählungen," erwiederte der Scheich, „und finde, daß sie noch das Vergnügen bei Tische würzen."

Er drang in ihn, ihm die Geschichte zu erzählen, und Dschahia begann folgendermaßen:

Geschichte von einem Derwische.

„Mustapha, Pascha Stambul Effendi, oder Oberrichter von Konstantinopel, hatte mehrmals hinter einander eine ansehnliche Zahl seiner Freunde zum Nachtessen eingeladen. In dieser Gesellschaft befand sich auch ein Derwisch, der für einen Mann von Verstand galt, obgleich er noch kein einziges Wort gesprochen, was auch immer man vorgebracht hatte. Sein Stillschweigen war so sonderbar, daß es oft allen übrigen Gästen zur Unterhaltung diente, die sich sogar darüber lustig machten: man war aber sehr erstaunt, als, nach Verlauf einiger Zeit, der Derwisch auf einmal seine Stimme erhub und er alle, die sich an der Tafel befanden, bat, sich einen Tag zu wählen, an welchem sie bei ihm zu Nacht äßen und sich vergnüg=

ten. Die Furcht vor einer schlechten Bewirthung machte die Gesellschaft schwierig; und als sie endlich die Einladung annahm, so geschah es zugleich mit der Bitte, etwas Geld anzunehmen, um ihn in den Stand zu setzen, eine Ausgabe zu bestreiten, welche seine Kräfte zu übersteigen schien; er aber lehnte es ab; man bestimmte den Tag, und man bat ihn, zu sagen, wo man sich einfinden sollte. Er antwortete, sie würden ihn in der Moschee des Sultans Mehemmed antreffen, von wo er ihnen zum Führer dienen wollte.

Fünfhundert und drei und sechzigster Tag.

Man stellte sich pünktlich ein, beobachtete aber die Vorsicht, unterweges einige Vorräthe zu kaufen, um der Mittelmäßigkeit des Mahles zu Hülfe zu kommen, dessen man sich bei dem Derwisch versah. Er erschien zur bestimmten Stunde in der Moschee. Mit Erstaunen sah man ihn sehr sauber gekleidet und mit einer Schürze von Indischer Leinwand geputzt. Er empfing die Gesellschaft mit größter Höflichkeit, und führte sie nach seinem Hause. Dieses schien ein wahrer Palast; und als man an die Thüre kam, traten dreißig Pagen daraus hervor, faßten die Gäste unter den Arm, und halfen ihnen zu einem Saale emporsteigen, dessen Sopha's mit Goldstoff bedeckt wa-

ren. Dieselben Pagen führten sie von hier in ein andres noch prächtigeres Zimmer; man trug vor jedem Gast ein silbernes Kohlenbecken, mit Schaufel und Zange von demselben Erze. Als man sich gesetzt hat, sah man mit eben so viel Beschämung als Verwirrung einander an, indem man sich erinnerte, daß man in einen so prächtigen Palast Lebensmittel mitgebracht hatte. Einige Zeit darnach wurden vier silberne Tafeln errichtet; das Tischzeug, womit man sie bedeckte, war ein Goldgewebe. In dem kostbarsten Chinesischen Porzelan wurden die Gerichte aufgetragen. Vierzig verschiedene Schüsseln wurden auf jede Tafel gesetzt, und die Pagen vernachläßigten nichts, wodurch sie ihre Bedienung angenehm machen konnten. Der Nachtisch war noch köstlicher, als alles was ihm voran gegangen war. Das Eingemachte war das vollkommenste in seiner Art; und der Derwisch begnügte sich nicht damit, daß alle davon aßen, sondern wollte auch noch, daß jeder davon in Fülle mit nach Hause nahm.

Als das Abendessen, welches sehr lange währte, zu Ende war, bereitete man Betten, welche ganz der bisher gesehenen Pracht entsprachen. Die Decken und Tücher waren mit Gold gestickt; und als man sich niederlegen wollte, verkündigte der Derwisch der ganzen Gesellschaft, daß die Pagen eben so viele Mädchen wären, welche er zu ihrem Vergnügen bestimmt hätte. Jeder erwählte sich nun die, welche ihm am besten

gefiel, und legte sich nieder. Auf die Lust folgte endlich der Schlaf: aber wie groß war Aller Erstaunen am folgenden Morgen, als sie sich in einem verfallenen Thurme, auf der Erde liegend, mit einer elenden Binsenmatte bedeckt, fanden; Steine waren ihre Kopfkissen, und ein dicker Holzblock lag an ihrer Seite. Ihre Kleider aber lagen noch so neben ihnen, wie sie dieselben hingelegt hatten.

Sie hatten große Mühe, sich aus den Trümmern und Kothlachen, welche sie umgaben, hervor zu arbeiten. Und als sie den Thurm verließen, rief eine Stimme ihnen nach:

„Spottet ein andermal nicht über diejenigen, die das Stillschweigen beobachten.“

Dem Scheich gefiel diese Geschichte, er lobte sehr die Art, wie sie war erzählt worden, und trank mehrere Gläser seines Paradiesweines auf Dschahia's Gesundheit, den so viel Freundlichkeit ganz verwirrt machte. Endlich faßte er ihn bei der Hand, und sprach zu ihm: „Mein Sohn, mache es dir bequem mit mir; dein Gesicht sei offen, wie eine Rose, und erkenne, so wie ich, Gottes Güte; ich habe dich von ihm erbeten, und er hat dich mir gewährt. Vertraue auf Gott; vertraue auf seine Diener, welche sein lebendes Abbild sind; mache es, wie jener Kaufmann, von welchem die Jahrbücher Wunder berichten, und dessen Geschichte ich dir erzählen will.

Geschichte
des
Kaufmanns von Bagdad.

Ein Kaufmann in Bagdad, der, um Handel zu treiben, nach Indien reiste, verkaufte alles, was er besaß, und verließ sein Land mit allem Gelde, so er nur aufbringen konnte. Nachdem er sich in Gottes Schutz befohlen hatte, dessen eifriger Diener er war, glückte es ihm anfangs ziemlich: aber zuletzt wurde er einige Tagereisen von Maßülipatan von Räubern angefallen, welche ihm gar nichts ließen und ihn also in die Nothwendigkeit versetzten, Almosen zu betteln, um nach der Stadt zu gelangen.

Als er dort angekommen war, erkundigte er sich sorgfältig nach dem Hause des reichsten Kaufmannes dieser Stadt, und begab sich zu ihm. Er erzählte ihm

sein Unglück, und bat, ihm tausend Zeckinen zu leihen. Der Kaufmann wollte wissen, ob er Sicherheit oder eine gute Bürgschaft zu geben hätte. Der Kaufmann von Bagdad antwortete ihm:

„Die Räuber haben mir gar nichts gelaßen; aber du wirst mit meinem Bürgen zufrieden sein: das ist Gott selber, der dir für alles gut sagt, was du mir leihest.“

Der Kaufmann von Maßülipatan, durch diese Antwort gerührt, gab ihm die tausend Goldstücke auf seine bloße Verschreibung, in welcher allerdings mit beider Uebereinkunft erklärt wurde, daß Gott für diese Summe Bürge wäre.

Fünfhundert und vier und sechzigster Tag.

Der Kaufmann von Bagdad ging damit weg; und das geliehene Geld war so gesegnet, daß er am Ende des Jahrs sich in Ormus befand und fünftausend Zeckinen besaß. Er wäre gern hin gereiset, sich seiner Verpflichtung zu entledigen, denn die Zeit der Rückzahlung war beinahe abgelaufen; aber unglücklicherweise war es in der stürmischen Jahreszeit, und es war kein Fahrzeug da, welches sich jetzt aufs Meer hinaus wagen wollte. Diese Widerwärtigkeit ging ihm so zu Herzen, daß er aus Kummer darüber krank

ward. Endlich setzte er all sein Vertrauen auf Gott, nahm ein Stück Holz, höhlte es aus, und that die tausend Zeckinen hinein mit einem Briefe an den Kaufmann von Maßülipatan, dessen Schuldner er war. Er verpichte dieses Stück Holz sehr sorgfältig, und warf es in das Meer, mit den Worten:

„Mein Gott, du bist mein Bürge, geruhe, dieses Geld demjenigen zuzuführen, der es mir allein auf Treu und Glauben deines heiligen Namens geliehen hat!"

Von Stund' an gab die Beruhigung, seine Verpflichtung erfüllt zu haben, ihm seine Gesundheit wieder. Gott erhörte auch willig sein Gebet; und noch denselben Tag erblickte der Kaufmann von Maßülipatan, der in einem Boot an der Küste eine Spazierfahrt machte, ein Stück Holz, dessen Gestalt ihm auffiel. Einige seiner Sklaven wollten es auffangen, aber es entschlüpfte ihnen immer wieder; endlich griff er selber darnach, und fing es mit der größten Leichtigkeit auf. Er war höchst erstaunt, als er auf dem Peche die Zuschrift an ihn selber erblickte; er betrachtete das Holz sorgfältig, öffnete es, und fand darin das Geld und den Brief, welcher ihm keinen Zweifel mehr übrig ließ, und ihn mit Bewunderung der Allmacht und Güte Gottes erfüllte.

Als die stürmische Jahrszeit vorüber war, machte der Kaufmann von Bagdad, in Besorgnis, daß Gott

seine Bitte nicht erhört hätte, sich mit den geliehenen tausend Goldstücken auf den Weg, und kam so zu seinem Gläubiger. Dieser aber rief ihm schon von fern entgegen:

„Derjenige, der für dich gut gesagt hat, hat mich schon bezahlt; sieh deine Schuldverschreibung ist zerrissen; und du bist mir nichts mehr schuldig, sondern allein Gott. Erkenne alle Wohlthaten, welche er dir erwiesen hat, und bete ihn an und diene ihm unabläßig."

Beschluß
der
Geschichte Dschahia's und Meimuné's.

Dschahia, von dieser Geschichte durchdrungen, verdoppelte die Betheuerungen seiner Zuneigung für den Scheich und seiner Dankbarkeit gegen Gott.

„Nun genug davon,“ sagte der Scheich mit freundscher Miene zu ihm.

Hierauf ließ er eine große Menge königlicher Kleider bringen, und als man dieselben auf dem Sopha aufgehäuft hatte, sagte er zu Dschahia:

„Ich schenke dir alle diese Kleider; und alle meine Sklavinnen stehen zu deinen Diensten.“

Dieß letzte Erbieten machte den jungen Muselmann erröthen. Aber um seine Verlegenheit zu zerstreuen, füllte der Scheich ein Glas mit jenem himmlichen Weine, und Dschahia trank ihn, ohne fast zu wissen, was er that. Endlich, als der Scheich bemerkte, daß der Wein seinem Gast etwas zu Kopfe

stieg, hieß er alle seine Sklavinnen ihre Instrumente nehmen, auf welchen sie die zärtlichsten, für Liebeslieder bestimmten Weisen spielten. Dschahia wurde dadurch aufgeregt, er begann, die Augen etwas mehr aufzuschlagen und aller der Freuden zu genießen, welche ihm denen des Sultans vergleichbar dünkten. Indessen hatte er noch nicht genug getrunken, um ganz sorglos zu sein, er wagte nicht die schönen Sklavinnen zu betrachten, welche den Tisch umgaben. Der Scheich, der ihn stäts beobachtete, und leichtlich seine Gedanken errieth, machte ihm Vorwürfe über diese Zurückhaltung, und indem er ihm nochmals einschenkte, sagte er zu ihm:

„O mein Sohn, warum betrachtest du nicht diese Sklavinnen? Habe ich dir nicht gesagt, daß sie dir gehören? Wähle dir diejenige aus, welche dir am beßten gefällt, und ich gebe sie dir diese Nacht zur Beischläferinn."

Dschahia, der fürchtete, daß diese letzten Worte nur deshalb gesagt worden, um den Grund seines Herzens zu durchdringen, warf sich dem Scheich zu Füßen, und schwur ihm zu, daß er nicht fähig wäre, daß geringste Verlangen nach den seiner Hoheit angehörigen Frauen zu fühlen, und daß er zu gut die ihm schuldige Ehrfurcht kenne.

„Was soll ich dir mehr sagen, mein Sohn," antwortete ihm der Greis, „wähle, ich beschwöre dich

darum. Du begreifst wohl, daß alle meine Begierden erloschen, und daß folglich diese Sklavinnen mir unnütz sind. Mit Einem Wort, alles was ich mir von Gott erbitte, ist, daß er dir Kinder beschere, welche ich noch mehr lieben würde, als du selber.“

Fünfhundert und fünf und sechzigster Tag.

Dschahia gab allem diesem Zureden nach; er betrachtete die Sklavinnen, und wählte sich eine aus; aber um nichts von seiner Schuldigkeit zu vernachläßigen, warf er sich dem Scheich nochmals zu Füßen, und sagte zu ihm:

„Ich war nicht fähig, daß geringste Verlangen nach den Frauen deiner Hoheit zu fühlen: aber weil du es durchaus willst, so wähle ich diese hier neben mir.“

Der Scheich erwiederte ihm mit der vergnügtesten Miene von der Welt:

„Ich danke Gott, daß du so gut gewählt hast; ich sehe, daß du wohl zu unterscheiden weißt; du kannst sie als ein Geschenk Gottes und als ein Werk seiner Güte ansehen: jede andre Wahl würde mir nicht so viel Freude gemacht haben; denn sie ist eine Circassierinn. — Komm näher, Meimuné, komm her,“ sprach er zu ihr, indem er sie bei der Hand nahm;

und so übergab er sie Dschahia mit fünftausend Goldstücken, welche er in einem Becken herein bringen ließ; er fügte hinzu:

„Dafür, daß du mir diese Nacht Gesellschaft geleistet hast, mache ich dir alle diese Geschenke. Betrachte mich stäts als deinen Vater; verlaß mich nie mehr, und alle meine Wünsche sind erfüllt. Morgen will ich hingehen und den Kadi von Scutari bitten, her zu kommen, um dir in seiner Gegenwart, eine Schenkung aller meiner Güter auszustellen. Du kannst dir noch nicht vorstellen, wie unermeßlich dieselben sind: was mich betrifft, so begnüge ich mich, bei dir zu leben, und werde in meiner Abgeschiedenheit fortan nur mit dem Dienste Gottes beschäftigt sein."

Diese Worte ließen nicht mehr die geringste Besorgnis in Dschahia's Geiste zurück; er betrachtete nun alle diese Güter als eine Gabe der Güte Gottes, und sagte zu dem Scheich:

„Und wenn ich tausend Jahre zu deinem Dienste lebte, mein Herr und mein Vater, so würde das noch nicht genügen, deine Wohlthaten zu vergelten. Sei versichert, daß ich dir bis zum letzten Athemzuge vollkommen zugethan sein werde."

Sie wiederholten einander die Betheurungen und Schwüre der Freundschaft, und tranken dabei einen guten Theil der Nacht hindurch. Endlich, als Dschahia schläfrig ward, befahl der Scheich, über einem der

Sopha's einen gestickten Vorhang zu befestigen, Decken von Gold und Seide zu bringen, und ein Bette von Silberstoff auszubreiten. Als alle seine Befehle mit unglaublicher Sorgfalt vollzogen worden, sprach der Scheich zu Dschahia:

„Mein Sohn, du sollst dich jetzo mit deiner Gattinn zu Bette legen; eine der größten Freuden des Alters ist es, seine Kinder zu vermählen; ihr beide gehört mir an, und so habe ich diesen Augenblick das Vergnügen, euch zu vereinigen."

Dschahia weigerte sich nicht, bald hatte er sich mit Meimuné niedergelegt, und der Greis verließ das Gemach.

So bald er weit genug entfernt war, daß er sie nicht mehr hören konnte, sprach die schöne Sklavinn seufzend zu Dschahia:

„Junger Mann, du hast nicht mehr lange zu leben, sei auf deine Rettung bedacht."

Diese Worte kühlten Dschahias Blut wieder gänzlich ab; er zitterte an allen seinen Gliedern, und beschwur Meimuné, ihm dieses Räthsel zu lösen.

„Mir geht dein Schicksal zu Herzen," sagte sie zu ihm, „ich fühle Liebe für dich, und diese Liebe verdoppelt noch den Abscheu, den mir stäts die Gräuelthaten eingeflößt haben, welche hier begangen werden. — Versprichst du mir," fuhr sie fort, „mich mit dir hinweg zu führen, und mich nicht zu verlaßen, wenn

ich dich aus der Gefahr befreien kann, in welcher du schwebst?"

Dschahia versprach alles, was sie verlangte, und bestärkte seine Worte durch die heiligsten Schwüre; die schöne Sklavinn vertraute sich ihm gänzlich, und fuhr fort:

„Du wirst bald den Gipfel des Frevels und der Bosheit kennen lernen; beide sind in der Person dieses Greises vereinigt: wenn du aber dein Leben retten willst, so mußt du genau alles thun, was ich dir vorschreibe. Der Scheich wird bald zurück kommen, und so oft er dir auch ruft, so antworte doch nicht. Er wird mir befehlen, dich aufzuwecken, ich werde mich stellen, als gehorchte ich ihm: du sage aber immer noch nichts, bleib in dem Bette, und du wirst Zeuge von allem sein, was vorgeht."

Dschahia versprach ihr, willig ihre Befehle zu vollziehen und ihrem Rathe zu folgen.

Fünfhundert und sechs und sechzigster Tag.

Einige Zeit darnach kam der Scheich wieder herein, trat hinter einen der Vorhänge, und rief Dschahia, der ihm aber nicht antwortete. Er befahl nun Meimuné, ihn aufzuwecken; sie aber versicherte, all ihr Bemühen wäre vergeblich.

„Du hast die Stricke," sagte er nun zu ihr, „ihn auf dem Sopha neben dir festzubinden, bedenke, daß ich um so vorsichtiger zu Werke gehen muß, als ich, so zu sagen, der einzige Mann in meinem Hause bin. Ich habe gegenwärtig funfzehn Gefangene: was würde aus mir werden, wenn man diese in Freiheit setzte? Bewache ihn also sorgfältig, und vergiß nicht, daß mein Leben dabei auf dem Spiele steht." Mit diesen Worten trat er in sein Gemach zurück.

Dschahia fühlte unterdessen alle Wirkungen des Entsetzens; und als Meimuné kein Geräusch mehr im Hause hörte, sagte sie zu ihm:

„Steh jetzt auf, ich will dir zeigen, an welchen Ort dein Unglück dich geführt hat."

Er gehorchte, sie faßte ihn bei der Hand, und ließ ihn eine kleine Treppe hinab steigen; als sie unten waren, hieß sie ihn durch ein kleines Loch in der Mauer sehen. Da erblickte er ein sehr finsteres Gefängnis, und darin vierzehn Gefangene von verschiedenem Alter, alle mit Ketten um den Hals, an Händen und Füßen festgeschlossen. Der junge Mensch, der dem Scheich die Laterne vortrug, als Dschahia ihm begegnete, trat in diesem Augenblick in das Gefängnis. Die Gefangenen riefen bei seinem Anblick aus:

„Warum läßt man uns an diesem schrecklichen Orte verschmachten? Der Scheich hat uns betrogen,

als er uns fünf tausend Zeckinen und die Wahl einer von seinen Sklavinnen erbot; er hat uns alles genommen, was wir bei uns hatten, und uns in Ketten geworfen! — Bring' uns schleunigst um," fuhren sie fort; „der Tod wird wenigstens unsere Qualen endigen."

Der junge Mensch antwortete ihnen: „Ihr traget diese Ketten nur dafür, daß ihr Reue über eure Sünden und Liebe zum geistlichen Leben bezeugt, und gleichwohl von dem Weine getrunken habt, welchen der Scheich euch nur angeboten, um euch zu prüfen. Das ist noch nicht alles: er hat euch Frauen angeboten; und ihr wolltet dieselben misbrauchen. Um euch also für diese ungeheuern Frevel zu züchtigen, hat er euch in Ketten geworfen. Ich darf jede Nacht nur einen von euch daraus befreien: — seid ruhig," sprach er zu den Anderen, „die Reihe wird auch an euch kommen."

Damit nahm er den einen, und führte ihn hinaus.

Meimuné sagte hierauf zu Dschahia, welchen alles was er so eben gesehen hatte, in höchste Bestürzung versetzte:

„Der Scheich wird bald wieder in das Zimmer kommen, worin wir lagen, wir müßen schleunig dahin zurück kehren."

Dschahia ließ sich hinführen; sie legten sich wieder nieder; und einige Augenblicke darnach sah er wirklich den Scheich abermals eintreten: er war jetzt ent=

kleidet, und im Begriff zu Bette zu gehen. Da sprach er zu Meimuné mit furchtbarer Stimme:

„Jetzt ist es Zeit, denjenigen der bei dir liegt ins Gefängnis zu werfen."

Sie antwortete ihm, er könnte sich deshalb auf sie verlaßen, sie würde schon ihre Pflicht thun. Der Scheich rief nun dem jungen Menschen, der ihn bediente, und hieß ihn herein treten; was derselbe auch sogleich that: er hatte eine Schürze vor, und große Messer im Gürtel stecken. Er brachte den Gefangenen mit, welchen er aus dem Gefängnisse geholt, und nachdem er ihm aus Vorsicht einen Knebel in den Mund gesteckt, um ihn am Schreien zu verhindern, entkleidete er ihn, auf Befehl des Scheichs, bis auf den Gürtel; dann gab er ihm einen Messerschnitt, welcher den Leib vom Nabel bis zur Kehle aufschlitzte: er riß ihm das Herz heraus, welches er in zwei Stücke schnitt, und es seinem Herrn darbot; hierauf reinigte und fegte er den Ort, bevor er den Leichnam wegschleppte. Der Scheich nahm unterdessen das Herz des unglücklichen Muselmanns, trocknete es mit einem Schwamm ab, und verschlang es ganz und gar; darauf trank er ein großes Glas Wein, und sagte nochmals zu Meimuné:

„Binde den Dschahia recht fest, und gib Acht, so lieb dir dein Kopf ist, daß er dir nicht entwische."

Kaum hatte er diese Worte aus gesprochen, als er auf ein Sopha niedersank, und bald im tiefsten Schlafe lag.

Fünfhundert und sieben und sechzigster Tag.

Als Dschahia sah, daß der Scheich unfähig war, etwas zu vernehmen, warf er sich Meimuné zu Füßen und beschwur sie, zu vollenden, was sie so gut begonnen hatte, und ihm das Leben zu retten, und zur Freiheit zu verhelfen. Meimuné, die ihn prüfen wollte, antwortete ihm:

„Ich habe versprochen, dich zu befreien, aber ich möchte doch nicht gern der ganzen Wuth und dem Grimme des Scheichs ausgesetzt bleiben: die Höhe der Mauern und die Einrichtung des Hauses machen meine Flucht fast unmöglich.“

„Ich verlange meine Freiheit nicht ohne dich,“ erwiederte Dschahia mit Innigkeit; „und ich will lieber sterben, als mich von dir trennen.“

„Weil du mir so liebevolle und edelmüthige Gesinnungen bezeugst,“ erwiederte ihm die schöne Sklavinn, „so verspreche ich auch, dich nie zu verlaßen, und dich zu befreien, oder mit dir zu sterben.“

Diese zärtliche Betheurung belebte Dschahia's Hoffnung wieder. Meimuné kleidete sich eilig an,

während er seinerseits dasselbe that; hierauf nahm sie ihn bei der Hand, und führte ihn in ein andres Zimmer; hier öffnete sie ein Fenster, und sagte zu ihm:

„Die Zweige dieses hohen Granatenbaums werden uns behülflich sein, in den Garten hinab zu steigen. Ich gehe hin, den Schlüssel einer kleinen Thüre zu holen, welche sich in der Gartenmauer befindet; bleib so lange hier, ich werde dich so wenig als möglich warten laßen, darüber kannst du dich auf meine Liebe zu dir verlaßen."

Als Dschahia allein war, versank er in einen Meer von Gedanken. Die Furcht, was alles geschehen könnte, wenn es Meimuné nicht gelänge; seine herzliche Zuneigung für sie, und das entsetzliche Schauspiel, von welchem er eben Zeuge gewesen war, bestürmten ihn wechselsweise. Aber was ihm am meisten Leid that, war, daß er keine Waffen hatte, um sich im Nothfalle zu vertheidigen.

Endlich erschien die schöne Sklavinn wieder mit zwei großen Bündeln; sie gab ihm die Hand und half ihm durch das Fenster hinab steigen; dann reichte sie ihm die beiden Bündel zu, und bat ihn, sie noch eine Weile am Fuße des Baums zu erwarten. Es währte nicht lange, so hörte er wieder Geräusch, und sah den Baum sich bewegen; zugleich beruhigte ihn die Stimme der zärtlichen Meimuné, welche ihm zuflüsterte:

„Jetzo laß uns fliehen, mein geliebter Dschahia, wir haben keine Zeit mehr zu verlieren.“

Sie öffneten die kleine Gartenthüre, und kamen glücklich hinaus; Dschahia mit den beiden Bündeln und Meimuné mit einer kleinen Schachtel beladen.

Sie erreichten ohne Hindernis das Haus Muhammeds, der seine Freunde noch nicht verlaßen hatte; sie klopften an die Thüre, eine alte Sklavinn öffnete, und sie traten nun in das Gastzimmer, wo Dschahia Gott dankte, daß er ihn aus einer so großen Gefahr befreiet hatte. Er überließ sich ganz dem Entzücken seiner Freude, und bezeugte Meimuné seine herzlichste Erkenntlichkeit. Aber das schöne Mädchen war traurig und seufzte unaufhörlich.

„Was fehlt dir denn?“ fragte er sie, „du Seele meiner Gedanken; was bleibt uns noch übrig zu wünschen? sind wir nicht außer aller Gefahr?“

„O mein geliebter Dschahia,“ antwortete sie ihm, „ich hielt dich für einsichtiger: kannst du so ruhig bleiben, nur drei Schritte von einem Menschen, als der Scheich ist? Bedenke doch, daß er bei unermeßlichen Reichthümern auch ein so großes Ansehen besitzt, welches der Ruf seiner Heiligkeit ihm verschafft; er wird eins wie das andre anwenden, um uns wieder zu finden, und dann sind wir ohne Rettung verloren. In diesem Augenblicke schläft er: aber wenn er bei seinem Erwachen uns vermißt, so wird er hingehen und dich

beim Kadi von Scutari anklagen, daß du Wein geholt hast; und diese einzige Anklage reicht hin, dich verhaften zu laßen. Und mich wird er, als seine Sklavinn in Anspruch nehmen. Mit Einem Worte, wir haben alles zu fürchten, was seine grausame Einbildungskraft in der Wuth, in der Verzweiflung und in der Gefahr, welcher unsre Flucht ihn aussetzt, zu ersinnen vermag. Laß uns also dem Bereiche seiner Wuth entfliehen und nach Konstantinopel übersetzen, bevor der Tag anbricht; es bleibt uns nichts anderes übrig."

Fünfhundert und acht und sechzigster Tag.

Während dieses vorging, kam Muhammed heim, und seine erste Sorge war, die alte Sklavinn nach seinem Freunde Dschahia zu fragen. Sie antwortete ihm, er wäre in dem Gastzimmer. Muhammed wollte nun nicht seine Ruhe stören, und ging selber schlafen.

Meimuné fuhr unterdessen fort, in Dschahia zu dringen, nach Konstantinopel über zu fahren. Er aber antwortete ihr:

„Wenn es von mir abhinge, du strahlender Mond der Nacht, so würde ich augenblicklich mit dir über das Meer setzen, ja würde ich noch ganz andere Dinge thun, bloß um dir zu genügen. Aber die Sache ist unthunlich; alle Boote sind aufs Land gezogen; alle

Stadtthore sind verschlossen; noch mehr, weißt du nicht, daß der Bostandschi-Baschi,*) der die Nachtwache hält, wenn er ein Boot auf dem Meere sieht, bevor der Tag angebrochen ist, es ohne weitere Untersuchung in den Grund bohren läßt? Warte also noch einige Augenblicke; ruhe dich aus; der Tag kann nicht mehr fern sein; und sei versichert, daß ich nicht ruhig sein kann, so lange ich dich in Unruhe weiß."

Diese Worte bewogen Meimuné, sich ein wenig in Geduld zu fassen; und Dschahia benutzte diese Zeit, sie zu fragen, was den Scheich antriebe, so die Herzen derjenigen zu fressen, welche er umbrächte.

„Während der drei Jahre, welche ich bei ihm verlebt habe," antwortete sie, „habe ich ihn täglich genau dasselbe thun sehen; die großen Reichthümer, welche er besitzt, bestehen aus allem, was er denen raubt, welche er in sein Haus lockt; und was ihn antreibt, die Unmenschlichkeit an ihnen zu verüben, von welcher deine Augen Zeuge gewesen sind, ist eine Krankheit, an welcher er früher litt, und welche ihm durchaus alle Ruhe raubte: das Herz eines Menschen vermag allein die Unruhe seines Geistes zu stillen."

Indem Meimuné so die Neugierde Dschahia's befriedigte, war sie doch aufmerksam genug, den ersten

*) Anführer der zur Leibwache des Sultans gehörigen Bostandschi.

Hahnenschrei zu hören. Sogleich stand sie auf, nahm ihr Kästchen, und machte sich fertig, weg zu gehen; und Dschahia war genöthigt, die beiden Bündel zu nehmen und ihr zu folgen.

Sie verließen Muhammeds Haus, ohne ihm etwas sagen zu laßen, und erreichten bald das Gestade. Da sie aber keine Barke antrafen, so waren sie genöthigt, einige Zeit am Ufer auf und nieder zu wandeln. Endlich erblickten sie das Licht eines Mannes, der fischte: Dschahia beschwur ihn mit flehender Stimme, ans Land zu kommen. Der Fischer erstaunt, zu einer Stunde, wo sonst niemand vorüber ging, reden zu hören, wurde von Furcht ergriffen, und zweifelte nicht, daß es ein Geist wäre, der zu ihm spräche. Alsbald fing er an zu beten; aber Dschahia, den Meimuné's Sehnsucht sich einzuschiffen, beredt machte, sprach so dringend und verhieß ihm besonders alles, was er nur fordern würde, daß der alte Fischer beide in sein Boot aufnahm. Meimuné nahm sogleich eine Zeckine aus ihrem Kästchen und gab sie ihm. Sie sagten ihm, er möchte so thun, als wenn er fortführe zu fischen, sich aber dabei stäts Konstantinopel zu nähern; wo sie denn auch in demselben Augenblick anlangten, als man zum Morgengebete rief.

Dschahia, nunmehr völlig beruhigt und zufrieden, ging nach seiner Wohnung, und fand seine Mutter schon aufgestanden; sie öffnete die Thüre, höchst erfreuet

ihren Sohn wiederzusehen, und zwar in Gesellschaft einer Frau; denn er pflegte sonst nur einen oder den andern von seinen jungen Freunden mit zu bringen. Sie ruhten einen Theil des Tages aus, aßen dann, was Dschahia's gute Mutter ihnen zugerichtet hatte, und untersuchten den Inhalt der beiden Bündel und des Kästchens. In jenen befanden sich Meimuné's Kleider; sie waren prächtig; und dieses enthielt alles Geld, was sie im Dienste des Scheichs, dessen Hasinadar *) sie gewesen, sich gesammelt hatte.

Aber Dschahia, mehr von ihrer Schönheit, als von all diesem Glanze geblendet, bezeugte ihr in dem Entzücken seiner Liebe, die Ungeduld seines Herzens, und sein Verlangen, sich nie mehr von ihr zu trennen, sondern sie zu heirathen. Darauf erwiederte sie mit Zärtlichkeit:

„Du bist nicht bedächtig, mein theurer Dschahia, und die Vernunft hat wenig Herrschaft über dich. Wir sind vor der Gefahr noch keinesweges geborgen, und du willst mich heirathen? So lange der Scheich, der grausamste und gefährlichste aller Menschen, noch einen Hauch des Lebens hat, werde ich nicht in dein Verlangen willigen."

*) Schatzmeisterinn.

Fünfhundert und neun und sechzigster Tag.

Dschahia, der die herzliche Liebe für sie fühlte, wurde von ihrer Weigerung mit Schmerz durchdrungen, und sagte zu ihr:

„So soll ich denn mein lebelang unglücklich sein, meine geliebte Meimuné! denn am Ende vermag Gott allein die Welt von einem solchen Ungeheuer zu befreien, dessen Gewalt mich mit Grauen erfüllt. Indessen dünkt es mir unmöglich, daß er uns in dem abgelegenen Stadtviertel, welches wir bewohnen, entdecken könne. Warum willst du also meinem Glücke ein unerreichbares Ziel setzen? Könnte ich es nicht auch unternehmen, uns zu rächen? Rede nur; um dich zu beruhigen, bin ich fähig zu allem."

Meimuné nahm hierauf das Wort und erwiederte ihm:

„Und wenn wir im Mittelpunkte der Erde wären, würde der Scheich uns auffinden, um uns seiner Wuth zu opfern; bedenke doch, wie schrecklich die Rache eines entlarvten Heuchlers sein muß. Ich für mein Theil bekenne dir, daß ich nimmer einen Augenblick Ruhe haben werde, so lange ich dich einer so großen Gefahr ausgesetzt sehe. Indessen, wenn du mir folgen willst, so können wir uns in dieser peinlichen Besorgnis doch vielleicht noch trösten, ohne andre Unruhe zu empfinden, als die, welche die Liebe uns etwa erregt."

„Blicke nie mehr auf mich, du Sonne meiner Gedanken," erwiederte Dschahia mit Entzücken, „wenn ich nicht genau alles thue, was du mir befiehlst."

„Diese Antwort beruhigt mich," fuhr Meimuné fort; „man muß Mittel finden, deinem Freund Muhammed Botschaft zu senden und ihn einzuladen, uns zu besuchen."

Dschahia erbot sich, selber hin zu gehen und ihn zu holen: aber seine Geliebte stellte ihm vor, welche nutzlose Verwegenheit seine unzeitige Herzhaftigkeit in ihrer Lage wäre:

„Du erinnerst," fügte sie hinzu, „an jene Verse des Persischen Dichters Dschelaledin Rumi, welche sagen: ein Kameel stieg auf einen Minaretthurm, und rief aus: „ich habe mich hier verborgen, entdecket nicht den Ort meines Versteckes!"

Und um ihn vollends diesen Gedanken aus dem Kopfe zu vertreiben, erinnerte sie ihn daran, daß er geschworen hätte, alles zu thun, was sie ihm geböte. Augenblicklich schrieb er nun an seinen Freund, der denn auch bald ankam.

Meimuné, mit ihrem Schleier bedeckt, ließ ihn auf ein Sopha Platz nehmen, und erzählte ihm die Gefahr, in welcher sein Freund geschwebt hatte. Er rief alle Augenblicke aus:

„Heiliger Prophet! kann es Gott zulaßen, daß solche Scheusale ans Sonnenlicht hervorgehen dürfen!

Aber als sie am Schlusse der Erzählung den Scheich Ebulkiar nannte und ihn als den Urheber solcher Gräuel anklagte, da konnte er sich durchaus nicht davon überzeugen.

„Wie ist's möglich, daß ein Mann, der seine fünf Gebete verrichtet; der den Armen spendet; der die Beobachtung des Gesetzes predigt, mehr noch durch sein lebendiges Beispiel, als durch seine unablässigen Auslegungen des Korans; kurz, der als einer der größten Lieblinge unsers heiligen Propheten erscheint, — so große Frevel verüben könne?"

„Ich weiß nicht," erwiederte Dschahia, „ob dieser Greis ein Scheich ist, und ob der, welchen du meinst, derselbe ist, von welchem Meimuné spricht; denn ich habe ihn nur einmal gesehen."

„Wie kann man daran zweifeln?" versetzte Meimuné mit einer Art von Ungeduld. „Ich bin seit drei Jahren seine Sklavinn, und jeden Tag sind meine Augen Zeugen neuer Grausamkeit gewesen."

„Sicherlich," unterbrach sie Muhammed, „hat ein abtrünniger Geist dir die Augen verblendet, um den Ruf des heiligsten Mannes unserer Tage zu beflecken."

„Sei er nun Scheich oder nicht," sagte hierauf die zärtliche Meimuné mit Entrüstung, „genug, es gibt einen solchen Menschen, der dergleichen Gräuel verübt, und der das Leben deines Freundes in Gefahr

setzt. Wie kannst du noch einen Augenblick anstehen? Die Sache Gottes und die Stimme der Freundschaft, sind sie nicht im Stande dich zu rühren?"

„Ich will es untersuchen," antwortete ihr Muhammed, „ich will das Betragen des Scheichs beobachten: aber ohne völlig überzeugt zu sein, werde ich meine Hände nicht in das Blut des Freundes Gottes tauchen."

Als Meimuné sah, daß nicht mehr zu erlangen war, und die Freundschaft nicht die Eindrücke der Heuchelei in Muhammeds Herzen zu besiegen vermochte, sagte sie zu ihm:

„So versprich uns mindestens und schwöre es uns auf dem heiligen Koran, unser Geheimnis zu bewahren." Dabei rief sie aus:

„Wer Dschahia am meisten liebt, an dem ist es, ihn zu befreien!"

Muhammed leistete den Eid, und kehrte heim nach Scutari.

Fünfhundert und siebzigster.

Am folgenden Morgen ging Meimuné in ihrem Mantel nach dem Basar in dem Schneider-Viertel; sie suchte sich einen vollständigen Anzug eines Ikoglans aus, erhandelte ihn, und verbarg ihn, nebst mehreren anderen Einkäufen, unter ihrem Mantel.

Während der zwei bis drei nächsten Tage war ihr Herz beklommen, ihr Geist unruhig; sie antwortete sogar auf Dschahia's Liebkosungen mit Rührung, und ihr Trübsinn, der stäts ihre Weigerungen begleitete, setzte ihren Geliebten in Verzweiflung. Endlich, als sie glaubte, daß es Zeit wäre, ging sie zwischen dem ersten und zweiten Gebete aus. Dschahia, der sie nicht wieder kommen sah, obschon die Nacht heran nahte, gerieth in die größte Unruhe. Seine Mutter, gerührt von dem Zustande, worin sie ihn sah, fragte ihn:

„Was fehlt dir denn, mein Sohn?"

„Ach, meine Mutter," antwortete ihr Dschahia, „Meimuné kömmt nicht wieder!"

„Es ziemt sich zwar nicht für eine Frau, einem Manne Lehren zu geben," erwiederte sie: „aber wenn du dieß liebenswürdige Mädchen verloren, so hast du es sicherlich wohl verdient. Die Frauen wollen nicht mit so viel Sanftmuth behandelt sein; sie misbrauchen stäts die Nachsicht, welche man mit ihnen hat, und besonders die Freiheit, welche man ihnen läßt. Ich müßte mich sehr irren," fuhr sie fort, „oder du wirst Meimuné nie wiedersehen."

„Ach, meine Mutter," unterbrach sie Dschahia, „sie gleicht nicht den anderen Frauen: ihr Herz ist reiner, als der Morgenthau."

„Ich will es wünschen," antwortete ihm die Mutter: „aber du liebtest sie; sie versicherte dich der-

selben Gefühle; nichts that euch hier Zwang an: was konnte sie nun hindern, dir davon Beweise zu geben, oder dich zu heirathen, wie du sie so oft dringend gebeten hast? Warum ward ihre Miene immer ernsthafter und nachdenklicher? Warum hat sie so geheimnisvoll eine Mannskleidung, einen Kandschar, *) und andere Sachen her gebracht, welche ich unter dem Sopha gefunden habe, und die nun verschwunden sind? Sei versichert, mein Sohn, sie hat zu viel Verstand, um etwas ohne Absicht zu thun."

„Ach, meine Mutter," unterbrach sie Dschahia wiederum, „ich bin verloren, ich zittere! Meimuné wollte ohne Zweifel...."

Er wagte nicht mehr zu sagen, aus Furcht, sein Geheimnis zu entdecken. Aber ungeachtet seiner Unruhe und Bestürzung, küßte er seiner Mutter die Hand, nahm seinen Säbel und ging weg.

Einen Augenblick später hätte er kein Boot mehr gefunden, nach Scutari über zu setzen. Jetzo kam er noch mit sinkendem Tage dort an. Er setzte sich am Ufer des Meeres nieder, und ohne auf etwas anderes zu hören, als auf seine Liebe, ohne einen so von Vorurtheilen eingenommenen Freund, wie Muhammed, um die geringste Hülfe anzusprechen, beschloß er, den Scheich auf seinem Wege zu erwarten und ihn trotz

*) Langen Dolch.

der beiden Sklaven, welche ihn gewöhnlich begleiteten, anzugreifen. Der Kummer, die Unruhe, die Angst, welche dieser Unmensch seiner theuren Meimuné erregt, dadurch sein Glück verzögert, und das Leben der Geliebten unaufhörlich in Gefahr gesetzt hatte, waren hinreichend, ihn zu diesem Entschlusse zu bestimmen. Aber sein Vertrauen auf Gott und das Gebet, welches er jetzt an ihn richtete, benahmen ihm allen Zweifelmuth und stellten ihm das Opfer eines solchen Ungeheuers von Grausamkeit, als die dem heiligen Propheten wohlgefälligste Handlung dar.

Diese Gedanken beschäftigten ihn bis zur Stunde des letzten Gebets. Als diese gekommen, ging er in die Straße, wo er damals dem Scheich begegnet war. Er traf ihn auch wieder an, aber schon voraus auf dem Heimwege, mit einem Menschen; ohne Zweifel ein neues Opfer, welches zur Schlachtbank geschleppt wurde, und von stattlicher Größe zu sein schien. Dschahia verwunderte sich über die große Eilfertigkeit des Scheichs, und wagte nicht, ihm nachzulaufen, um so weniger als er in den Straßen und in den benachbarten Häusern noch reden und gehen hörte. Indessen folgte er ihm auf gut Glück, und holte den hinten gehenden Sklaven auf einem Todtenacker ein, über welchen der Weg führte. Er benutzte einen Umweg und versetzte dem Sklaven unversehens einen so gewal-

tigen Säbelstreich, daß ihm der Kopf vom Rumpfe flog, ohne daß er ein einziges Wort von sich gab. In demselben Augenblick nahm er den Talpasch *) des Sklaven, warf seinen Turban weg, und kam so zu dem Scheich, in demselben Augenblick, als dieser, wie gewöhnlich gesagt hatte: „Oeffne, ich bin's!"

Man öffnete die Thüre, und Dschahia folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen, und ohne erkannt zu werden. Er benutzte die Dunkelheit durch den Vorsaal zu gehen und sich in einem Winkel des Hofes zu verbergen; fest entschlossen, alles zu wagen, und über den Scheich her zu fallen, nachdem er einzeln seine Sklaven abgethan hätte. Er hörte die Zurüstungen zum Nachtessen, er beobachtete jeden Fortschritt desselben; er sah die Geschenke hinein tragen; er unterschied die Stimmen und die Instrumente der Sklavinnen; und weil er den Schlaf des Scheichs für den günstigsten Augenblick hielt, so erwartete er mit der lebhaftesten Ungeduld die Entwickelung dieses Abenteuers. Endlich ließ man den Fremdling mit der Sklavinn, welche er sich erwählt hatte, zu Bette gehen, und kurze Zeit darnach hörte er das durchdringende Geschrei einer Frau, die um Hülfe rief. Er vernahm hierauf die Stimme des Scheichs, der seinem Sklaven rief und ihm befahl, seine Waffen zu bringen. Mitten in diesem Lärmen

---

*) Mit Leder gefütterte Mütze.

glaubte er die Stimme seiner geliebten Meimuné zu erkennen: da konnte ihn nichts mehr zurückhalten; er stieg die kleine Treppe hinauf, welche ihn vormals zu dem Gefängnisse geführt hatte; er rannte mit solcher Gewalt gegen die Zimmerthür, daß er sie einstieß, und erschien so in demselben Augenblicke vor dem Scheich, als dieser auf einen Menschen im Bette los stürzte, um ihm einen Dolch zu entreissen, womit er bewaffnet war, während eine Frau in demselben Bette in ihrem Blute zu schwimmen schien.

„Du bist des Todes, Unselige!" schrie der Scheich, „und ich will nun der süßen Lust der Rache genießen."

„Die Liebe und die Gerechtigkeit, die mich her geführt haben, verdienten glücklicher zu sein," erwiederte hierauf Meimuné mit ihrer natürlichen Stimme; „ich habe meine Pflicht gethan, du magst nun die deinige thun."

Fünfhundert und ein und siebzigster Tag.

Dschahia ließ ihm aber nicht die Zeit dazu; mit all' dem Ungestüm, welchen die Liebe in der Todesnoth der Geliebten verleiht, stürzte er mit dem Säbel in der Faust herbei, ergriff den Scheich bei dem Barte und durchbohrte ihn mit mehreren Stichen, in demselben Augenblick, als sein Lieblingssklave ihm, seiner

gräulichen Gewohnheit nach, einen Gefangenen zum Schlachtopfer vorführte; Dschahia stürzte zugleich über jenen her, und bestrafte ihn ebenfalls für alle seine Verbrechen, trotz der Messer, womit er bewaffnet war.

Hierauf warf er sich seiner Meimuné zu Füßen, welche er mit Mühe wieder erkannte; so hatte die Farbe, womit sie sich bestrichen, ihr Antlitz entstellt. Indem er sie in diesem Zustande, und hier in dem Hause des Scheichs wiederfand, gab sich deutlich alles kund, was sie Liebevolles und Edelmüthiges unternommen hatte. Wirklich war es Meimuné selber, welche sich in Mannestracht dem Scheich in den Weg gestellt und die er zum Nachtessen mit sich heim geführt hatte. Dschahia wollte ihr seine Dankbarkeit und seine Liebe ausdrücken, Meimuné aber sagte zu ihm:

„Es ist noch nicht Zeit, uns der Freude zu überlaßen; was würde unser Schicksal sein, wenn man uns an diesem Orte des Entsetzens fände! Wenn der Kadi uns hier beträfe, wie wollten wir ihn von unserer Unschuld überführen? — Ich habe diese Unglückliche getödtet," fügte sie hinzu, „weil sie mich nicht vor der mörderischen Absicht des Scheichs gewarnt hat, und weil ihr Tod nothwendig war, um dein und mein Leben zu sichern."

Dschahia zerschnitt nun die Stricke, welche den unglücklichen Gefangenen fesselten, der, schon ergeben in das traurige Loos, das ihn erwartete, jetzo hundert-

mal die Knie seines Befreiers umarmte. Sie stiegen dann zusammen in das Gefängnis hinab, um auch die übrigen Muselmänner, welche der Scheich für seine Gräuelmahlzeiten bestimmt hatte, in Freiheit zu setzen.

Indem Meimuné ihre Kleider wieder anlegte, zeigte es sich, daß die Korksohlen, welche sie in ihre Halbstiefeln gelegt, ihr einen so hohen Wuchs gaben; die veränderte Tracht, die Anfärbung des Gesichts, und die sorgfältige Verstellung ihrer Stimme, überzeugten Dschahia genugsam, wie leicht es ihr geworden, den Scheich selber zu täuschen.

Meimuné ließ nun alle Gefangene vor sich kommen, und sagte ihnen, sie sollten damit anfangen, alles wieder zu nehmen, was ihnen gehörte, und dessen der Scheich sich bemächtigt hatte. Sie gab allen seinen Sklavinnen die Freiheit. Alsdann machte sie mehrere Bündel von Silberzeug, Kleinoden und Edelsteinen. Aber das Haus war so voll von Reichthümern, daß, nachdem sie und Dschahia so viel genommen als sie nur fortbringen konnten, nachdem sie den Sklavinnen und Gefangenen alles preis gegeben, was sie nehmen wollten, sie dennoch eine ungeheure Menge Sachen von sehr hohem Werthe darin zurückließen.

Meimuné ließ den Leichnam des Scheichs und der beiden Sklaven in denselben Brunnen werfen, dessen er sich zur Todtengruft der guten und gläubigen Mu-

selmänner bedient hatte, die täglich und seit so langer Zeit, auf seinen Befehl, geschlachtet wurden.

Ueber diese Verrichtungen kam der Tag heran. Jetzo verließen Alle diesen Ort des Gräuels und des Entsetzens; sie verschlossen die Thüre, und trennten sich. Dschahia wollte nicht seinen Freund Muhammed besuchen; es würde diesem nur zum Vorwurfe gereicht haben, daß er in der Freundschaft so schwach und so eingenommen für den Heuchler gewesen.

Die zärtlichen beiden Geliebten kamen ohne Unfall wieder nach Konstantinopel. Dschahia beschwur nun Meimuné von neuen, sein Glück zu machen, und sich ihm auf immer zu schenken. Sie antwortete ihm:

„Ich willige nunmehr von ganzem Herzen darein, mein theurer Dschahia; wir wollen ein Gastmahl geben, zu welchem wir den Imam einladen, und uns nach der Vorschrift des großen Propheten vermählen."

Die Hochzeit wurde den nächsten Freitag auf eine den bisherigen Umständen Dschahia's angemessene Weise gefeiert. Denn er wollte sein Handwerk nicht aufgeben; aber er legte das Geld, welches Meimuné ihm zugebracht, und was er selber aus dem Hause des Scheichs mitgenommen hatte, sehr vortheilhaft in seinem Gewerbe an. So führten sie, im Wohlstande, und ohne sich über ihren anfänglichen Stand erheben zu wollen, ein vergnügtes Leben, und lebten glücklich."

Kaum hatte Moradbak ihre Erzählung geendigt, als der König, der allmählich mehr von ihrer Schönheit und ihrem ganzen Wesen, als von ihren Geschichten gerührt wurde, und dem es mehr Vergnügen machte, sie zu sehen, als zu hören, zu ihr sagte, er fühle allmählich Ruhe in seiner Seele sich verbreiten; „aber ich verdanke es ohne Zweifel nicht deinen Geschichten," fügte er verbindlich hinzu, „daß ich der Ruhe mich zu erfreuen beginne; denn die Geschichte, welche du mir eben erzählt hast, hat mich mit Unwillen durchdrungen. Ich will nimmer Scheiche in meinen Staaten dulden, oder wenigstens doch jeden, welchen man nachts auf der Straße betrifft, auf ein Jahr ins Gefängnis werfen laßen. Aber welchen Geschmack fand dieser unselige Dschaûr daran, Menschenherzen zu fressen! Ich verlange, daß du, um alle die schwarzen Bilder zu zerstreuen, welche diese Erzählung mir erregt, und welche deine Gegenwart allein erheitert hat, mir morgen eine minder schreckliche Geschichte erzählest, als manche von denen sind, welche du mir bisher erzählt hast, und vor allen diese letzte."

„Ich werde morgen die Ehre haben, dir die Geschichte von dem Korbe zu erzählen," antwortete Moradbak, indem sie sich entfernte.

„Gut denn, von dem Korbe," erwiederte ihr Hüddschadsch. Und am nächsten Abend begann sie folgende Geschichte:

Geschichte
von dem Korbe.

„Die Geschichte alter Zeiten erzählt uns von einem musterhaften jungen Könige, namens Kemßerai, der sich durch gute Eigenschaften aller Art empfahl, und sich nur mit dem Glücke seiner Unterthanen beschäftigte. Da Gerechtigkeit die einzige Richtschnur seiner Handlungen war, so hatten die Armen noch mehr Zutritt bei ihm, als die Reichen. Die Kenntnis der Vergangenheit, welche gemeinlich die großen Fürsten bildet, war der hauptsächliche Gegenstand seiner Wißbegierde. So hatte er, in der Absicht, daß kein wichtiges Ereignis, das in den Reichen Asiens vorginge, ihm unbekannt bliebe, eine Karavanserei bauen laßen, welche man mit Recht als einen prächtigen Palast betrachten konnte. Dort nahm dieser liebenswürdige Fürst die

Fremden gastlich auf; er ließ sie von seiner eigenen Tafel bewirthen; da waren Sklaven beiden Geschlechts, bloß dazu bestimmt, ihren Wünschen und Bedürfnissen zuvor zu kommen. Die Fremden strömten demnach von allen Seiten nach seiner Hauptstadt, wo nichts anderes von ihnen verlangt wurde, als den König von ihren eigenen Abenteuern, oder von anderen, welche ihnen bekannt waren, zu unterhalten.

Auf solche Weise spann der König goldene Tage und herrschte glückselig in einer Welt, worin jedoch alles vergänglich ist. Das Glück ward endlich müde, ihn mit seiner Gunst zu überhäufen, und wandte ihm den Rücken.

Zugleich verließ ihn auch seine Seelenruhe, und die Zufriedenheit, welche das Bewußtsein seiner guten Handlungen über sein ganzes Wesen ausgoß; kurz, dieser liebenswürdige Frohsinn, ohne welchen man ihn sonst niemals sah. Eine innere Unruhe, welche nichts beschwichtigen konnte, ein tiefer Trübsinn, eine stäte Abwesenheit des Geistes nahmen die Stelle der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit ein; seine Augen verloren ihren Glanz; Blässe überzog sein Antlitz; bald glich er einer schönen Rose, welche am Morgen noch die Zierde eines Gartens ausmacht, aber in der Glut des Tages hinwelkt, und fast im Augenblick des schönsten Lebens erstirbt.

Diese Störung seiner Gesundheit des Leibes, wie des Geistes, überzeugte zuletzt alle seine Hofleute, daß sie, ungeachtet seiner großen Jugend, bald das Unglück haben würden, auf seinem Grabe zu weinen, als er unversehens den Augen seiner Unterthanen entschwand, und niemand wußte, wo er hin gekommen war. Die Großen des Reichs vernachläßigten nichts, sich über sein Schicksal aufzuklären: als sie aber sahen, daß all ihre Mühe vergeblich war, so entschlossen sie sich, einen Reichstag einzusetzen, welcher während seiner Abwesenheit regierte.

Diese dauerte schon zwölf Monde, als er plötzlich wieder erschien, da man sich dessen am wenigsten versah. Er war schwarz gekleidet, und in tiefe Traurigkeit versunken; nichts konnte ihn erheitern; kurz, seine Unempfindlichkeit hatte nimmer ihresgleichen.

Fünfhundert und zwei und siebzigster Tag.

Die Großen des Reichs und seine Vesyre kamen, seine Befehle zu empfangen; aber er wollte ihnen durchaus keine ertheilen. Seine Gleichgültigkeit war so groß, daß er die ungemeine Anhänglichkeit, von welcher seine Unterthanen ihm so viele Beweise gaben, gar nicht erkannte. Indessen war er von allen so geliebt, daß der Reichsrath keinen andern König erwäh-

len wollte, sondern beschloß, zehn Jahre zu warten, ob der Fürst seinen Geist, sein liebenswürdiges Gemüth, kurz, alle die Eigenschaften wieder finden würde, welche bewirkten, daß er angebetet wurde. Aber wie inständig man ihn auch bat, ihn zu bewegen, wenigstens in seiner Hauptstadt zu bleiben, dennoch konnte man seinen Vorsatz nicht wankend machen, dieselbe zu verlaßen. Und als er sah, daß man seine Thronentsagung durchaus nicht annehmen wollte, da bezog er ein kleines Haus auf einem einsamen Berge, wo er seine Tage beschließen wollte, ohne alle andre Gesellschaft, als eine seiner Schwestern namens Sahidé. Diese Prinzessinn liebte ihn von Kindheit an aufs zärtlichste; ihre Schönheit, ihre Jugend, und ihr Verstand waren preiswürdig, und noch mehr ihre Frömmigkeit und Verehrung für den heiligen Koran, welchen sie von Anfang bis zu Ende auswendig wußte.

Niemand kannte die Ursache der Betrübnis des Königs; er hatte hartnäckig allen denjenigen, die in seiner Nähe waren und ihn befragen durften, Aufklärung darüber verweigert. Nachdem er nun einige Zeit in seiner Einsamkeit gelebt hatte, ward er gefährlich krank, ohne sich von jemand anders bedienen und pflegen zu laßen, als von seiner theuren Sahidé, welche ihre Gebete für die Genesung eines einzig geliebten Bruders verdoppelte. Ihre Liebe verblendete sie nicht über die Fruchtlosigkeit aller ihrer Heilmittel; und da

sie den unseligen Augenblick, der ihm die Augen schließen sollte, heran nahen sah, so trat sie an sein Bette, und beschwur ihn bei all seiner Liebe für sie, ihr die Ursache seiner Traurigkeit zu entdecken:

„Geliebter Bruder,“ sprach sie zu ihm, „warum willst du, erliegend unter der Last des Unglücks, mir nicht die Ursache deiner Schmerzen mittheilen? Diese Schmerzen, welche du empfindest, fühlt mein Herz hundertfältig; würdige mich einiges Vertrauens; vielleicht finde ich irgend eine Erleichterung deiner Leiden. Wer weiß, ob nicht sogar der Große Prophet, gerührt von meinem Schmerze, mir ein Heilmittel für dich eingibt?“

Der König antwortete ihr, indem er einen tiefen Seufzer ausstieß:

„Meine Geschichte ist länger, als die des Feredbaad, *) und trauriger, als die des Wamakweasra. **)

Dennoch will ich deiner zärtlichen Sorgfalt für mich, und der Liebe, welche du mir stäts bewiesen hast, deine Bitte gewähren. Du sollst also den Grund meiner Leiden erfahren; du sollst vernehmen, wie ich

*) Trost in Trübsal; so heißt ein Arabisches Buch von Ali und Hassan benannt Tenuki, von dem Arabischen Stamme Tenuk.

**) So heißt ein Roman in Persischen Versen, enthaltend die Liebesgeschichte Wamaks und Asra's, eines berühmten Liebespaares vor Einführung des Muhamedanismus.

in einem Augenblick vom Gipfel der Freude in tiefe Traurigkeit versank, und wie mein Herz von furchtbarem Schmerze durchbohrt wurde. Aber alles, was ich dir zu sagen vermag, wird dir nur eine schwache Vorstellung von meinen Abenteuern geben; keine Worte sind stark genug, um auszudrücken, was ich gesehen habe: aber du willst es, und ich will dir genügen.

Du weißt, daß ich in den glücklichen Zeiten meines Lebens einen Theil des Tages mit Fremdlingen zubrachte, die mir ihre eigenen Abenteuer, oder andere erzählten, welche sie erfahren hatten. Unter den Reisenden, die unaufhörlich meine Karavanserei füllten, fand ich einst auch eine Art Derwisch in schwarzer Tracht. Ungeachtet seiner Trauer-Kleidung, war seine Erscheinung jedoch so anziehend, wie seine Unterhaltung angenehm; sie war mir sogar, mit einem unserer Dichter zu reden, wie ein Meer von Lieblichkeit, in welchem ich mit Lust untertauchte; es war ein Rosengarten, der einen Duft der Freundschaft verbreitete, worin sich mein Herz berauschte. Kurz ich war bezaubert von den Geschichten, welche er mir erzählte, so sehr war die Kunst der anmuthigen Rede ihm verliehen. Er weigerte sich aber stäts, mir zu entdecken, warum er unaufhörlich in so tiefes Sinnen versenkt wäre, und was ihn bewöge, so tiefe Trauer zu tragen. Ich unterließ nichts, ihn durch Geschenke zum Geständnis bringen: ich gab ihm prächtige Kleider,

Diamantengürtel, Börsen voll Gold und Silber; mit einem Worte, ich bot alles auf, was ihn dazu vermögen konnte, mir zu genügen. Meine Beharrlichkeit und mein Andringen rührten ihn noch mehr, als meine Geschenke:

„Du willst also," sagte er endlich zu mir, mit verdoppeltem Schmerze, „du willst durchaus wissen, was mir begegnet ist. Es würde mir leichter sein, dir die Geschichte des Vogels Anka *) zu erzählen, als dich von meinem Unglück zu überzeugen. Du solltest lieber wünschen, daß dergleichen Abenteuer für immer vergessen würden; und vor allen Dingen hüte dich, dich selber davon überzeugen zu wollen."

Ich bestand aber auf meine Bitte, ich verdoppelte meine Liebkosungen, und so erzählte er mir denn Folgendes:

---

*) Dieß ist ein Vogel, den die Perser Simurg, und die Araber Anka nennen: unser Greif. Nach der Vorstellung der Morgenländer, spricht dieser ungeheuerliche Vogel alle Sprachen; er hat Vernunft, und ist der Religion fähig. Thamurah, der dritte König von Persien aus dem Stamme der Pischdadier, wurde auf demselben in die eingebildeten Regionen getragen (wie Alexander, nach den Romanen des Mittelalters.) Die Morgenländer sagen, dieser Vogel habe sich seit langer Zeit auf das Gebirge Kaf zurück gezogen, welches rings die Welt umgibt, und dieser Ort sei unbekannt. Daher haben sie das Sprichwort: „es wäre eben so leicht, dir die Wohnung des Anka nachzuweisen, oder dir von ihm Nachricht zu geben."

Fünfhundert und drei und siebzigster Tag.

„In dem Königreiche China liegt die Stadt Medhuschan; fast alle Einwohner derselben sind weit und breit bekannt durch ihre Trauer; sie legen das Schwarz nicht ab, und alle Fremdlinge, welche ihr Unglück oder die höchste Verwegenheit in diese Stadt führt, finden schwer Gelegenheit zu geselligem Umgange. Kurz, nur in dieser Stadt kann man das Unglück vernehmen, welches mich betroffen hat; dort kann man den gerechten Gegenstand meiner Leiden und der Leidenschaft erfahren, welche mein Herz zerreißt, und kann sich von meinem wahren Zustand überzeugen, welchen alle Erzählungen nicht zu schildern vermöchten."

Mit diesen Worten beurlaubte sich der Derwisch, nahm alle Geschenke, welche ich ihm gemacht hatte, und ließ mich in der peinlichsten Neugierde.

Die Dunkelheit dieser Erzählung, und die wenigen Umstände in derselben vermehrten nur mein Verlangen, diese wundersamen Dinge zu vernehmen und kennen zu lernen. Ich war demnach nur mit dem Gedanken beschäftigt, mich selber von einem so außerordentlichen Vorgang zu überzeugen; und dieses Verlangen, welches die Ursache meiner veränderten Gemüthsstimmung war, wuchs dermaßen, daß ich mich nicht erwehren konnte, die Reise nach Medhuschan zu unternehmen. Ich versah mich mit Edelgesteinen, reiste in einer Verkleidung

ab, und nahm mit großer Befriedigung den Weg nach China, auf welchem ich unglaublich schnell dahin reisete. Meine Vorkehrungen, welche ich getroffen hatte, um von niemand erkannt zu werden, gelangen vollkommen. Kurz, ich gelangte in das Reich China, wo die unseligste Neugierde mich mit unbegreiflicher Gewalt hin zog. Der neue Anblick dieses Landes entzückte mich, weil es meine Neugierde befriedigen sollte. Es währte nicht lange, so traf ich hier eine zahlreiche Karavane, der ich mich anschloß; sie führte mich mitten in dieses große Reich; ich verließ sie, um den Weg nach der Stadt Medhuschan einzuschlagen, wo ich endlich ankam, nachdem ich mit Freuden alle Anstrengungen einer so langen und mühseligen Reise ertragen hatte.

In der That waren fast alle Bewohner dieser Stadt schwarz gekleidet, wie der Derwisch mir verkündigt hatte; überall herrschte die tiefste Traurigkeit; nirgends fand man Bewillkommung, man wurde nicht einmal eines Blickes gewürdigt; und Alle gingen in ihrer Trauerkleidung ihren Geschäften nach, mit niedergeschlagenen Augen, bedecktem Haupt, und so zu sagen in ihre Kleider verhüllt. Ich war also genöthigt, mehrere Tage in der Karavanserei zu bleiben, wo ich eingekehrt war, ohne andere Beschäftigung, als fortwährend die Stadt zu durchwandern, und jemand aufzusuchen, der meine Fragen beantworten wollte. Ich

hatte alle möglichen Mittel angewendet, um mit denjenigen, die ich in Trauer gekleidet sah, ein Gespräch anzuknüpfen; aber sie hörten mich nicht an, oder antworteten mir nur durch einen Seufzer. Ich überzeugte mich nun, daß jemand, der nicht in Trauer wäre, mir eher Rede stehen würde. Ich machte also, nach Verlauf einiger Tage, Bekanntschaft mit einem jungen Kaufmann; er war gesprächig und sehr höflich gegen Fremde; er sang wunderschön, und spielte ebenso mehrere Instrumente; sein Antlitz war schöner, als die Sonne. Er war mit meiner Unterhaltung so zufrieden, daß er, nachdem er mir viel Artigkeiten erwiesen, mich durchaus in sein Haus führen wollte. Ich nahm sein Erbieten an, und gleich am ersten Tage, daß ich in sein Haus zog, gab er ein großes Mahl, bei welchem ich mit eben so viel Geschmack als Pracht bewirthet wurde. Binnen kurzer Zeit ward ich sein Freund und Vertrauter. Gleichwohl umging er stäts alle Fragen, welche meine Neugierde über die Betrübnis und Trauerkleidung die ich überall in der Stadt sah, an ihn that; da umfaßte ich eines Tages seine Knie, und beschwur ihn bei der Gastfreundschaft, welche er so großmüthig gegen mich übte, mich darüber aufzuklären, und den Zweck einer so weiten Reise nicht zu vereiteln, welche ich lediglich in dieser Absicht unternommen.

Der junge Mann hörte mich mit tiefem Kummer an, und antwortete mir mit theilnehmender Freundschaft:

„Laß ab, mein Bruder, nach einem Gegenstande zu forschen, welcher dir nur endloses Leid verursachen kann; folge meinem Beispiel; ich habe ihn nie durch mich selber kennen lernen wollen; der Zustand, in welchen ich diejenigen versetzt sah, die dieses Abenteuer versuchten, der Verlust ihres Frohsinns und aller Heiterkeit, haben mich vorsichtig gemacht, auf ihre Kosten. Sei es ebenfalls, ich bitte, ich beschwöre dich darum; sei versichert, daß dasjenige, wonach du trachtest, dir nur gefährlich und durchaus von keinem Nutzen sein kann."

Fünfhundert und vier und siebzigster Tag.

Diese Weigerung erhöhte nur noch meine Neugier; ich erzählte ihm meine Geschichte, ich verbarg ihm nicht meinen Stand. Dieß Geständnis bewog ihn, mehr Rücksicht auf meine Bitten zu nehmen; er hatte Mitleid mit meiner Hartnäckigkeit, und sagte zu mir mit einem schmerzlichen und zugleich liebreichen Lächeln:

„O Freund meines Herzens! man kann dir dieses Geheimnis nicht erklären; um dich davon zu unterrichten, mußt du vor die Stadt hinaus gehen:

dort wird, wie man mir gesagt hat, alles deinen Augen enthüllt werden."

„So laß uns augenblicklich hingehen," erwiederte ich ihm mit Lebhaftigkeit.

Er hatte Mitleid mit meinem Zustand; er ging voraus, und ich folgte ihm. So gelangten wir an einen wüsten Ort, ziemlich nahe bei der Stadt. Die Einsamkeit dieser Gegend erregte ein geheimes Grauen. Als wir hier einige Zeit fortgewandert waren, kamen wir an die Trümmer eines Palasts, in deren Mitte man einen Korb an einem Seile schweben sah, welches von dem Gipfel einer halb verfallenen Kuppel herab hing. Der junge Kaufmann wies mich auf den Korb hin, und sagte mit weinenden Augen zu mir:

„Setze dich in den Korb, und weil du es denn durchaus willst, so erleichtere dein beklommenes Herz."

Kaum hatte ich mich in den Korb gesetzt, als ich mich mit Blitzesschnelle empor gehoben sah; es war, als wenn ein Greif sich mit mir in die höchsten Lüfte auf schwänge. In einem Augenblicke war ich so ungeheuer hoch empor getragen, daß ich bald den Himmel berührte; ich wollte auf die Erde zurück blicken: aber wie groß war mein Erstaunen, als diese zuvor für mich so unermeßliche Welt, mir gegenwärtig nur als ein Punkt erschien. Da bereute ich meine Verwegenheit, aber es war nun zu spät. Von wem konnte ich mitten in den Lüften Hülfe erwarten? Ich über=

ließ mich also der Verzweiflung, und senkte das Haupt, indem ich zu der Glücksgöttinn sprach: „So schlag denn zu, Grausame! ich bin bereit, deinen Streich zu empfangen.“

In dieser fürchterlichen Lage schwebte ich, als der Korb plötzlich an einem wonnevollen Ort anhielt, und sich mitten in einem Garten niederließ, dessen Schönheit die Sonne selbst überstrahlte. Ich stieg schleunig aus einem Fahrzeuge, welches mich in so große Unruhe versetzt hatte: alsbald erhub es sich wieder in die Lüfte, und entschwand meinen Augen. Du kannst dir wohl vorstellen, daß meine Angst bald in Vergnügen verwandelt wurde, als ich mich an einem Orte befand, dessen Boden ein Schmelz der mannigfaltigsten Blumen bedeckte, deren Mischung die reizendste Augenweide darbot, während der Geruch sich der seltensten Düfte erfreute. Ich sagte Gott tausendfältig Dank, daß er mich so glücklich in dieses entzückende Paradies versetzt hatte. Nachdem ich diesen Garten durchwandert hatte, kam ich in einen andern, der ganz von Rosen erfüllt war. Zahllose Vögel verkündigten durch ihren Gesang das Vergnügen, welches ihnen dieser Wohnort gewährte. Mitten in diesem zweiten Garten sah man ein weites Becken, dessen krystallhelle Gewässer sich mit süßen Gemurmel in unzähligen Rinnen verbreiteten, welche überall mit Rosen und Veilchen besetzt waren. Sanfte und kühlende Lüftchen liebkosten mit den

Blumen dieses wonnevollen Gartens, und mächtige Pappelbäume erschienen stolz auf den Schatten, welchen sie ihnen gewährten. Der Grund des Wasserbeckens war heller, als die Leuchter, welche man dem Könige von Indien vorträgt, und sein Rand war mit den reichsten Teppichen geschmückt; darunter waren welche mit Gold gestickt, andere von Goldstoff, noch andere waren geschmackvoller als prächtig. In einer Ecke dieses Gartens zeigte sich ein goldener Thron, unter einem Zelte von Atlas, umgeben von den prächtigsten Sopha's; eine große Menge Gefäße voll Scherbet und der erlesensten Weine, stand zu beiden Seiten des Thrones; die Köstlichkeit der Tafeln, welche unter den schönen Bäumen standen, schien mit ihrer Verschwendung und Pracht zu wetteifern; sie waren mit einer Unzahl feiner Gerichte besetzt, welche mehr geeignet waren, die Ueppigkeit zu reizen, als einen Reisenden zu stärken. Ich zauderte nicht lange, den Hunger und glühenden Durst zu stillen, der mich verzehrte. Nachdem ich meine erschöpften Kräfte wieder hergestellt hatte, dankte ich nochmals Gott für all seine Güte, und ersah mir den Schatten eines Pappelbaums, um der erquicklichen Ruhe zu genießen, deren ich bedurfte, und um ungestört über alles das nachzudenken, was ich hier sah und den Vorstellungen, welche der Derwisch und der Kaufmann mir beigebracht hatten, so entgegengesetzt war. Ich konnte ihren Irrthum nicht

begreifen; denn sie waren mir zu ehrlich erschienen, als daß sie mich hätten täuschen wollen; endlich, da man so gern sich selber schmeichelt, bildete ich mir ein, daß mir ein Vorzug zu Theil würde, welchen noch kein andrer verdient hätte.

Fünfhundert und fünf und siebzigster Tag.

Die Sonne war schon der dunkelsten Nacht gewichen, und der Vogel des Mondes hatte schon mit seinem lieblichen Gesange aufgehört, als ich erwachte: da sah ich durch die Dunkelheit unter den Bäumen mehrere Fackeln leuchten, deren Licht heller als die Sterne schien; ich hörte ein verworrenes Geräusch in der Luft, und erblickte eine große Menge Jungfrauen von wundervoller Schönheit; ihre von tausend Reizen erhöhte Sittsamkeit hätte auch die unempfindlichsten Herzen gerührt, und der Glanz ihrer Schönheit überstrahlte selbst die Engel; ihr Busen war blendend weiß und duftete wie Schasmin; ihre Augenbrauen glichen gespannten Bögen; ihr Antlitz war leuchtender, als der Mond; ihre schönen Haare wallten nachläßig um ihre Schultern, deren Weiße selbst das Elfenbein beschämt, und welche die Engel sich gewünscht und beneidet hatten. Jede dieser Jungfrauen trug eine Kerze, weißer als Schnee; und dieses Licht diente dazu, so viel Wun-

der der Anmuth und Schönheit zu unterscheiden. In der Mitte dieses himmlischen Hofstaates erblickte ich eine prächtig gekleidete Prinzessinn, deren Schönheit ihren Schmuck noch weit überstrahlte; sie verbreitete weit umher den hellsten Glanz. Die himmlischen Geister selber wurden durch ihren Anblick beschämt; ihre Augen glichen den Augen eines jungen Hirsches; ihre Haare waren so schwarz, wie die Haare einer Indierinn, und ihre Haut so weiß, wie die Haut einer Griechinn. Mit eben so viel Anmuth als Hoheit, schritt sie daher, und bestieg ihren goldenen Thron. Alsbald legte sie ihren Schleier ab, welcher bisher ihre Schultern umwallte; und alle Jungfrauen, welche sie bedienten, standen gleich den Sternen um diesen strahlenden Mond; sie erwarteten nur die Befehle, welche diese Rose der Schönheit ihnen ertheilen würde. Auf den ersten Wink errichteten sie Tafeln, welche sie mit Eingemachtem besetzten; goldene und silberne Schüsseln erschienen augenblicklich von allen Seiten, und ihren Glanz überboten noch die Krystallgefäße voll köstlicher Getränke, welche wie die Diamanten des Moguls strahlten. Einige der schönen Jungfrauen beeiferten sich, die Prinzessinn zu bedienen; andere wetteiferten um die Ehre, ihre Ohren durch die zärtlichste und wohllautendste Musik zu vergnügen. Sie hatten mancherlei Instrumente, welche sie so vollkommen spielten, daß die Engel selber vor Eifersucht ihre himmlischen Harfen zer-

brachen. Indessen sprach diese Königinn der Schönheit, diese süße Rose, kein einziges Wort; die köstlichen Weine, und die Töne der Instrumente waren eine zeitlang ihr einziges Vergnügen. Endlich erhub sie ihre schönen Augen, wandte sich zu einer der Jungfrauen ihres Gefolges, und sagte zu ihr mit einem himmlischen Ton der Stimme:

„Geh schleunig und durchsuche den Garten; findest du einen Fremdling darin, so führe ihn mir vor.“

Die schöne Jungfrau verneigte sich tief vor der Prinzessinn, verließ ihre Stelle, und durchflog den Garten, wie ein leichter Lufthauch, welcher die glühenden Früchte erfrischt. Sie machte mehrere vergebliche Gänge; aber endlich fand sie mich am Fuße des Pappelbaums, welchen ich nicht verlaßen hatte. Sie näherte sich mir, begrüßte mich, und sagte zu mir:

„Steh auf Fremdling, die Prinzessinn will dich sehen.“

Ich gehorchte auf der Stelle, folgte ihr, und gelangte bald vor den Thron der Prinzessinn. Ich versicherte sie, daß ich mich glücklich schätzte, der geringste ihrer Sklaven zu sein, und blieb dann mit über die Brust gekreuzten Armen vor dieser himmlischen Schönheit stehen. Ich wagte es, sie zu betrachten, und das Entzücken, welches ihre Reize mir erregten, versetzte mich außer mir. Die Prinzessinn unterließ nicht, mich bald mit unendlicher Lieblichkeit anzureden,

und mir alle Beweise der Höflichkeit und Freundlichkeit zu geben, indem sie zu mir sagte:

„Nimm Platz auf dem Sopha; beruhige dich; wir verachten nicht die Fremdlinge, welche so höflich sind, und die so viel Verstand zu haben scheinen, wie du blicken läßt."

Ihre Rede klang mir so aufrichtig, daß ich gehorchte. Hierauf ließ sie mir eine Schaale eines so köstlichen Getränkes reichen, daß ich mich davon wie neugebohren fühlte, so bald ich es genossen hatte. So vergaß ich leicht alle traurigen Vorstellungen, welche man mir gemacht hatte, um mich abzuhalten, einen so wonnevollen Ort zu besuchen. Die Prinzessinn ließ die Musik von neuen anfangen; die spielenden Jungfrauen stellten sich um sie her, und ihre Flöten und Handpaucken nöthigten mich alle Augenblicke, sie durch meinen lauten Beifall zu unterbrechen; ihre Cithern flößten Zärtlichkeit ein, und ihre Harfen schienen zur gegenseitigen Hingebung einzuladen. Während dieser Zeit ließen zwei junge Sklavinnen goldene Schaalen voll köstlichen Weins umher gehen. Bald darnach erhuben sich die Schönen und tanzten mit eben so viel Anmuth und Kunstfertigkeit, als sie bei ihrem Tonspiele bewiesen hatten. Bald unterbrachen sie ihre Bewegungen dadurch, daß sie einander zutranken, bald durch tausend zärtliche und wollüstige Küsse. Der Wein gab ihnen eine liebliche Röthe, welche sie noch

verschönte und die Weiße ihres Busens erhöhte. Den Kopf dieser schönen Jungfrauen schmückten sanft auf die Schläfe herabsinkende Mützen, und unaufhörlich gaben oder empfingen sie tausend liebevolle Küsse. Die Freude und die Lust schienen in ihren Herzen eine ewige Wohnung aufgeschlagen zu haben; sie erfüllten die Luft mit allen Tönen, welche Freude und Wonne ausdrücken können; und bei all ihrem Vergnügen unter einander bezeugten mir ihre Blicke unaufhörlich auch ihr Wohlgefallen, mich zu sehen.

Fünfhundert und sechs und siebzigster Tag.

Unterdessen betrachtete die Königinn mich auch mit Freundlichkeit, und that mir mehrere Fragen, welche ich auf eine Weise beantwortete, die sie zu befriedigen schien. Sie wollte meinen Namen und mein Vaterland wissen; ich verbarg ihr nichts. Sie fragte weiter, was mich bewogen hätte, dieses Abenteuer zu versuchen. Ich gestand ihr, wie sehr jener Derwisch meine Neugierde aufgeregt hätte, und daß seitdem die Welt mir zuwider geworden wäre, so, daß ich der Lust nicht hätte widerstehen können, mich selber von einer Sache zu überzeugen, welche auf alle diejenigen so tiefen Eindruck gemacht, die dieselbe erlebt hatten. „Aber was mich verwundert," fügte ich hinzu, „ist das Stillschwei-

gen aller über eine so wundervolle und überraschende Erscheinung, als du, schöne Prinzessinn!"

„Ich bin nicht darüber verwundert," antwortete sie mir, „fast alle, die hieher kommen, sind durch die Freuden der Tafel, oder der Musik, oder des Tanzes, oder zuletzt durch die Schönheit meiner Sklavinnen hingerissen. Ueberdieß, wähnst du, daß ich sie einer Unterhaltung mit mir würdige?"

Ich dankte ihr für einen so schmeichelhaften Vorzug; ich versicherte sie, ich wollte mein ganzes Leben ihrem Dienst, ihrer Anbetung widmen; und ich bemerkte, daß diese Betheurungen sie in Nachdenken versenkten.

„Nimm Theil an den Vergnügungen, deren man hier genießt," sagte sie hierauf zu mir, „und gedenke mein, wenn wir dereinst wieder getrennt sind." —

„Wie, du Königinn der Schönheit! wie könnte ich je dein vergessen, während so viele deiner unwürdige Leute ihre Entfernung von dir beseufzen?" —

„Nicht nach mir seufzen sie," erwiederte sie; „ich wiederhole es dir noch einmal, und ich verdenke es ihnen nicht, es sind die Freuden hier, welche sie nicht verschmerzen können."

„Wie kann man dieselben von dir trennen?" versetzte ich mit Lebhaftigkeit: „Bist du hier nicht alle Freude zusammen?"

„Du sagst mir zu viel, um mich davon zu überzeugen," erwiederte die Prinzessinn: „morgen werden wir uns wiedersehen; dieser angenehme Garten ist zu meinen Lustwanderungen und Abendmahlzeiten bestimmt; alle die Jungfrauen, welche du hier siehst, sind in meinen Diensten, und du kannst frei über diejenigen schalten, die dir am beßten gefallen."

Ich wollte ein Erbieten ablehnen, welches meinem Herzen misfiel und den Empfindungen so widerstrebte, welche sie mir eingeflößt hatte; ich bezeugte ihr durch die zärtlichsten Blicke, wie sehr sie mich entzündet hatte.

„Begnüge dich," sagte sie zu mir, „mit dem, was ich für dich gethan habe; werde nicht ungeduldig, und sei versichert, wenn du dich jemals von zügellosen Begierden hinreißen läßt, so wirst du das traurige Opfer derselben."

Ich versprach ihr alles, was sie verlangte, aus Furcht, dasjenige zu verlieren, was sie mir gewährte.

„Ich wiederhole dir nochmals," sagte sie zu mir, „daß ich dir alle Jungfrauen in meinen Diensten überlaße; wähle dreist; mäßige mit ihnen dieses Feuer, welches dich entzündet; es ist dir sogar geboten, dich derselben zu bedienen: es ist ein nothwendiges Gesetz für dich, weil du dich an diesem Orte befindest."

Jetzt erfüllte sich meine Einbildungskraft mit allen den Freuden, welche ich bald zu genießen hoffte; mein Herz schwamm in einem Meere von Lust und Wonne.

Die Prinzessinn entfernte sich, und alle Jungfrauen ihres Gefolges, gleich dem Siebengestirn, folgten ihr; aber diejenige, deren Wahl mir geboten war, blieb zurück. Ich reichte ihr die Hand, wir legten uns auf ein Sopha, und verlebten hier die Nacht in der Freuden Fülle, indem wir mit langen Zügen das Wasser des Lebens und der Lust einschlürften. Aber alle diese Genüsse berauschten nicht meine Seele: das Bild der Prinzessinn erfüllte mich gänzlich.

Als die Sonne am Gesichtskreis erschien und die Gipfel der Berge zu vergolden begann, verließ mich die Schöne, welche meine Seele mit dem süßen Dufte der Wollust durchströmt hatte, und sagte zu mir:

„Wir sehen uns diesen Abend wieder, wenn du mich wählest.“

Ich hatte nicht Zeit, ihr zu antworten; leichtfüßig entschwebte sie.

Der Gedanke an das Wiedersehen der Prinzessinn verließ mich den ganzen Tag nicht; ich brachte ihn einsam am Ufer eines der Bäche hin, ohne andere Tröstung, als köstlichen Wein und gemächliches Umherwandeln. Ich überließ mich allen den Hoffnungen, welche die Bilder der vorigen Nacht mir heut Abend verhießen; und diese Gebilde stellten sich meiner Seele in solcher Mannigfaltigkeit und vorüberrauschender Schnelligkeit dar, wie die Gewässer des Baches, deren Gemurmel mich unterhielt, ohne mich zu beschäftigen.

Bald wähnte mein Herz den Gipfel des Glücks zu erreichen; bald fühlte es sich wieder weit davon entfernt, und sah stäts voll Furcht unübersteigliche Hindernisse voraus.

„Großer Gott!" sprach ich bei mir selber, „ich bin in den Hafen der Glückseligkeit eingelaufen; ohne Mühe habe ich den großen Schatz gefunden. Aber ach! ich habe ihn nicht recht benutzt; ich habe vielleicht diese überströmende Quelle des Weines nur wie gemeines und geschmackloses Wasser gekostet!"

Fünfhundert und sieben und siebzigster Tag.

Tausend Gedanken bestürmten unaufhörlich meinen Geist. Endlich, nachdem ich jeden Augenblick gezählt, und mir selber eine Geduld empfohlen hatte, welche sich nicht einfand, kam die Nacht heran, und ich sah wieder die Fackeln erscheinen, deren strahlendes Licht die ganze Welt erhellen sollte. Ich war, wie außer mir, als ich die Königinn der Schönheit erblickte, umgeben von ihrem reizenden Hofe, und ich eilte hin und warf mich zu ihren Füßen.

Diese himmlische Schönheit bewies mir heute noch mehr Huld und Zärtlichkeit, als gestern; sie verlangte durchaus, daß ich mich auf ihren Thron an ihre Seite setzen sollte, und ich war genöthigt, ihr zu ge-

horchen. Es wurden wieder Tische errichtet, man reichte Trinkschalen umher, und die Königinn der Schönen trank selber auf meine Gesundheit. Diese neue Gunst warf mich sogleich zu ihren Füßen; die Liebe, welche mich entflammte, konnte sich nicht mehr zurückhalten, und ich beschwur sie, mir ihre Hand zu reichen, um durch dieses Labsal die Glut zu löschen, welche mein Herz verzehrte. Da warf die liebenswürdige Prinzessinn mir einen feurigen Blick zu, welchen ein holdseliges Lächeln begleitete, und bezeugte durch ein beredtes Stillschweigen, daß sie mich nicht mit Gleichgültigkeit ansähe. Zugleich bot sie mir ihre Wange zum Kusse dar. Ich sah sie mit Lilien und Rosen besäet, und nicht mehr Herr meines Entzückens, umschlang ich sie, und küßte nicht bloß ihre Wange, sondern auch ihre Lippen, röther als Korallen. Ein so hohes Gück ließ mir nicht mehr den Gebrauch meiner Vernunft; ich sprach ohne Scheu und ohne Rückhalt alles aus, was eine gränzenlose Liebe und Begierde mir eingeben konnte:

„Königinn der Liebenden," sagte ich zu ihr, „wie huldvoll bist du gegen einen Fremdling, der deiner Güte nicht würdiger ist, als ich! Aber was sage ich? Ich nenne dich huldvoll, und du bist die Huld selber! ja vielleicht drücke ich mich noch zu schwach aus. Wer bist du denn, Schönste der Schönen? Bist du ein Engel, oder ein himmlischer Geist? Bist du eine

Sonne, oder das glänzende Gestirn des Sternenhimmels? Befriedige, ich beschwöre dich darum, eine so wohl begründete Neugierde."

Die Prinzessinn erhub hierauf ihr Haupt mit aller nur erdenklichen Anmuth und Holdseligkeit, und sagte zu mir:

„Misbrauche nicht, ich beschwöre dich darum, meine Güte."

„Nein, schöne Königinn; heißt das sie misbrauchen, wenn man sie empfindet, und sie verdienen will?"

Da reichte sie mir ihre rechte Hand, blickte mich mit einem Antlitz voll Freundlichkeit und Liebreiz an, schlang den linken Arm um meinen Hals, und sagte zu mir:

„Du gefällst mir, aber mäßige dich stäts gegen mich."

Jetzo brachte man uns köstliche Weine und die ausgesuchtesten Gerichte; die Krystallgläser glichen den Narcissen, man ließ sie rings umher gehen, und sie belebten die Freude in allen Herzen dieser Sonnen der Schönheit. Sie legten prächtige Kaftane an und führten Chöre von Tänzen und Gesängen auf, und die anderen spielten auf ihren Instrumenten eben so reizende als manigfaltige Weisen. Alle diese schönen Jungfrauen tranken dabei in vollen Zügen, wurden bald erhitzt, und verloren zuletzt Kraft und Besinnung. Sie begaben sich beiseite, um sich zu erholen.

Fünfhundert und acht und siebzigster Tag.

So blieb die Königinn der Schönen allein bei mir, und beseligte mich mit tausend Küssen.

„Jetzt ist eine schöne Gelegenheit," sprach ich bei mir selber; „gestern vermochte ich, mich zurück zu halten, ich habe gehorcht: nun soll meine Geduld belohnt werden."

Diese Hoffnung, welche meinem Herzen schmeichelte, trieb mich, mein Andringen zu erneuen. Ich warf mich abermals zu ihren Füßen, ich umarmte sie zärtlich; ich begleitete diese stummen Liebesbetheurungen mit tausend heißen Seufzern: bald kannte ich mich selber nicht mehr; endlich brach ich dieses quaalvolle Stillschweigen, und rief in einer rasenden Verzückung der Liebe aus:

„Ach! dürfte ich nur einmal, schöne Königinn, Herz an Herz, Seele an Seele legen! Dürfte ich endlich unbeschränkt deiner genießen! dürfte ich —"

Ich würde noch viel mehr gesagt haben, aber sie unterbrach mich, und sagte zu mir:

„So also erfüllst du Undankbarer deine Verheißungen? so erwiederst du die Auszeichnung, welche ich dir gewähre? Welches Vertrauen kann ich zu dir fassen? Wie kann ich deiner Zurückhaltung und deines Gehorsams versichert sein? Ich habe dich zu meinem

Geliebten erwählt, ich habe dich mit Freundlichkeiten und Gefälligkeiten überhäuft: gleichwohl bist du so grausam, meine Ehre anzutasten. Sind meine Küsse und meine Liebkosungen dir zu wenig?"

Ich antwortete ihr sogleich: „Schönheit sondergleichen, Gottheit der Welt! betrachte den traurigen Zustand, worin die Glut mich versetzt, welche mich verzehrt: ich schmachte nur nach dem glückseligen Augenblicke, wo ich diesen Wonnebecher trinke, dessen Urquelle du bist. Das Schwert des Schmerzes, oder vielmehr der vergiftete Pfeil der Liebe hat mein Herz unheilbar verwundet. Du bist das Wasser Sülal; *) welcher Kranke würde nicht auf der Stelle gesund, wenn er davon tränke? Ja, wer von brennendem Durste gequält, würde mit einem Tropfen Wein in der Hand lieber verschmachten, als mit Wonne ihn einschlürfen?"

Die Prinzessinn ließ mir nicht Zeit, fortzufahren, sondern sprach im erzürnten Tone zu mir:

„Du bist ein Unverschämter! du bist ein Unsinniger, der den Werth meiner Huld nicht erkennt! Du verschmähest die Tröstung, welche ich dir gewähre, deine Ungeduld zu mäßigen, in der Hoffnung, dich so lange als möglich hier zu behalten. Ich überlaße dir meine Jungfrauen, um dieses verzehrende Feuer zu

*) Sülal heißt das süße, krystallhelle und köstliche Wasser, welches man im Paradiese trinkt.

stillen, von welchem dein Herz entbrannt und deine Seele gequält ist: sie sind alle weißer als der Schnee; ihr Mund ist roth, ihre Lippen gleichen den Korallen; der Glanz ihrer Zähne, die wie eine schöne Perlenschnur stehen, wird noch durch den Glanz ihrer Augen erhöhet, welche die Sterne überstrahlen: gleichwohl bleibst du unempfindlich für ihre Schönheiten, und nimmst auf nichts Rücksicht, was ich von dir fordere!"

„Hinreißende Schönheit, unumschränkte Herrinn der Herzen," antwortete ich ihr zärtlich, „sei überzeugt, daß man für die Huld, womit du mich überhäufest, nicht erkenntlicher sein kann, als ich bin; aber ich kann mich nicht erwehren, dich zu lieben, dich anzubeten. Du geruhest, mich an die schönen Jungfrauen zu erinnern, welche du mir dargeboten hast: aber können die Sterne sich der Sonne vergleichen? Können die Heiligen irgend mit den himmlischen und ewigen Geistern verglichen werden? Nein, reizende Zauberinn der Herzen! nein, ich bekenne es, ich habe einen deiner Augäpfel lieber, als alle diese Schönheiten zusammen. Wer den Garten deiner Schönheit geschauet hat, hegt nicht mehr den Wunsch, das Wasser des süßen Köser zu trinken. *) Elend und trübselig, wie ich war, nahm ich meine Zuflucht zu meiner Fürstinn, zu meiner Kö-

*) So heißt einer der Flüsse in Mahomets Paradiese, dessen Wasser weißer und süßer ist, als Milch.

niginn; obschon ein Fremdling, habe ich das Glück, das Herz meiner reizenden Herrin zu besitzen. Schönheit sondergleichen, holdselige Geliebte, alles, was ich besitze, habe ich von deiner Huld; du bist die Gebieterinn meines Herzens; ich bin ein unglücklicher Fremdling; entscheide mein Schicksal; alles was du gebietest... Aber ach! ist es mir denn unmöglich, die höchste Gunst von dir zu erlangen?"

Hierauf nahm die Prinzessinn das Wort, und sagte seufzend zu mir:

„Welch unseliges Verlangen! du bist der unglücklichste aller Menschen! Zu welcher Verirrung läßt dein Herz sich fortreißen? du liebst mich, sagst du: warum denn widerstrebst du meinen Absichten? Warum willst du so auf einem unfruchtbaren und undankbaren Boden säen? Alles an mir ist dir hingegeben: nur eins behalte ich mir vor, was du vernünftigerweise nicht fordern kannst, und was ich ohne Schmach nicht gewähren kann. Fliehe lieber; meide mich, oder du bist der unsinnigste aller Menschen. Laß ab, das von mir zu fordern, was ich dir nicht bewilligen kann: fürchte diesen Genuß eines Augenblicks; dein ganzes übriges Leben würde nur eine Verkettung von Unglück und Leiden sein."

Mit diesen Worten schlang sie zärtlich ihre schönen Arme um meinen Hals, und beschwur mich, zu vergessen, was das Unglück meines Lebens machen würde.

Ich wollte ihr nochmals mein glühendes Verlangen schildern, und in sie dringen: sie aber antwortete mir stäts auf eine so entschiedene Weise, daß ich nicht im Stande war, ihr zu widersprechen; sie gab mir Hoffnungen für die Zukunft, und verschönte sie durch die Verheißung der Erfüllung meiner Wünsche. Endlich, nachdem sie mich so zu dem verliebtesten aller Menschen gemacht hatte, nahm sie die Hand einer ihrer Jungfrauen, welche sie herbei rief, legte sie in die meinige, und entfernte sich, üm der Süßigkeit des Schlafes zu genießen, indem sie mir noch empfahl, mich mit diesem reizenden Wesen über ihre Abwesenheit zu trösten.

Ich brachte die übrige Nacht mit dieser schönen Sklavinn zu, und ergab mich, aus bloßem Gehorsam, den geschmacklosen Freuden, wie sie nur ein von einem andern Gegenstand erfülltes Herz genießen kann. Ich suchte sogar meine Liebkosungen zu verdoppeln, um am nächsten Tage leichter meiner Prinzessinn gehorchen zu können.

Fünfhundert und neun und siebzigster Tag.

Mit Sonnenaufgange schied diese schöne Jungfrau von mir, welche um ihrer selbst willen geliebt zu werden verdient hätte, und entschwand, wie die gestrige;

mit der Leichtigkeit eines vorüberrauschenden Windhauchs flog sie dahin, wieder zu ihren Gefährtinnen. Ich befand mich also wieder allein in dem Garten, dessen Einsamkeit mir immer unerträglicher ward. Mannigfaltige Gedanken beschäftigten mich; aber alle bezogen sich auf die Prinzessinn. „Ich habe sie durch mein Bitten und Bestürmen zu sehr gequält," sprach ich bei mir selber; „diese schöne Cypresse wird nicht mehr in dem Garten erscheinen wollen." Bald folgten wieder andere Vorstellungen; ich schmeichelte mir, daß sie mich nur deshalb in einen so trübseligen Zustand versetzte, um die Innigkeit und Aufrichtigkeit meiner Liebe zu prüfen. „Großer Gott! kann sie nur daran zweifeln?" rief ich jetzt aus. „Aber was sage ich?" hub ich dann wieder an, „ich schmeichle mir mit eitelen Täuschungen: sie hat mich nicht zärtlich genug befunden; ich habe ihr vielleicht zu empfänglich für die köstlichen Weine geschienen, welche sie mir darbieten ließ; ich hätte die Sklavinnen abweisen sollen, welche sie mir gegeben hat; sie muß mich für einen von der Sinnenlust hingerissenen Mann ansehen. Ohne Zweifel wird sie mir alles versagen, was ich von ihr bitten mag; sie wird noch mehr thun, sie wird mich meiden, und ich werde sie nimmer wieder sehen. Ich habe mich geirrt; was Gold war, habe ich in Silber verwandelt. Ich habe mich durch die falschen Liebkosungen dieser Grausamen täuschen laßen. Ich wähnte, ihr zu gefallen;

warum habe ich nicht an ihre Unbeständigkeit gedacht? Aber, ach! das Gift ihres Anblicks wird mich tödten." Alsdann zerschlug ich mir den Kopf, und verfluchte den Tag, wo ich mich einer so unseligen Liebe hingegeben hatte, und machte mir die bittersten Vorwürfe.

Auf solche Weise brachte ich diesen zweiten Tag hin. Und als der Himmel von seinen funkelnden Gestirnen erleuchtet wurde, erblickte ich die schönen Begleiterinnen der Prinzessinn, welche wie gewöhnlich mit ihren Fackeln in den Garten traten. Die Königinn der Schönheit erschien in ihrer Mitte, wie eine erhabene Cypresse, welche ihr stolzes Haupt bis zu den Wolken empor streckend, alles um sie her beherrscht. Da begann mich das Feuer der Liebe stärker als je zu durchglühen, ich warf mich ihr zu Füßen, mit einem Ungestüm, wie ein reißender Strom, der von einem hohen Felsen herab stürzt.

Sie schien von meiner Heftigkeit gerührt; mit freundlicher und theilnehmender Miene hub sie mich auf, reichte mir die Hand, und ließ mich abermals auf ihrem Thron an ihrer Seite sitzen; dann befahl sie, wie gewöhnlich, das Festmahl zu beginnen. Alsbald wurden die Tische aufgestellt und besetzt; die Tänze, die Gesänge und die Instrumente ließen sich wieder hören; der Wein begann schon alle Jungfrauen zu durchglühen, und dem Spiegel ihrer Herzen seinen Glanz wieder zu geben, welchen Unmuth getrübt ha-

ben mochte, als die Königinn der Schönheit ihnen befahl, zur Ruhe zu gehen.

Als ich mich so wieder allein mit ihr sah, zauderte ich nicht lange, meine Liebkosungen, mein dringendes Bitten zu wiederholen, wobei ich Thränen vergoß, wie sie allein die Liebe hervor zu rufen vermochte. Ich erinnere mich selbst, daß ich mit aller möglichen Zärtlichkeit und Hingebung zu ihr sagte:

„O du strahlende Sonne, o du Meer der Schönheit! welchen Schaden kann eine Ameise in einer Fülle des Zuckers anrichten? Welchen Schaden kann eine Biene in einem vollen Blumenbeete thun? Ich war todt, ohne dich: du hast mich durch das Wasser des Lebens erweckt. Könntest du mir nun den Dolch der Verzweiflung ins Herz bohren? Du hast mich durch die Huld, womit du mich aufgenommen, bis in den Himmel erhoben, und gegenwärtig stellest du dem leidenschaftlichsten Liebesdrange, dem glühendsten Verlangen eine Sprödigkeit entgegen, welche mich bis in den Mittelpunkt der Erde hinab schleudert. Ich beschwöre dich bei der Gastlichkeit, welche du so edelmüthig mir bewiesen hast, mich auf den Gipfel meines Glücks zu erheben!"

„Warum," erwiederte sie mir, „reißt doch deine Ungeduld dich ins Verderben hin? Könnte denn wohl jemand, der mit dir so umgeht, wie ich, der dir noch nichts verweigert hat, könnte er wohl eine solche

Ungerechtigkeit gegen dich begehen, ja könnte er dir nur das geringste Leid zufügen, wenn er nicht dazu genöthigt wäre? Du wirst eines Tages erlangen, was du heute mit Unrecht von mir begehrest; ich gebe dir mein Wort darauf; gegenwärtig aber kann ich deine Liebe noch nicht befriedigen."

„O Schönheit sondergleichen," rief ich seufzend aus, „die Zeit ist wetterwendisch; die Tage und die Nächte sind nicht beständig dieselben, und das Glück ist schwankend. Wenn man so viel Verstand besitzt, als du, so muß man erkennen, daß die größte Thorheit ist, eine günstige Gelegenheit entschlüpfen zu laßen. Könntest du das mir gegebene Wort widerrufen? Nein, du bist nicht im Stande, mich zu betrügen. Warum es nun aufschieben? Warum, reizende Königinn, es nicht diese Nacht noch erfüllen? Warum willst du noch länger dich weigern und mir noch einen Aufschub gebieten, dessen Grund ich nicht begreifen kann? Die Zeit gleicht einem Sturmwinde, welcher in einem Augenblick die Aernte meiner Liebe zerstören kann. Was würde aus mir werden, wenn mein Glück, wenn meine Hoffnungen vernichtet würden? Ich kann den Anblick deiner Sklavinnen nicht ertragen; du allein hast mein Herz gefangen; habe Mitleid mit dem Zustand, in welchen du mich versetzt hast: gewähre mir die Freuden, nach welchen ich so inbrünstig schmachte. Ich kann mich nicht länger zurück halten, meine Geduld

ist erschöpft, schon zu lange habe ich eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen laßen, ich will heute nicht wieder so thöricht sein, sondern meine Leidenschaft befriedigen, was auch daraus entstehen mag."

Ihre Bitten und ihr Widerstand waren vergeblich: ich wollte diesen köstlichen Schatz besitzen, und sollte es mich auch das Leben kosten. Die Schöne sah nun wohl, in welchen Zustand die Leidenschaft mich versetzt hatte, und daß es ihr nicht leicht sein würde, mir zu entschlüpfen, und gewährte mir bald aus Furcht, bald versagte sie mir wieder aus Schaam. Aber nichts konnte mich von meinem Vorhaben abwendig machen; ich wollte durchaus die Glut löschen, welche mich verzehrte. Eine solche Hartnäckigkeit reizte die Prinzessinn, eine glühende Röthe, theils von Zorn, theils von Schaam, stieg ihr ins Antlitz, und sie sagte zu mir:

„Wohlan, du sollst befriedigt werden; nur thue mir keine Gewalt an; ich widersetze mich deinem Begehren nicht länger. Aber ich bitte dich um eine Gunst, nämlich, daß du die Augen schließest, während ich dir die Thüre zu der Schatzkammer der Liebe eröffne, dich ihrer Reichthümer zu bemächtigen. Kein andrer hat je darüber geschaltet, noch soll darüber schalten, als du."

Diese schmeichelhaften und süßen Worte bewogen mich, mein Haupt mit dem Zipfel meines Rocks zu bedecken, ich schloß die Augen, wie ich es versprochen

hatte, und voll Erwartung des Glücks, welches ich genießen sollte, wähnte ich mich den glücklichsten aller Menschen. Da sagte die Prinzessinn in betrübtem Tone: „Oeffne die Augen!“

Fünfhundert und achtzigster.

Ich gehorchte ihr mit Entzücken, — und siehe, ich befinde mich wieder in dem unseligen Korbe, welcher mich her gebracht hatte. Verzweiflung und Wuth bemächtigten sich meiner, mir schwanden die Sinne, und ich sank in Ohnmacht; dann kam ich wieder zu mir. Unterdessen erhub sich der Korb in die Lüfte, und brachte mich wieder in die Trümmer des Palasts, wo ich ihn gefunden hatte. Ich wollte sogleich diesen trübseligen Ort verlassen, indem ich alle nur ersinnlichen Verwünschungen gegen den Himmel und gegen mein Schicksal ausstieß: ich war aber sehr erstaunt, hier den jungen Kaufmann wieder zu finden, der täglich hergekommen war und mich erwartet hatte, weil er mein Unglück wol ahndete. Sein Anblick regte mein Innerstes auf, und meine Augen glichen dem von Sturmwinden bewegten Meere. Dieser wahrhafte Freund sagte zu mir, indem er sich an die Brust schlug

„O unglücklicher Fürst, den jetzt eine schwarze Schwermuth verzehrt! gestehe, und wenn ich dich tau-

send Jahre lang von dem unterhalten hätte, was du nun gesehen hast, so würde ich dich doch nicht belehrt, und nur deine Neugier noch erhöhet haben. Du hast die unselige Verwegenheit gehabt, dich selber davon zu überzeugen, du hast es gesehen, und dein Herz ist nunmehr vom tiefsten Schmerze durchdrungen. Aber erinnere dich, daß du es gewollt, ja selbst darauf gedrungen hast."

Ich antwortete ihm nur durch Seufzer und Thränen, und da ich seinen Anblick nicht ertragen konnte, so begab ich mich auf den Weg nach der Stadt zurück; er wollte mich nicht verlaßen. Ich legte sogleich die tiefsten Trauerkleider an; ich wollte nun täglich wieder nach dem Korbe gehen: aber mein zärtlicher Freund versicherte mich, daß derselbe für mich stäts unbeweglich sein werde, und niemals diejenigen wieder aufnehme, die er schon einmal empor gehoben habe.

„Ahme nicht," fuhr er fort, „die Thorheit aller derjenigen nach, welche du hier in der Stadt siehst, und die sich nicht von derselben entfernen können: suche vielmehr dich zu trösten, oder wenigstens irgend eine Zerstreuung zu finden, sei es durch Reisen, oder dadurch, daß du in den Schooß der Deinigen heim kehrest und dich der Regierung deines Landes widmest."

Seine Gründe waren einleuchtend, und da der Korb mir stäts die Aufnahme versagte, wie er mir vorausgesagt hatte, so schied ich von ihm, nachdem

ich ihn tausendmal umarmt hatte, und ich bin nun wieder heim gekommen, wo du Zeuge des Schmerzes gewesen bist, welchen ich tief im Herzen bewahrt habe, und der nur mit meinem Leben endigen kann."

Als der König Kemßerai hiermit seine Geschichte beschlossen hatte, sprach die schöne Sahidé, tief gerührt davon, zu ihm:

„Tröste dich, mein Bruder, wie außerordentlich auch dein Unglück sei, doch halte ich es nicht für unheilbar. Folge mir, und fasse dich in Geduld, nach dem Beispiele jenes klugen Vogels, der da sagte: „es ist unnütz, sich zu sträuben, wenn man einmal gefangen ist; aber mit Geduld kann man sich wieder befreien."

„Du willst mir schmeicheln," versetzte seufzend der König; „aber ich werde sie nie wiedersehen, diesen schönen Mond der Welt."

Damit entstürzte ein Thränenstrom seinen Augen, stärker als jemals. Sahidé ließ seinem Schmerz eine zeitlang freien Lauf, dann fuhr sie fort:

„Versprich mir wenigstens, nichts gegen dein Leben zu unternehmen, während einer Abwesenheit, deren ich zur Ausführung eines Entwurfs bedarf, welchen ich für deinen Zustand heilsam erachte. Meine Liebe zu dir kennt nichts Unmögliches: alles was du mir erzählt hast, ist übernatürlich; ich werde den Schleier zu zerreißen wissen, der uns die Wahrheit verhüllt; wenig-

stens will ich alle meine Kräfte dazu aufbieten; und wenn ich dich nicht darüber aufklären, noch deine Traurigkeit vermindern kann, so will ich, — das schwöre ich bei dem großen Propheten, — weit entfernt, deine Verzweiflung zu verdammen, die erste sein, dir beizustimmen und dir Mittel zu gewähren, ein so trübseliges Leben zu enden."

„Ach!" antwortete ihr der König mit einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, „ich werde auch noch den Trost einer geliebten Schwester verlieren; ich werde nicht die Beruhigung haben, in ihren Armen zu sterben: das ist alles, was ihr Eifer und ihre Liebe für mich bewirken wird."

„Woher weißt du," versetzte sie, „daß deine Augen nicht getäuscht worden, daß nicht ein auf dein Glück eifersüchtiger Geist dich bezaubert hat? Ja, wer weiß, ob du nicht einen Eindruck auf das Herz dieser schönen Prinzessinn gemacht hast?"

„Ach!" sagte der König, „dieses Glück ist keinem Sterblichen beschieden: ich darf nicht darauf Anspruch machen; und ohne Zweifel habe ich eine der Huri's des großen Propheten gesehen; die glühende Sehnsucht nach ihr, welche mich unablässig verzehrt, ist ein sicherer Beweis davon."

Der Vogel der Hoffnung nistet stäts in dem Herzen eines Liebenden; Sahidé redete so eindringlich zu dem Könige, daß er ihr versprach, nichts gegen sein

Leben zu unternehmen, vielmehr es zu fristen, um sie noch einmal wieder zu sehen, bevor er ein so qualvoll hinschmachtendes Leben endigte.

Hierauf bereitete sie alles zu ihrer Abreise, und beim Abschied umarmte sie Kemßerai und sagte zu ihr:

„Möge der Stern des Glücks überall deine Schritte geleiten!“

Aber das Herz der Prinzessin empfand die Bitterkeit der Trennung so tief, daß sie nicht im Stande war, ein Wort auszusprechen.

Fünfhundert und ein und achtzigster Tag.

Sie erkundigte sich so genau nach der Lage der Stadt Medhuschan, daß sie ohne Hindernis dorthin gelangte; um so leichter, als sie Mannskleidung anlegte, ihre Gesichtsfarbe schwärzte, und ihre schönen Haare unter einen Turban verbarg, mit Einem Worte, durchaus nichts von der Schönheit blicken ließ, womit der Himmel sie geschmückt hatte. Sie fand alles der Erzählung des Königs, ihres Bruders, entsprechend; sie fragte den ersten Mann in Trauer, dem sie begegnete, nach dem Wege zu dem Korbe. Aber er antwortete ihr nur durch einen Seufzer. Sie bemerkte, daß er aus der Stadt ging, sie folgte ihm, und bald gelangte sie an die Trümmer des Palasts, in welchen

sie wohl zwanzig schwarzgekleidete Männer antraf, die alles vergeblich versuchten, in den Korb zu steigen. Sahidé aber wurde, so bald sie sich nahte von dem Korbe aufgenommen; sie stieg rasch hinein, und wurde wie der Blitz empor gehoben, begleitet von dem Geschrei und Wehklagen derjenigen, die vergeblich gekommen waren.

Sie gelangte so in den Garten der Prinzessinn. Die Erzählung ihres Bruders von demselben war so genau, daß sie leicht alles wieder erkannte. Als die Nacht gekommen war, und die Jungfrauen ihre Plätze eingenommen hatten, kam man, sie aufzusuchen, und führte sie vor die Prinzessinn: da wurde sie von dem Anblick einer Schönheit betroffen, welche den Zustand ihres Bruders genugsam entschuldigte. Indessen bemerkte sie Niedergeschlagenheit auf ihrem Antlitze, Betrübnis in ihren Augen, und eine Schwermuth über ihr ganzes Wesen verbreitet, welche sie vergeblich zu verbergen suchte. Sie empfing sie höflich, aber kalt und verlegen.

Sahidé hielt es, zur Befriedigung ihrer Neugierde, für nöthig, ihr eine solche Leidenschaftlichkeit zu beweisen, als wenn sie wirklich gewesen wäre, was sie schien. Die Zuneigung, welche sie für die Prinzessinn zu fühlen begann; das Mitleid mit dem Zustande ihres Bruders; das Verlangen, ihm zu dienen; alle diese Gefühle, verbunden mit der Neugierde, ertheilten ihr

eine Lebhaftigkeit, welche die Prinzessinn bei der Gleichgültigkeit, welche sie zeigte, um so leichter täuschte. Sahidé wollte sich hierauf einige Freiheiten nehmen, und sich einige Liebkosungen erlauben: sie wurden ihr aber streng untersagt. Die Tänze und Musik wurden eben so aufgeführt, wie der König sie gesehen hatte; in goldenen Schalen wurde Wein in Ueberfluß umher gereicht; und die Prinzessinn, die sich beeilte, das Mahl zu endigen, bot dem Gast eine ihrer Sklavinnen dar.

„Erlaube mir, sie abzulehnen," erwiederte ihr die reizende Sahidé; „das Bild deiner Schönheit ist meinem Herzen zu gegenwärtig, um mich nicht bis zu dem Augenblicke zu beschäftigen, wo ich dich wiedersehe."

Abgesehen davon, daß diese Sklavinn ihr zu nichts dienen konnte, äußerte sie auch ein solches Zartgefühl, um zu entdecken, ob sich ihr Bruder etwa durch die Annahme der ihm gebotenen Sklavinnen einen Vorwurf zugezogen hätte. Aber die Prinzessinn erwiederte ihr mit einer Unruhe und Aengstlichkeit, welche sie nicht zu verbergen vermochte:

„Wie! du schlägst eine dieser schönen Jungfrauen aus?"

„Das ist das einzige, Gebieterinn der Schönheit," antwortete Sahidé, „was ich von allem, so du deinem Sklaven zu erbieten würdigst, ablehnen muß."

„Diese Weigerung ist hier nicht verstattet," unterbrach sie die Prinzessinn. „Dasselbe Gesetz, welches dir erlaubt, hieher zu kommen!" fuhr sie fort, „verpflichtet dich auch, eine Sklavinn zu wählen und die Nacht mit ihr zuzubringen: widrigenfalls mache dich darauf gefaßt, uns wieder zu verlaßen."

Sahidé gab dieser Drohung nach, fügte aber hinzu:

„So geruhe wenigstens, selber die Wahl zu treffen, du Seele meiner Gedanken!"

„Sie sind mir alle gleich," unterbrach sie die Prinzessinn mit Unmuth: „nimm, welche dir am beßten gefällt."

„Weil ich denn durchaus eine wählen, oder dich nicht mehr sehen soll," fuhr Sahidé fort, „so wünschte ich wohl zu wissen, welche dir am wenigsten gefällt; ihr würde ich den Vorzug geben, um dir den Eindruck zu bewähren, welchen du auf mein Herz gemacht hast."

Die Prinzessinn sagte hierauf mit ungeduldiger Miene:

„Niemals hat ein Gast hier so viel Kaltblütigkeit und Hartnäckigkeit gezeigt, als du. Nimm, sage ich dir noch einmal, welche dir gefällt, aber wähle eine."

Als Sahidé sah, daß diese Wendung nichts fruchtete, sie weiter aufzuklären, so gab sie derjenigen den Vorzug, welche die lebhafteste zu sein, und folglich den meisten Verstand zu haben schien.

„Schöne Muna, bleib bei dem Gaste," sprach sogleich die Prinzessinn zu ihr, indem sie sich entfernte.

Fünfhundert und zwei und achtzigster Tag.

Muna und Sahidé legten sich auf das Sopha, und beobachteten eine zeitlang tiefes Stillschweigen. Die eine erwartete mit Ungeduld, daß man ihren Reizen die verdiente Huldigung darbrächte, und brannte indessen vor Verlangen, ihr entgegen zu kommen; die andere dagegen sann auf Mittel, ihre Neugierde zu befriedigen. Endlich näherte sich Muna und wollte ihre beider Bekanntschaft und Unterhaltung mit Liebkosungen und Küssen beginnen. Sahidé erwiederte dieß mit einer Kälte, welche die lebhafte und ungeduldige Muna verwunderte und verdroß.

„Verspare noch deine Huld gegen mich," entgegnete die liebenswürdige Sahidé; „gib mir Zeit, sie zu verdienen: aber zuvor geruhe, mir mitzutheilen, was du von der Prinzessinn und von dem geheimnisvollen Korbe weißt."

„Lieber Fremdling," antwortete sie ihr, „möge eine Kette von Glückseligkeit alle Tage deines Lebens umwinden! ich wünschte, deine Neugierde befriedigen zu können. Folge mir, und laß uns lieber dem Ver-

langen unserer Seele genügen; halt das deine nicht länger zurück, und laß dem meinigen freien Lauf; benutze eine so glückliche Gelegenheit."

Sahidé bedeutete sie, daß sie zuvor ihre Fragen beantworten müßte. Muna nahm darauf wieder das Wort, und sprach mit Ungeduld:

„Wir, meine Gefährtinnen und ich, sind hier verwahrt, ohne etwas von dem zu wissen, was du mich frägst. Es sind nun sechs Jahre daß ich von Sklavenhändlern entführt wurde, welche mich in dieses Land her verkauften; man gesellte mich denen zu, die du hier gesehen hast: wir bewohnen ein von dem Palaste der Prinzessinn abgesondertes Gebäude, und haben keine Verbindung mit ihr; wir sehen sie nur in der Stunde des Abendessens; und am Morgen, wenn wir den angekommenen Gast verlaßen und hingehen, um der Prinzessinn und dem Könige, in Gegenwart des Reichsraths, von allem Bericht abzustatten, was der Gast mit uns gesprochen hat, werden wir mit äußerster Vorsicht von Verschnittenen in den Palast, und wieder in unsre gewöhnliche Behausung geführt; es ist bei Lebensstrafe jedermann, wer es auch sei, verboten, mit uns zu sprechen, so wie uns, ihm zu antworten. Du siehst demnach wohl," fuhr sie fort, „daß dieser Bericht nicht verdiente, die Freuden zu unterbrechen, welche uns frei steht, zu genießen. Komm also, du Sonne meiner Gedanken," beschloß sie, indem

sie ihre Liebkosungen erneute und ihre Augen vor Verlangen glühten, „komm, mich mit Freuden zu überschütten; komm, meine Seele zu entzücken!“

Sahidé, die sich niemals in einer solchen Lage befunden hatte, sagte zu ihr:

„Meine theure Muna, deine Schönheit und deine gefühlvolle Seele würden leicht mein Herz hinreißen; ich laße beiden Gerechtigkeit widerfahren, aber ich bin außer Stande, sie zu benutzen.“

„Wer hindert dich daran?“ versetzte Muna mit eben so viel Lebhaftigkeit, als Unruhe.

„Die Schönheit der Prinzessinn hat meine Seele so sehr gefesselt,“ erwiederte die reizende Sahidé, „sie beherrscht mein Herz so unumschränkt, daß ich unfähig bin, mich irgend einer andern Vorstellung hinzugeben.“

„Wie unglücklich bin ich!“ rief die zärtliche Muna aus, indem sie in Thränen zerschmolz: „was vermag ich zu thun, um dir zu gefallen, du grausamster aller Männer?“ —

„Verzweifle an nichts, schöne Muna; ich werde vielleicht noch deinen Reizen huldigen; laß aber nun auch deinen Geist glänzen, er vermag eben so viel Eindruck auf das Herz zu machen, als deine Schönheit. Die Prinzessinn hat, so schön sie auch ist, vielleicht doch nicht so viel Lebhaftigkeit und Anmuth.“

„Sie ist sondergleichen,“ antwortete ihr Muna, indem sie ihre Thränen verdoppelte; „sie ist eine Sonne

der Vollkommenheit. Zwar scheint uns seit einiger Zeit ihr Frohsinn nicht mehr derselbe, und läßt sie viel Ungleichheit in ihrer Stimmung blicken. Es entschlüpfen ihr Seufzer, welche sie vergeblich zu unterdrücken strebt; ihre Abendvergnügungen sind kürzer als sonst, sie kömmt später in den Garten, und scheint nur darauf bedacht, ihn wieder zu verlaßen; mit Einem Worte, die Heiterkeit und die Fröhlichkeit, die ihr angeboren sind, beleben nicht mehr unsere Belustigungen."

Fünfhundert und drei und achtzigster Tag.

„Aber seit welcher Zeit," fragte sie Sahidé, „hast du eine so starke Veränderung bemerkt?"

„Seit sechs Monaten ohngefähr," antwortete Muna, „als ein Gast bei uns drei Tage verblieb, was sonst nicht gewöhnlich ist; denn oft werden sie uns schon gleich nach der ersten Nacht wieder entführt."

Nachdem Sahidé sie gebeten, ihr diesen Fremdling zu schildern, und Muna ihr das Ebenbild des Königs, ihres Bruders, entworfen hatte, verdoppelte jene ihre Fragen, und die Sklavinn fuhr, obwohl höchst ungeduldig, also fort:

„Er leistete ihr offenbar besser Gesellschaft, als alle die übrigen; denn ihre Gefälligkeit gegen ihn erstreckte sich weiter. Er war selbst den Versuchungen

meiner Gefährtinnen erlegen, und folglich hätte er noch denselben Tag uns verlaßen müßen: aber die Prinzessinn, die ohne Zweifel an seinem Anblicke großes Vergnügen fand, verbot den beiden Sklavinnen, welche die Nacht mit ihm zubrachten, vor dem Könige, ihrem Bruder und dem Reichsrath etwas davon auszusagen. Er wäre glücklich gewesen, wenn er am dritten Tage das Feuer hätte dämpfen können, welches ihn für die Prinzessinn verzehrte: aber er vergaß sich, und seine Verwegenheit wurde bestraft. Seit dieser Zeit sind unsere Herzen mit Sürmeh *) bedeckt, und alle unsere Freuden sind mit ihm entflohen; wir dürfen nicht hoffen, ihn wieder zu sehen, und uns bleibt nichts anderes zu wünschen, als daß sein Andenken für immer erlöschen möge."

„Wie kann ich glauben," versetzte Sahidé, „daß die Prinzessinn diesem glücklichen Fremdling ein so lebhaftes Andenken bewahrt hat? Die Freuden dieses Gartens der Lust, und die Gefälligkeit, welche sie jedem erweist, den der Korb täglich her führt, widersprechen dem Berichte, welchen du mir gibst."

„Es ist leicht, dir hierauf zu antworten," erwiederte Muna; „es kommen nicht täglich Fremde her; seit einiger Zeit sind sie sogar seltener, als je; und die

*) Sürmé heißt eine schwarze Farbe, womit die Türken sich die Augenbrauen zu färben pflegen, und die ihnen zugleich zum Bilde der Trauer und des Kummers dient.

Prinzessinn hatte noch keinem den Garten ihrer Huld so weit aufgethan, als jenem Fremdlinge, an welchem du so viel Theil zu nehmen scheinst. Es ist wahr, er verdiente alles, was man ihm gewähren mochte; meinen beiden Gefährtinnen, die zwei Nächte mit ihm zugebracht haben, ist er noch stäts gegenwärtig im Geist, sie sprechen unaufhörlich davon, und du allein kannst meine Seele mit einem ähnlichen Duft durchströmen, wenn du mein Verlangen erwiederst."

„Fahre fort in deiner Erzählung," unterbrach sie Sahidé: „die Prinzessinn hatte also noch keinem andern Gaste so viel Huld bewiesen?"

„Nein, gewiß nicht," antwortete Muna; „zuvor begnügte sie sich, ihre Schönheit zu zeigen, die Wirkungen derselben zu bewundern, wie ein wohlthätiges Gestirn, einige Blicke aus ihren schönen schmachtenden Augen fallen zu laßen oder zu werfen, und zu erlauben, daß man auf ihre Gesundheit trank; jedoch selten gewährte sie diese Gunst; endlich sagte sie zuweilen ein schmeichelhaftes oder verbindliches Wort. Seitdem aber hat sie diese Gunst sehr eingeschränkt, wie du selber wirst bemerkt haben; übrigens werden gemeinlich alle, welche hier auftreten, schon allein durch ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihren Glanz, die köstlichen Weine, die Wohlgerüche, die Tänze, die Musik und den Anblick der Jungfrauen, die jedem Gaste zu Ge-

bote stehen, von Liebe und Lust berauscht. Die Ehrfurcht hat sie gegen die Prinzessinn stäts in Zaum gehalten: aber alle sind der Versuchung mit der Sklavinn, welche man ihnen zu behalten gebot, unterlegen, oder haben sich im Uebermaaße den köstlichen Weinen ergeben, welche man ihnen in Fülle einschenkte: und von dem Augenblick an sehen wir sie nicht wieder; man versichert sogar, sie werden darüber untröstlich, und dieser Lustgarten mache ihnen alle Freuden der Welt geschmacklos. Bisher ward es mir schwer, eine solche Verleidung zu begreifen: aber jetzo fühle ich, daß deine Abwesenheit mir den Aufenthalt hier bald unerträglich machen würde. — Das ist alles, was ich weiß," fuhr sie fort, „das schwöre ich dir bei dem Könige der Geister."

„Du willst dich also von mir trennen und mich für immer verlieren?" versetzte darauf Sahidé: „du willst mich nicht länger hier sehen, weil du verlangest, daß ich deinem Verlangen nachgebe."

„Deine Kaltblütigkeit setzt mich in Verzweiflung," antwortete ihr die schöne Muna, „ich fühle die Richtigkeit dessen, was du sagst: aber wie macht man es, bei Verstand zu bleiben, wenn man in voller Freiheit bei einem geliebten Wesen ist?"

„Ich habe nur noch eine Frage an dich zu thun," unterbrach sie Sahidé.

„Wie! du willst mich immerfort nur fragen?“ rief Muna schmerzlich aus, „und nimmer willst du mir deine Zärtlichkeit beweisen?“

„Du wirst eines Tages mit meiner Zärtlichkeit zufrieden sein,“ antwortete ihr Sahidé: „ich werde alles thun, das schwöre ich dir, was in meinen Kräften steht.“

Und als sie sah, daß diese Versicherung die aufgeregten Geister der zärtlichen Muna etwas beruhigte, fuhr sie also fort:

Fünfhundert und vier und achtzigster Tag.

„Du scheinst mir noch sehr jung, und bist doch schon sechs Jahre hier?“ —

„Ich war zwölf Jahr alt, Herr, als ich hieher kam. Aber was mich selber verwundert,“ fügte sie hinzu, „ist, daß mit meinem ganzen Wesen seitdem durchaus keine Veränderung vorgegangen ist.“

„Das geht nicht natürlich zu,“ unterbrach sie Sahidé, „du scheinst in der That noch nicht älter als zwölf Jahre zu sein. Gleichwohl sollte die zahllose Menge von Fremden, die hieher gekommen, und denen man dich preisgegeben hat, ...“ —

„Ach! wäre es ein wünschenswerthes Loos meiner Gefährtinnen, erwählt zu werden, so wäre ich sehr

unglücklich gewesen: du bist der erste, der mir einen Vorzug gegeben hat, welchen ich nicht so grausam zu finden gedachte: ja, geliebter Sultan meines Herzens, er wird das Unglück meines Lebens machen. Eine geheime Ahndung hatte mich bisher bewahrt, darnach zu verlangen: du aber hast beim ersten Anblick den Wunsch desselben in mir erzeugt. Ich schmachtete, deine schönen Augen zu küssen, ich sehnte mich, dich zu umarmen, mich nimmer von dir zu trennen. Die Rosen im Garten meines Lebens sind noch nicht verwelkt; du gestehest es selbst: warum denn, du Grausamer, behandelst du mich mit solcher Härte? Was werden meine Gefährtinnen sagen? Wie werde ich vor ihnen erscheinen können, wenn sie die Schmach erfahren, womit du mich überhäufst? Ich wäre glücklicher gewesen, wenn ich nicht gewählt worden," fügte sie hinzu, in Thränen zerfließend.

„Tröste dich, meine theure Muna," erwiederte Sahidé mit unbeschreiblicher Freundlichkeit, „ich kann mich noch nicht entschließen, dich zu verlaßen; bekenne deinen Gespielen, daß ich sterblich in die Prinzessinn verliebt bin; deine Eitelkeit wird dadurch um so weniger gekränkt werden. Uebrigens verspreche ich dir, Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit zu vergelten, wenn du mir einen wichtigen Dienst leisten willst."

„Was thäte ich nicht, um deine Gunst zu verdienen?" antwortete ihr Muna mit Thränen der Zärtlichkeit.

„Du mußt,“ fuhr Sahidé fort, „die Beschaffenheit des geheimnisvollen Korbes zu erforschen suchen, und weshalb die Prinzessinn gezwungen scheint, alle, welche durch ihn hieher gebracht werden, so zu empfangen. Was ich hier gesehen habe; das wenige, was du mir davon erzählt hast; das Geheimnis, welches man über die Berichte beobachtet, welche dem König in Gegenwart seines Reichsraths erstattet werden; alles dieß scheint mir seltsame Dinge zu verhüllen. Du mußt mir morgen erzählen, was du entdeckt hast, ich verspreche dir, keine andre Sklavinn zu erwählen, also haben wir Zeit, wieder beisammen zu sein.“

„Wenn das ein Mittel ist, dich für mich zu erweichen,“ erwiederte darauf die schöne Muna, „so sei versichert, daß ich alles aufbieten werde, um dir genügende Kunde zu bringen.“

Hierauf legte sich Sahidé in die eine Ecke des Sophas zum Schlafe, und sagte zu Muna, sie sollte sich in die andere Ecke legen.

„Wie! ich soll nicht einmal an deiner Seite schlafen?“ rief Muna aus, von Schmerz durchdrungen.

„Nein,“ antwortete Sahidé, „es wird nicht anders; du mußt thun, was ich verlange.“

Muna war also genöthigt, zu gehorchen, aber sie brachte die ganze Nacht in Thränen und Seufzer hin.

Als der Vogel mit den goldenen Fittigen in all seiner Herrlichkeit im Begriff war, aus seinem glückse-

ligen Neste emporzusteigen, entriß sich Muna diesem Orte, nicht ohne ihr Herz durch einen Kuß zu erleichtern, welchen sie der schönen Sahidé gab, die sich sogar nur mit vieler Mühe ihren Umarmungen entwand. Indeß beschwur Sahidé die Scheidende, sich sorgfältig nach den Dingen zu erkundigen, welche sie wissen wollte, und vertröstete sie auf ihr Wiedersehen am Abend.

Muna entfernte sich mit Mühe von dem Gegenstand ihrer Liebe; und Sahidé, jetzt wieder allein, überließ sich ungestört den Betrachtungen, welche alles, was sie umgab und die Theilnahme an dem Schicksale ihres Bruders ihr erregte. Sie durchwanderte die beiden Gärten; sie beschaute das Gartenhaus mit dem Throne, in der Hoffnung, irgend etwas zu bemerken, das ihr dienlich sein könnte. Aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich; das Thor, durch welches die Prinzessinn mit ihrem Hof in den Garten trat, war prächtig, mit Marmor bekleidet und mit Bronçe geziert; es war fest verschlossen und gewährte nirgends eine Durchsicht. Mit der Beschauung aller dieser Gegenstände und unter mancherlei Betrachtungen brachte Sahidé diesen zweiten Tag zu.

Fünfhundert und fünf und achtzigster Tag.

Als die Nacht gekommen war, erschien die Prinzessinn, wie gewöhnlich, aber mit noch weniger Fröhlichkeit, als gestern Abend. Sahidé eilte ihr entgegen, und bezeugte ihr um so mehr lebhaftere Freude, als sie die Ursache ihres Kummers wußte. Die Prinzessinn gab ihr auf ihre schmeichelnden Reden zur Antwort:

„Wie denn, Fremdling, also erkennst du meine Güte? Du scheinst sanftmüthig und höflich, du bestrebst dich, mir zu gefallen: indessen entsprechen deine Handlungen nicht deinem Anscheine.“

„Worin kann dein Sklave dir misfallen haben?“ rief die schöne Sahidé aus, indem sie ihr zu Füßen fiel.

„Du hast meine Sklavinn mit Schmach überhäuft,“ erwiederte die Prinzessinn verdrießlich: „was kann der Grund einer solchen Kälte sein?“

„Die Liebe, welche du mir eingeflößt hast,“ antwortete Sahidé zärtlich: „ja, du schöner Mond der Welt, diese Liebe macht mein Herz zu allem andern unfähig; die schönste der Huri's würde mir gegenwärtig gleichgültig sein. Reiche mir deine schöne Hand, gewähre mir, durch einen Kuß darauf die Glut zu lindern, welche mich verzehrt; würdige einen Unglück=

lichen deines Mitleids, welchen deine Hartherzigkeit ins Grab bringen wird."

Je mehr die Prinzessinn in Verlegenheit gerieth, je zufriedener wollte sie mit ihrer Eroberung scheinen, und je mehr verdoppelte Sahidé ihre lebhaften Ausdrücke, ihre zärtlichen Betheuerungen, und Liebeswerbungen. Wenn die Liebe das Herz beherrscht, kann es sich da noch in Eroberungen gefallen? Die Prinzessinn gab also Sahidé ihre Hand, sagte ihr ein zärtliches Wort, oder blickte sie lieblich an: aber ihr Herz warf ihr sogleich eine Handlung vor, welche sie nicht einmal begangen hatte. Sie suchte Sahidé von ihrer Liebe abzulenken, indem sie sie auf eine Sklavinn aufmerksam machte, bald um ihren Tanz und ihre Geschicklichkeit, bald um ihre Gestalt zu bewundern; dann pries sie ihr wieder einen Gesang, oder die Verse desselben an. Manchmal ging Sahidé aus Mitleid auf diese von der Liebe eingegebene Wendungen und Ausflüchte ein. Der Grund derselben war ihr zu lieb, als daß sie nicht diese Gefälligkeit gehabt hätte. Indessen, um sich völlig von dem Glück ihres Bruders zu überzeugen, dankte sie ihr bald für ihre Huld, bald legte sie die gleichgültigste Gebärde oder Rede zu ihren Gunsten aus; und dieses Benehmen setzte die Prinzessinn in Verzweiflung, um so mehr, als Sahidé eben so vermieden hatte, sich der Lockung des köstlichen Weins hin zu geben, welchen man ihr unaufhörlich

darbot. Die Prinzessinn hatte ihren Sklavinnen eingeschärft, dieses Mittel nicht zu vernachläßigen.

Als die Stunde der Trennung kam, bot die Prinzessinn, wie gewöhnlich, dem Gast wieder eine Sklavinn an; dieser aber lehnte es ab, als eine Beleidigung. Die Prinzessinn ward darüber aufgebracht; sie bestand mit großer Heftigkeit auf das Gesetz, und Sahidé sagte zu ihr:

„Sultaninn meines Herzens, weil du mich denn zwingst, abermals eine deiner Sklavinnen zu wählen, so will ich gehorchen, obschon sie mir völlig unnütz ist, und ich werde keine andre nehmen, als die schöne Muna.“

Die Prinzessinn entfernte sich hierauf; aber sie rief noch Muna zu sich, und sagte zu ihr, ohne daß es jemand hörte:

„Wenn du mich liebst, meine liebe Muna, so biete alles auf, diesem Fremdling zu gefallen; niemals haben wir einen überlästigeren hier gesehen; du allein kannst mein trauriges Leben retten, es steht in deiner Hand.“

Muna bedurfte zu dem Bestreben, dem jungen Fremdlinge zu gefallen, nicht noch des Antriebes, daß sie ihre Gebieterinn dadurch verpflichtete. Sie versprach der Prinzessinn von ganzem Herzen, nichts zur Ausführung ihres Auftrags zu versäumen.

Als Sahidé wieder mit Muna allein war, begann sie:

„Nun, weißt du heute mehr, als gestern?“

„Ach nein!“ antwortete ihr die zärtliche Sklavinn: „aber ich liebe dich, und ich habe nichts unterlaßen, dich zu befriedigen. Unter den Sklavinnen, die uns bedienen, befindet sich eine, deren Alter so hoch, und deren Treue so bekannt ist, daß man ihr manchmal erlaubt, aus unserem Frauenpallast in die Stadt zu gehen; an diese habe ich mich gewandt, und sie gebeten, sich nach dem zu erkundigen, was du zu wissen wünschest. Da ich sah, daß sie auch nur unvollkommen hievon unterrichtet war, so hat mich die Liebe zu dir, trotz der Gefahr, welche wir beide bei solchen Nachforschungen laufen, so beredt gemacht, und ich habe sie durch kleine Geschenke so zu gewinnen gewußt, daß sie heute Nachmittag zu einer ihrer Freundinnen, einer Kaufmannsfrau, gegangen ist, welche mit der verstorbenen Königinn in einer Art von Vertraulichkeit lebte; und sie hat mir versprochen, dieselbe zu bewegen, ihr alles zu sagen, was sie von dem weiß, so hier vorgeht. Das ist alles, geliebter Fremdling, was ich zu deiner Befriedigung habe thun können.“

Sahidé bezeugte ihr ihre Erkenntlichkeit, und nöthigte sie, ein Schmuckkästchen mit Diamanten anzu-

nehmen, um, wie sie sagte, die alte Sklavinn und die Kaufmannsfrau damit zu belohnen.

„Behalt deine Diamanten," wiederholte die zärtliche Muna tausendmal; „wenn ich sie auch brauchen könnte, wögen sie wohl einen Kuß auf, welchen nichts dich hindert mir zu geben? eine Liebkosung, welche du mir gewähren, eine Zärtlichkeit, welche du mir beweisen könntest? Warum willst du die Verbindlichkeit verringern, welche du mir haben magst? Aber du bist nichts als ein Undankbarer. Rede, kann ich dir wohl mehr Liebe beweisen? kann ich mich größeren Gefahren aussetzen, um die Kälte und Undankbarkeit deines Herzens aufzuthauen?"

„Nichts kann meiner Erkenntlichkeit gleich kommen," antwortete ihr Sahidé: „aber du siehst wohl ein, daß ich, indem ich mich über die Erscheinungen hier aufklären will, mich nicht einer schleunigen Entfernung aussetzen darf: demnach kann ich jetzo noch nicht deine Liebe erwiedern, weil ich über die Geheimnisse des Korbes, der Prinzessinn und des Gartens noch keinesweges im Klaren bin: das ist mein fester Vorsatz. Folge mir also," fuhr sie fort, „und laß uns diese Nacht, wie die gestrige zubringen."

Wie trübselig dieser Vorschlag auch für die schöne Sklavinn sein mochte, so gab ihr der entschiedene Ton Sahidé's doch zu erkennen, daß sie sich bequemen müßte; und diese den Freuden bestimmte und durch

die völligste Freiheit begünstigte Zeit wurde abermals von ihr mit Thränen, Seufzen und Schluchzen hin gebracht. Als aber die Nacht abließ, die Welt in ihren Trauermantel zu hüllen, rief Sahidé, um sie anzufeuern, daß sie nichts versäumte, ihr die versprochenen Aufklärungen zu verschaffen, sie zu sich heran und gab ihr einen herzlichen Kuß, dessen sich Muna nicht versah, und der sie auf den Gipfel der Freude erhub.

Fünfhundert und sechs und achtzigster Tag.

Sahidé brachte diesen Tag in noch größerer Unruhe hin, als den gestrigen; sie sah wohl ein, daß sie durch alle ihre Bemühungen nicht verhindern konnte, daß entweder der verhängnisvolle Korb sie am nächsten Tage wieder nach Medhuschan entführen, oder, daß ihre Verkleidung entdeckt würde. Beides bekümmerte sie auf gleiche Weise, weil es sie in die Nothwendigkeit versetzte, sich zu entfernen, ohne daß sie etwas Tröstliches für ihren Bruder entdeckt hatte. Alles was sie thun konnte, bestand darin, sich mit einer unbestimmten Hoffnung zu trösten, und den Entschluß zu fassen, nach den Umständen alles zu benutzen, was sie in der folgenden Nacht erfahren würde.

Endlich verstattete die Sonne den Sternen zu leuchten, und die Prinzessinn erschien, unruhiger und

bekümmerter, als je zuvor. Sahidé ihrerseits war auch nachdenklich, und ihr Abendessen war noch ernsthafter, als die beiden vorigen. Die schönen Jungfrauen blickten sich unaufhörlich voll Verwunderung an; die völlige Stille, welche häufig eintrat, war gänzlich gegen den Gebrauch hier im Garten. Als die Prinzessinn solches Schweigen auch bemerkte, unterbrach sie es plötzlich durch die erste beßte Rede, welche nicht immer ihres treffenden Geistes würdig war.

Sahidé unterdessen, um die angefangene Rolle durchzuführen, sagte zu ihr:

„Was ist das, schöne Gebieterinn meines Willens? es scheint, du bist heute zurückhaltender gegen mich, als an den vorigen Tagen. Warum trübst du durch deine Unruhe mein Glück, die Königinn meiner Gedanken zu sehen?"

„Was soll ich," erwiederte die Prinzessinn, „einem Menschen sagen, der vorgibt, mich zu lieben, und sich meinen Sklaven nennt, und der gleichwohl nur mir zu misfallen trachtet?"

„Ich! ich trachte dir zu misfallen?" rief Sahidè mit Lebhaftigkeit aus. „Ich, der ich willig mein Leben hingab, um dir einen Augenblick Vergnügen zu gewähren."

„Das ist eine gewöhnliche Rede," unterbrach ihn die Prinzessinn; du fühlst wohl selber, daß sie das Unrecht nicht wieder gut machen kann, welches dein Ve-

nehmen gegen meine Sklavinn bei mir verschuldet hat. Mit Einem Worte," fuhr sie fort, „wenn derjenige, der um meine Liebe wirbt, mir nicht gehorsam ist, was darf ich erst von ihm erwarten, wenn ich das Unglück hätte, ihn zum Manne zu haben? Sei also versichert, daß ich lieber das Leben verlieren will, als mich einem Manne unterwerfen, über den ich so wenig vermag, und der meine Geschenke verschmäht."

„Wie ungerecht bist du doch!" rief Sahidè aus.... —

„Glaube mir, deine Klagen sind unnütz; sie werden mich nicht überzeugen," fuhr die Prinzessinn aufgebracht fort: „wähle eine Sklavinn, und laß uns von einander scheiden; das ist das beßte, was wir thun können."

Sahidè bat sie aber, ihr wieder ihre treue Muna zu laßen, und sie wurde ihm bewilligt, troß dem Erstaunen, welches diese Beständigkeit den übrigen Jungfrauen erregte, und troß der geringen Hoffnung, welche die Prinzessinn daraus schöpfte.

Als das Gartenthor wieder verschlossen war, beseelte die beiden Zurückbleibenden ein gleicher Eifer, die eine, zu fragen, und die andre, darauf zu antworten.

„Schöner Fremdling," sagte Muna zu ihm mit all der Lebhaftigkeit des Gefühls, welche die Zuversicht

hegt, daß es ihr gelungen ist, „die Liebe hat mich alles entdecken laßen.“

„Ach! meine theure Muna, wie viel Dank bin ich dir schuldig!“ unterbrach sie Sahidé.

Diese zärtlichen Worte belohnten der Sklavinn all ihre Mühe:

„Höre,“ begann sie nun, „was die Alte mir wieder erzählt hat; und das ist, meine ich, alles, was wir irgend davon erfahren können:

Geschichte

Gülsums und des Königs der Geister.

Der König von Medhuschan, Vater der Prinzessinn Sulusch und des Prinzen Badanaser, der gegenwärtig König ist, starb vor etwa zehn Jahren, und die schöne Gülsum, seine Witwe, beherrschte seitdem sein Reich mit einem aus den Vesyren bestehenden Rathe, welchen der König vor seinem Tode eingesetzt hatte, weil seine Kinder noch zu jung waren, um einer so weisen Vorsicht zu entrathen.

Gülsum war schön und noch jung; der Ruf ihrer Schönheit wurde bald noch durch die Weisheit ihrer Regierung, und durch die Sorgfalt, womit sie sich gänzlich der Erziehung ihrer Kinder widmete, vermehrt;

denn die Tugenden des Herzens erhöhen stäts die äußeren Reize.

So gelangte die Kunde von den Vollkommenheiten dieser Königinn auch zu dem Könige der Geister; er zweifelte lange, ob ihre Lobpreisungen nicht übertrieben wären. Um sich selber davon zu überzeugen, erschien er an ihrem Hofe, und die Bewunderung ihrer trefflichen Eigenschaften verwandelte sich bald in die unbändigste Leidenschaft; aber je stärker diese ward, desto unglücklicher machte sie ihn. Die Königinn hatte ihrem Gemahl ewige Treue gelobt; und der König der Geister konnte für die Dienstleistungen, zu welchen er sich unabläßig erbot, und für alle die Aufmerksamkeiten, womit er sie gewissermaßen stäts überhäufte, nichts weiter erlangen, als Aeußerungen der Erkenntlichkeit. Die Erkenntlichkeit allein aber ist für einen Liebenden nur Verschmähung; und so verwandelte sich die Liebe dieses furchtbaren Königs bald in Wuth. Er sann lange nach, was er thun sollte, um sich für die Gleichgültigkeit der Königinn zu rächen, und beschloß endlich, sie auf eine empfindliche Weise zu bestrafen; ohne daß es jedoch sie selbst träfe. Die weise und durchaus tugendhafte Königinn hatte alle ihre Sorgfalt darauf gewendet, auch ihre Tochter, die Prinzessinn Sulusch, zu allen Tugenden zu erziehen, welche sie selber übte; und weil der Geisterkönig nicht die dem zarten Gemüthe tief eingeprägten Lehren derselben austilgen

konnte, so beschloß er, sie wenigstens des äußern Anscheins der Tugend zu berauben, und dadurch die zärtliche und tugendhafte Mutter zu betrüben.

Fünfhundert und sieben und achtzigster Tag.

Zur Ausführung dieses Vorhabens stiftete er die Mitglieder des Reichsrathes auf, sie sollten es nimmer zugeben, daß das Reich Medhuschan getheilt würde; was die Königinn durch Vermählung der Prinzessinn Sulusch unfehlbar beabsichtige:

„Weil es aber keine richtige Staatskunst ist," fügte er hinzu, „die Vorrechte und Gebräuche eines Landes auf einmal zu beschränken, so muß man mit der Vermählung der Prinzessinn so große Schwierigkeiten verknüpfen, und ihrer Lebensweise einen so abschreckenden Anschein geben, daß Sulusch niemals einen Prinzen findet, der sie heirathen möchte. Und wenn sie etwa eine Mißheirath eingeht, so kann der Reichsrath sich mit vollem Rechte widersetzen, ihr die Hälfte des Reichs mitzugeben." Weil er indessen einsah, daß es ungerecht sein würde, einer jungen Prinzessinn, die nichts verbrochen hatte, ein beklagenswerthes und trauriges Leben zu bereiten, so, fuhr er fort, glaube er, ein Mittel gefunden zu haben, allen diesen Uebelständen abzuhelfen.

Der Reichsrath dankte ihm für diese freundliche Theilnahme an der Größe und Erhaltung des Staats, und bat ihn, seinen ganzen Entwurf darzulegen, welchen er auszuführen entschlossen wäre.

Hierauf machte der Geisterkönig den Vorschlag, in einem wonniglichen Garten, welchen er selber hervorzubringen übernahm, Lustbarkeiten aller Art, Tänze, Feste und schöne Sklavinnen zu versammeln; und zum Troste der Prinzessinn und ihres Hofes, versprach er, daß sie, so lange sie diesen Zauber-Garten bewohnten, nimmer eine Spur der Jahre gewahren, sondern dieselbe Frische, Jugend und Schönheit behalten sollten, wie sie im Augenblick der Errichtung des Gartens gehabt hatten.

„Das ist noch nicht alles,“ fuhr er fort: „die Fremdlinge sollen nur durch einen Korb hieher und wieder weg gebracht werden. Dieser Korb soll nur diejenigen aufnehmen, die sich freiwillig dazu entschlossen haben, und niemals mehr als einen; und wer einmal wieder so hinweg getragen worden, dem ist jeder andere Rückweg dorthin durchaus unzugänglich.“ Um indessen die Mitglieder des Reichsraths noch völlig zu beruhigen, versprach der Geisterkönig, daß alle, die den Reizen der Sklavinnen oder den köstlichen Weinen erlägen, sofort durch den Korb wieder weg gebracht, jedoch nicht so strenge behandelt werden sollten, als diejenigen, welche die Ehrfurcht gegen die Prinzessinn aus den Augen setzten.“

Muna hütete sich wohl, ihres eigenen Vortheils wegen, Sahidé auch zu sagen, daß derjenige, der so enthaltsam wäre, drei Tage hindurch den Lockungen des Gartens zu widerstehen, sich das Recht erwürbe, die Prinzessinn Sulusch zu heirathen.

„Diese Vorschläge wurden angenommen; der Geisterkönig hatte hier bald alles so eingerichtet, wie es deinen Augen erschienen ist, und um die Fremden herbei zu ziehen, ließ er in der Stadt Medhuschan ausrufen, daß, wer Wunder schauen und überschwängliche Freuden schmecken wollte, sich in den Korb setzen sollte. Eine solche Verheißung hatte bald von allen Seiten Neugierige herbei gelockt, deren Menge schwerlich zu zählen sein möchte. Der Geisterkönig führte also, mit Zustimmung des Reichsrathes, seinen Entwurf aus; Sulusch wurde den Armen ihrer zärtlichen Mutter entrissen, und den Freuden des Gartens überliefert; und Gülsum war von tiefem Schmerz durchdrungen, als sie die näheren Umstände von den nächtlichen Festen ihrer Tochter vernahm. Der Geisterkönig entfernte sich, um den Vorwürfen zu entweichen, womit sie ihn überhäufen wollte; sie bezeigte den Mitgliedern des Reichsrathes ihren Unwillen: diese aber entschuldigten sich mit der Wohlfahrt des Staats; und als die edle Königinn sah, daß ihr Unglück nicht abzuwenden war, so konnte sie es nicht überleben, und starb, nachdem sie eine zeitlang hin geschmachtet war.

Der König Badanaser hat bei seiner Thronbesteigung ein seinem Vortheile zusagendes Gesetz bestätigt, und beobachtet es genau; und dieß gebietet den Sklavinnen, jeden Morgen vor ihm zu erscheinen und ihm von dem Betragen des Fremdlings, der sie gewählt hat, Bericht abzustatten.

Beschluß
der
Geschichte von dem Korbe.

Das ist alles, Herr," fügte die zärtliche Muna hinzu, „was ich habe entdecken können. Wie leicht kannst du mich der Gefahren vergessen machen, welchen meine Nachforschungen mich aussetzen! halte mir nun dein gegebenes Wort, mache mich glücklich!"

„Ich wünschte, es zu können," erwiederte Sahidé freundlich.

„Wer verhindert dich daran, Grausamer?" fuhr die Sklavinn fort. „Sprich mir nicht mehr von der Liebe, welche du für die Prinzessinn empfindest; bedenke, daß du sie nie wiedersehen wirst. Das Herzeleid, welches ihre Abwesenheit dir erregen wird, verheißt mir eine Rache, welche, leider! mich nicht befriedigen kann; ich sehe, daß du in dein Verderben rennest; ich bin zum voraus darüber bekümmert, ich, die gern ihr Blut für dein Glück hin gäbe."

„Aber,“ erwiederte ihr Sahidé, „welche Gewißheit kannst du mir über die Wahrheit deiner Erzählung geben? Du hast Verstand; wer verbürgt mir, daß du sie nicht erfunden hast, um Erkenntlichkeit von mir zu fordern?“

„Vollende, Grausamer, vollende, meine Schmach!“ unterbrach sie die Sklavinn, indem sie einen Strom von Thränen vergoß; lege mir Geistesgaben bei, um mir Laster anzudichten. Die wahre Liebe ist unfähig zu lügen; du kennst sie nicht; du liebst nur, mir wehe zu thun: aber ich weiß, mich zu rächen! — Wie unglücklich bin ich!“ rief sie dann wieder aus: „vergeblich also, du Treuloser, habe ich, um dich zu befriedigen, ein Geheimnis erforscht, welches ich nicht hätte durchdringen sollen; vergeblich habe ich es dir verrathen; ich sehe wohl, du wirst die Treulosigkeit so weit treiben und der Prinzessinn entdecken, was ich dir anvertrauet habe, und ohne Bedauern wirst du ein Mädchen sterben sehen, welche dich anbetet. Aber ich will dich schon verhindern, sie wieder zu sehen. Ich hoffte, du würdest mir wenigstens die letzten Augenblicke deines Bleibens in diesem Garten schenken, welcher fortan nur ein Ort des Abscheus für mich sein wird. Liebst du die Prinzessinn, so soll ein Wort, das ich dir sagen will, dich eben so unglücklich machen, wie mich; die Liebe hatte mich verleitet, dir ein Geheimnis davon zu machen. Wisse denn, daß morgen

die Prinzessinn dein ist, wenn du sie heirathen willst, und wenn ich dir Gerechtigkeit will widerfahren laßen: aber eher, als ich das Glück meiner Nebenbuhlerinn zugebe, will ich meineidig werden. (Wozu ist die überschwängliche Liebe nicht fähig!) Ich will vor dem ganzen Hofe erklären, daß du diese Nacht erlegen bist; du wirst so das Glück einbüßen, dem du mich aufopfern willst; und ich werde der Prinzessinn einen Dienst leisten, indem sie mehr als den Tod fürchtet, dich zu heirathen. Kurz, was es mich auch kosten mag, du sollst nicht über mein Unglück frohlocken; trotz deiner Kälte, will ich mit Freuden versichern, daß du mir hast Gerechtigkeit widerfahren laßen, und du wirst in dem Korbe heim kehren, um dich der Trauer und der Sehnsucht hinzugeben."

Fünfhundert und acht und achtzigster Tag.

Sahidé gerieth durch diese Drohungen in große Verlegenheit; es war nicht leicht für sie, hier einen Entschluß zu faßen. Was sollte aus ihr werden, wenn sie genöthigt würde, die Prinzessinn zu heirathen? Die geringe Hoffnung, ihrem Bruder nützlich zu werden, und die Furcht, nutzlos für ihn zu sterben, ließ sie demnach die Rache, welche Muna im Sinne hatte, als das einzige Mittel betrachten, welches sie aus der

Verlegenheit ziehen könnte, indem es sie wieder in dem Korbe heim sendete.

„Besinnst du dich zu meinen Gunsten?" fragte Muna, die ihre innere Bewegung gewahrt hatte.

„Nein," antwortete ihr Sahidé, „keine deiner Drohungen hat mich geschreckt; laß uns zu Ruhe gehen. Du magst thun, was dich gut dünkt," setzte sie mit Stolz hinzu; „ich fürchte dich nicht."

Muna, betroffen über eine solche Standhaftigkeit in ihrer Verschmähung, und noch mehr betrübt durch diese letzten Worte, welche zugleich ihre Eigenliebe beleidigten, faßte den Entschluß, ihr zu gehorchen, trotz der Wuth, welche sie im Herzen trug, und drückte sich in die äußerste Ecke des Sopha's, beunruhigt von tausend sich durchdringenden Gedanken.

Sahidé war nicht minder von mancherlei Gedanken bestürmt. Indessen gewährten ihr die Müdigkeit und das Bedürfnis, welche sich einem von Leidenschaften freien Herzen leicht fühlbar machen, sich dem Schlafe hinzugeben. Muna dagegen, die nicht schlief, und sie stäts beobachtete, konnte diesen Schlaf nur als den letzten Beweis der Verschmähung ansehen; es fehlte wenig, so hätte sie die unglückliche Prinzessinn ihrer Rache aufgeopfert, mit dem Vorsatze, sie selber nicht zu überleben; zwanzigmal stand sie schon im Begriff es zu thun; zwanzigmal betrachtete sie ihren Dolch: aber endlich, als sie den Tag anbrechen sah, wollte sie

denjenigen wenigstens noch mit den Augen verschlingen, von dem sie sich jetzo für immer trennen sollte. Sie stand auf, und näherte sich; sie betrachtet ihn mit Entzücken, sie will ihm wenigstens noch einen Kuß geben; sie sucht emsig nach irgend einer Kleinigkeit, die dem Geliebten angehört, um daraus ihren größten Schatz, ihren Trost in der Trennung zu machen: da gehen ihr, bei der Verwirrung des Schlafs, endlich die Augen auf, und Sahidé scheint ihr ein Weib; je mehr sie es untersucht, je mehr überzeugt sie sich davon; kaum trauet sie ihren Augen: sie kann aber nicht mehr daran zweifeln, ein bewundernswürdiger halb entblößter Busen ist ihr geringstes Kennzeichen. Plötzlich sinkt ihr die Zauberbinde der Leidenschaft von den Augen; ihre Begierden erlöschen, ihre Unschuld kehrt zurück, kurz, es war auf einmal eine ganz andere Muna. Ihre durch die erfahrene Behandlung nun nicht mehr beleidigte Eitelkeit, führte die Gerechtigkeit in ihr Herz zurück, und stellte ihr ihre Pflicht im ganzen Umfange vor Augen. Sie ging leise weg, und ließ die Prinzessinn aufwecken, um ihr ihre Entdeckung mit zu theilen.

Sulusch, — stäts erfüllt von ihrer Leidenschaft für den Fremdling, überdrüßig der Prüfungen, wozu ihre unglückliche Lage sie nöthigte, und welche ihre Liebe zu dem Könige Kemßerai ihr noch unerträglicher

machte, überdieß befürchtend, einst gezwungen zu sein, einem der Fremdlinge ihre Hand zu reichen, welche der Korb ihr unaufhörlich zuführte, — wurde von Muna's Entdeckung entzückt, und entschloß sich auf der Stelle, den Fremdling zu heirathen, der allem Anscheine nach nimmer wagen würde, sein Geschlecht zu entdecken, welches zu verbergen er eben so viel Ursache hätte, als sie. Dieses Vorhaben entsprach völlig den Gefühlen ihres Herzens, und gab ihr einen gültigen Vorwand, eine Lebensweise zu verlaßen, welche sie nicht länger ertragen konnte. Sie versprach also Muna, ihr die Freiheit zu schenken, und ihr Glück zu machen, wenn sie nicht aussagte, was sie von dem Fremdling entdeckt hatte, sondern sich begnügte zu bekennen, daß er auch diese dritte Nacht der Versuchung nicht erlegen wäre.

Muna gehorchte ihr; und als sie vor dem Könige Badanaser und dem Reichsrathe ihre Erklärung, dem Willen der Prinzessinn gemäß, abgelegt hatte, sprach der König:

„So laßt uns denn den so lange erwarteten Gemahl der Prinzessinn, den enthaltsamsten der Männer, in Augenschein nehmen."

Alsbald befahl er zween Vesyren, hin zu gehen und im Gefolge aller Beamten der Krone und seines Hauses in dem Zaubergarten den Fremdling auf zu

suchen, der die Prinzessinn seine Schwester heirathen sollte.

Sein Befehl wurde vollzogen, und die Vesyre fanden die Prinzessinn noch fest im Schlafe. Alle stellten sich in tiefer Stille, mit allen Zeichen ihrer Würde, um sie her, blieben so mit niedergeschlagenen Augen stehen, und wagten nicht, denjenigen anzublicken, der ihres Königs Schwager werden sollte.

Unterdessen erwachte Sahidé, und gerieth in das höchste Erstaunen, als sie sich von einem so glänzenden Hofstaat in ehrfurchtsvollem Schweigen umgeben sah, während sie schon erwartete, sich in dem verhängnisvollen Korbe zu befinden.

„Wo bin ich?" wiederholte sie mehrmals.

Der Groß-Vesyr, der sich vor ihr niedergeworfen hatte, antwortete auf ihre Frage nur durch Ehrfurchtsbezeigungen und durch die Bitte, daß sie geruhete, ihm zu folgen.

Sahidé gab seiner Aufforderung nach; nichts was sie hier sah, durfte sie beunruhigen: sie folgte also diesem prächtigen Hofstaate, und gelangte bald in den Palast des Königs, der sie auf seinem Throne, seine Schwester Sulusch zur Seite, empfing, und zu ihr sprach:

„Komm, Fremdling, dessen Treue und Enthaltsamkeit belohnt zu werden verdienen; nenne uns wenigstens deinen Namen, dein Vaterland und dein Ge-

werbe; deinem Schwager darf deine Geschichte nicht unbekannt bleiben: gib uns vor allen eine nähere Kunde von deinen Reichen und weitläuftigen Staaten."

Sahidé, die an den spöttischen Ton, dessen man sich gegen sie bediente, nicht gewöhnt war, warf sich dem Könige zu Füßen, und sprach:

„Euer Majestät verzeihe den Antrieben, welche mich hieher geführt haben; ich bin zu aufrichtig, um länger darüber zu täuschen."

Fünfhundert und neun und achtzigster Tag.

Sulusch, die befürchtete, daß sie ein Geheimnis entdecken würde, auf welches sie ihre Ruhe gründete, wollte sie unterbrechen; aber Sahidé wollte der Prinzessinn wenigstens den traurigen Zustand zu erkennen geben, in welchen ihre Liebe ihren Bruder versetzt hatte, und fuhr fort mit den Worten:

„Herr, Kemßerai...."

Bei diesen Worten erröthete Sulusch; Sahidé that, als bemerkte sie es nicht, und fuhr fort:

„Mein Bruder ist ein junger, unglücklicher König, der aus Liebe zu der Prinzessinn Sulusch stirbt; er hat den Lockungen nicht widerstehen können, welche in deinen Staaten den Fremdlingen bereitet sind, und der Korb, der ihn wieder von hinnen führte, hat ihn zum

unglücklichsten der Menschen gemacht. Ich liebe ihn so zärtlich, daß ich ihn nicht wollte hinschmachten laßen, ohne zu versuchen, ob ich ihm keinen Trost gewähren könnte. Ich habe also, wie du siehst, diese Verkleidung angenommen, mich allen Zufällen einer so weiten Reise ausgesetzt, und das Abenteuer mit dem Korbe gewagt."

„Wie! du bist also kein Mann?" rief der König aus.

„Nein, Herr; ich heiße Sahidé," antwortete sie ihm, indem sie sich das Gesicht mit einer Feuchtigkeit abwischte, welche sie zu diesem Zwecke mit genommen hatte; zugleich nahm sie den Turban ab, der die schönsten Locken von der Welt hinab wallen ließ, und erschien so schön, daß der König Badanaser davon ganz entzückt wurde und zum erstenmal in seinem Leben Liebe empfand. Es fehlte nicht viel, so wäre er ihr zu Füßen gefallen. Indessen wollte er sich doch nicht auf einmal so verschieden von seinem bisherigen Betragen zeigen, und erröthete noch über ein ihm unbekanntes Gefühl; er sprach also mit einer erzwungenen Würde:

„Der Betrug, welchen du, Sahidé, uns gespielt hast, verdiente den Tod; ja wer weiß, ob du uns gar die Wahrheit sagst in Betreff deiner erlauchten Geburt: aber ich verzeihe deinen Reizen. Lebe hier bei Suluſch, ohne Hoffnung, jemals deinen Bruder wieder zu sehen, noch in deine Staaten heim zu kehren. Du aber,

meine Schwester, fahre fort, dir einen Gemahl zu suchen; Sahidé entspricht dem Gesetze nicht."

Die beiden Prinzessinnen entfernten sich; und Sulusch, die ungeachtet der Uebereinstimmung des Namens, sich doch nicht zu schmeicheln wagte, daß der, den sie liebte, derselbe wäre, von welchem Sahidé gesprochen hatte, that deshalb so viele Fragen an sie, und Sahidé erinnerte sie an so viele einzelne Umstände, daß Sulusch, voll Entzücken, von demjenigen geliebt zu werden, den sie anbetete, den Entschluß faßte, sich lieber allem auszusetzen, als in den Garten des Geisterkönigs zurück zu kehren.

Badanaser säumte nicht lange, diejenige zu besuchen, nach der er seufzte. Er wollte ihr seine Liebe erklären; aber sie, obschon sie ihn sehr liebenswürdig fand, behandelte ihn mit großer Strenge. Der Fürst beklagte sich darüber, und Sahidé erwiederte ihm, wenn er ihr gefallen wollte, so würde sie auf die Prinzessinn Sulusch die Ansprüche geltend machen, wozu die von dem Geisterkönige eingeführten und durch den Reichsrath gebilligten Gesetze sie hinlänglich berechtigten. Badanaser machte einige Schwierigkeiten, jedoch sagte er ihr zuletzt:

„Ich willige in alles, was du verlangst, so fern es von mir abhängt, und ich habe fortan keinen andern Willen, als den deinigen."

„So verbiete ich," fuhr sie fort, „von diesem Augenblick an die nächtlichen Feste in dem Garten, und will nicht, daß der Korb noch fürder Fremdlinge herbei hole."

„Ich muß dich erinnern," erwiederte der König, „daß alles, was du verbietest, den Geisterkönig angeht; du magst selber mit ihm sprechen," fügte er hinzu, „ich kann ihn leicht herbei rufen: alles was ich in dieser Sache thun kann, besteht darin, daß ich meine Bitten mit den deinigen vereinige. — Aber meine Schwester," fuhr er fort, „soll sie sich denn nie vermählen?"

„Warum denn nicht?" versetzte Sahidé.

„Das Gesetz gebietet mir," unterbrach sie der König, „den vom Schicksale für meine Schwester bestimmten Gemahl in den von dem Geisterkönig eingerichteten Gärten prüfen zu laßen."

„Jeder Eid, der ein unmögliches Ding zum Gegenstande hat, ist nichtig," antwortete ihm Sahidé mit einem Ausdruck von Hoheit, welche den König ganz in Erstaunen setzte. „Ich will einen viel einfachern Eid ablegen, und einen den ich gewissenhaft halten will," fuhr sie fort. „Du liebst mich, Herr?" sagte sie mit Bescheidenheit. „Wohlan, ich gelobe, mich mit dir zu vermählen, wenn du dich aus Liebe zu mir drei Tage lang einer Sache enthalten kannst,

zu deren Genuß dich Bedürfnis und Vergnügen gemeinsam antreiben."

„Ich gehe es ein," erwiederte Badanaser; „was ist es, dessen ich mich enthalten soll? Es gibt nichts, so ich nicht im Stande wäre zu thun, um dir zu beweisen, wie sehr ich dich liebe."

„Ich kenne dich noch nicht genug," fuhr sie fort, um bestimmte Opfer von dir zu verlangen: aber wenn du mich wahrhaft liebst, so könntest du dich ohne Zweifel einer Sache enthalten, welche ich dir nennen würde; indessen verlange ich jetzo keinen andern Richter, als dich selber, und ich berufe mich deshalb lediglich auf deine Redlichkeit."

Fünfhundert und neunzigster Tag.

Badanaser verließ sie, um mit seinem Minister Rücksprache zu nehmen, und irgend eine auffallende Enthaltsamkeit zu ersinnen. Er hatte von den Prinzessinnen bis zum folgenden Abend Abschied genommen, weil er auf die Jagd gehen wollte. Nachdem er sich lange bedacht hatte, glaubte er gefunden zu haben, was er suchte:

„Du weißt es, Vesyr, ich liebe nur die Tiegerjagd: nun will ich auf die Gasellenjagd gehen, welche ich nicht leiden kann; das ist ein Opfer, welches ich

der schönen Sahidé bringe; es ist eine Enthaltsamkeit, die ich mir auferlege; wir wollen sehen, was sie dazu sagen wird. Nein, und wenn hundert Tieger morgen bei mir vorbei kämen, ich würde nicht einen davon tödten, darauf schwöre ich; das ist ein Vorsatz, der sie so wohl von meiner Liebe, als von der Kraft einer Versuchung zu widerstehen, überzeugen wird."

Während der König diese Anstalten machte, fanden die Prinzessinnen Mittel, jemand zu gewinnen, der den König auf die Jagd begleitete, und ihre Aufträge ausrichten sollte; ihr beider Vortheil war zu innig verflochten, als daß sie nicht gemeinschaftliche Sache sollten gemacht haben. Sahidé war einen Theil der Nacht hindurch beschäftigt, dasjenige vorzubereiten, was jener Vertraute, der des Landes vollkommen kundig war, ihr versprach, den König antreffen zu laßen. Hierauf legten sich die Prinzessinnen zur Ruhe, und erwarteten die Rückkehr Badanasers.

Frohlockend kam er heim, und sagte zu der Schwester Kemßerai's:

„Du behauptest also, schöne Sahidé, daß man nicht enthaltsam sein kann? Wahrlich, heute habe ich's bewiesen, ich habe mich, dir zu gefallen, auf eine der langweiligsten Jagden beschränkt. Ich meine, man soll mich sobald nicht wieder dabei betreffen."

„Du bist also mit dir selber zufrieden?" versetzte Sahidé: „laß doch sehen, was du vollbracht hast?"

„Ich habe Gasellen gejagt,“ antwortete er mit Zuversicht. —

„In welche Gegend hat die Jagd dich geführt?“ —

„In den Palmenwald,“ antwortete er. „Aber, beiläufig gesagt, du weißt wohl nicht, was ich dort angetroffen habe: köstlichen Scherbet, mit Schnee umgeben, in Gefäßen, welche die reizendste Erscheinung in dieser Gegend bildeten. Du sollst selber die Köstlichkeit dieses Getränks schmecken,“ fügte er hinzu, „ich habe befohlen, etwas davon mit zu nehmen.“

„Du hast also davon genossen?“ unterbrach ihn die Prinzessinn.

„Ohne Zweifel,“ antwortete der König. „Meine Begleiter haben mir zwar vorgestellt, daß ich nicht von einem Getränke genießen sollte, dessen Zubereitung man nicht gesehen hätte: aber es war heiß, der Scherbet schien so kühl, und er wurde mir auf eine so einladende Weise dar geboten, daß ich alle ihre Einwendungen verlachte. Ich habe mich wohl dabei befunden; niemals hat man mir etwas so Köstliches vorgesetzt, noch etwas, das mir so viel Genuß gewährt hätte.“ —

„Dieses Bekenntnis genügt mir, mein Fürst, und du hast dein mir gegebenes Wort gelöset.“

„Was willst du damit sagen?“ fragte der König lebhaft, obwohl ein wenig betroffen: „es war heiß,

und ich habe getrunken; ist es eine Sünde, zu trinken, wenn man Durst hat?"

„Damit ist dein Urtheil gesprochen," erwiederte Sahidé, bescheiden die Augen nieder senkend; „entscheide du selbst. Du kannst dich nicht entschuldigen, daß du nicht genugsam gewarnt worden vor der unschuldigen Schlinge, welche man dir gelegt hat, und in welche du gefallen bist, ungeachtet aller der Gründe, welche dich davon hätten zurück halten sollen. Uebrigens bin ich es, die den Scherbet bereitet hat, welchen du angetroffen, und es freuet mich, daß er dir so gut geschmeckt hat."

Als die Verwirrung des Königs sich etwas gelegt hatte, empfand er nur noch die geistige Anmuth und die reizende Gestalt der schönen Sahidé, sank ihr zu Füßen, und sagte zu ihr:

„Ich bin überwunden: aber wie gern ich auch deinen Willen thun wollte, so vermag ich doch nichts von dem, was du verlangst, ohne den König der Geister; seine Erlaubnis ist durchaus erforderlich; du siehst wohl ein," fuhr er fort, „daß der Reichsrath nichts aufzuheben wagen darf, was nur auf seinen Antrag festgesetzt ist. Indessen will ich nichts versäumen, zu bewirken, was die schöne Sahidé begehrt. Ich kann den Geisterkönig auffordern, hieher zu kommen; in einigen Augenblicken könnet ihr beide selber mit ihm reden," setzte er hinzu.

Die Prinzessinnen willigten mit Freuden ein; und auf der Stelle schrieb Badanaser den Namen des Königs der Geister und den seinigen auf einige Blätter des schönsten gemalten und vergoldeten Papiers, so nur in seinem Palaste zu finden war. Er verbrannte sie in einem Feuer von Aloë- und Sandelholz, und alsbald erschien der Geist.

Fünfhundert und ein und neunzigster Tag.

Die Prinzessinnen stellten ihm die Lage ihrer Herzen und die Quaal vor, worin die Grausamkeit seines Befehls sie versetzte. Sahidé gab ihm sogar auf eine feine Weise zu verstehen, daß er bei dieser Angelegenheit der üblen Laune freien Spielraum gegeben habe.

Er gestand, daß er sich selber mehr als einmal die Härte seines Benehmens vorgeworfen habe: „aber, schöne Sulusch," fügte er hinzu, „wenn ich nun die Bezauberung des Korbes auflöse, bedenkst du nicht, daß die seitdem verflossenen Jahre alle ihre Rechte an eurer Jugend und Anmuth werden geltend machen?"

„Ja, Herr, ich denke wohl daran, und unterwerfe mich dem. So lange ich noch gefalle, werde ich das allgemeine Loos nicht gewahren: und wenn ich aufhöre zu gefallen, wird es mir dann nicht gleichgültig sein?"

Der Geisterkönig, selber gerührt durch diesen Beweis der Liebe, machte sich anheischig, zur Vergütung des von ihm gestifteten Unheils, in jedem, der sich rühmen könnte, die geringste Gunstbezeugung der Prinzessinn empfangen zu haben, das Andenken an dieses Abenteuer zu vertilgen, sie die Trauer ablegen zu laßen, kurz, gar keine andere Erinnerung an diese Ereignisse übrig zu laßen, als die allgemeinen Vorstellungen von Wonne und Lust.

„Das ist noch nicht alles," fuhr er fort: „der Korb soll nur noch einmal seinen Dienst thun." Als er aber sah, welche Furcht dieser verhängnisvolle Korb der Prinzessinn erregte, setzte er rasch hinzu: „Ich werde ihm nämlich Befehl geben, den König Kemßerai herbei zu bringen. Bist du es nicht zufrieden, schöne Sahidé? Und du, schöne Sulusch, willst du mich daran verhindern? fragte er lächelnd."

Die Freude der einen und das Stillschweigen der andern zeigten ihm, daß dieses Erbieten ihnen unendlich angenehm war.

Während so die Hoffnung eben so die Herzen der Prinzessinnen, als das Herz des Königs Badanaser beseelte, und der Geisterkönig das Vergnügen genoß, die Beseligung der Liebe zu sehen, welche im Begriff steht, glücklich zu werden, machte sich der Korb auf die Fahrt, und befand sich bald in dem Zimmer des Königs Kemßerai. In diesem Fürsten war kaum noch ein

Hauch des Lebens: aber der Anblick des Korbes belebte alle seine Hoffnungen, und verlieh ihm die Kraft, sich ohne Hülfe hinein zu setzen. Sogleich flog der Korb mit seiner gewöhnlichen reißenden Schnelligkeit dahin, und brachte ihn in den Saal des Palastes, wo der König Badanaser, die Prinzessinnen und der Geisterkönig ihn erwarteten.

Bei dem Anblicke der geliebten Sulusch sank Kemßerai in Ohnmacht. Der Geisterkönig flößte ihm sogleich einen Trank ein, ohne welchen er rettungslos wäre verloren gewesen: augenblicklich gab ihm derselbe seine volle Gesundheit wieder. Die Liebe und die Prinzessinn Sulusch hätten ohne Zweifel auch dieses Wunder bewirkt: aber sie hätten länger damit zu thun gehabt.

Der Geisterkönig vollzog selber die Vermählungsfeierlichkeit dieser vier Geliebten; und da er ihnen bei so bewandten Umständen nicht weiter nöthig war, flog er hinweg, um sie der Liebe zu überlaßen, welche, nach ihrem Gefallen und ohne alle Besorgnis, ihre Gewalt über sie ausübte."

Als Moradbak diese Geschichte beendigt hatte, sagte der Sultan, der ståts sehr munter geschienen, obgleich er an einigen Stellen wohl hätte einschlafen können:

„Ich bin ziemlich zufrieden mit deiner Erzählung; sie hat mich zwar nicht eingeschläfert, aber sie hat mich vergnügt; und ich glaube, daß das Vergnügen ein noch besseres Mittel gegen mein Uebel ist, als der Schlaf. Ich muß dir indessen sagen, daß es ein großes Glück war, daß Kemßerai eine Schwester hatte; und daß die Prinzessinn Gefahr lief, Jungfrau zu bleiben, wenn sie nur einen Mann hätte heirathen sollen, der gegen die Versuchung unempfindlich gewesen wäre. Ich zweifle sogar, daß ein Mann, der sich dermaßen hätte beherrschen können, jemals ein guter Ehemann geworden wäre.“

Nachdem Hüddschadsch der schönen Moradbak einen Wink gegeben, sich zu entfernen, und befohlen hatte, morgen wieder zu kommen, gehorchte sie, und erzählte ihm die folgende Geschichte.

Subscriptions=Einladung.

Mehrfältig ausgesprochenen Wünschen zu genügen, die den neuesten deutschen Uebersetzungen der vorzüglichsten griechischen und römischen Dichter und Prosaiker beigegebenen Bildnisse derselben, sämmtlich nach Zeichnungen von Antiken, Gemmen und Münzen gestochen, auch allein abzugeben, hat sich die unterzeichnete Verlagshandlung nunmehr dazu entschlossen, und wird dieselben unter dem Titel:

Fünf und achtzig Bildnisse der vorzüglichsten griechischen und römischen Schriftsteller,

in 14 Lieferungen, jede 6 Bildnisse (die letzte 7) enthaltend, in 8v. Format, so daß sie zu allen vorhandenen Ausgaben und Uebersetzungen passen, auf feinem Schweizerpapier sauber gedruckt, herausgeben.

Der Subscriptionspreis beträgt für jede in einem saubern Umschlage geheftete Lieferung nicht mehr als 6 ggr. ($7\frac{1}{2}$ sgr. oder 27 Xr.), worauf von allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Niederlande, Holsteins, Ungarns und Dänemarks rc. Bestellungen angenommen werden. Damit indeß das Publikum zuvor sehe, was dafür geliefert und wie der Stich ausgeführt wird, sind in den namhaftesten Buchhandlungen der genannten Länder Probehefte niedergelegt worden. Das erste Heft ist bereits erschienen, dem von 6 zu 6 Wochen ein neues Heft folgen wird.

Prenzlau, den 1sten März 1828.

Ragoczysche Buchhandlung.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hagen, Friedrich Heinrich von der, 1780-1856

Tausend und ein Tag morgenländische Erzählungen aus dem Persischen, Tü
rkischen und Arabischen nach Petis de la Croix ...

Bd.: 9

Prenzlau (1828)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.arab.o.12(9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11716404-4